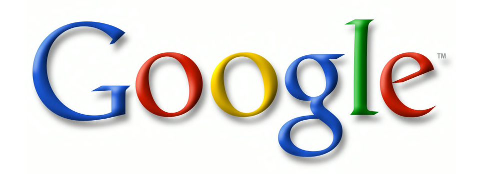

Google



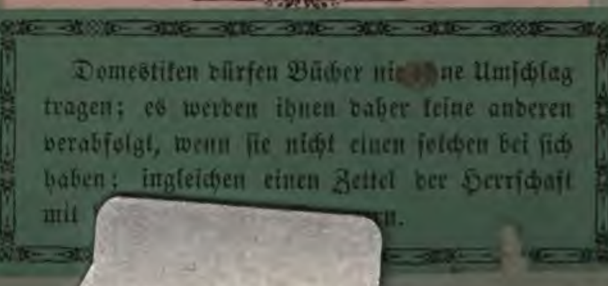
Beschluß

der General-Versammlung der Gesellschaft

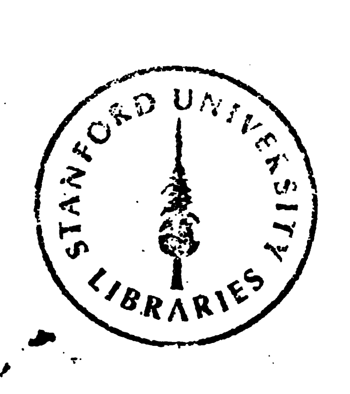
vom 17. December 1842.

---

1. Die Lesezeit für ein Buch, worunter ein Band zu verstehen, ist acht Tage.
2. Die Bücher müssen an den bestimmten Tagen zurückgeliefert werden und dürfen
3. keinem andern Mitgliede überantwortet werden.
4. Die Bücher können nur persönlich oder gegen schriftliche Quittung verabfolgt werden; auch werden neue Bücher nicht eher ausgegeben, als bis die früher entnommenen zurückgegeben sind.
5. Wird binnen acht Tagen das Buch nicht zurückgeliefert, so wird selbiges durch einen Boten gegen Bezahlung von 2 Sgr. 6 Pf. Botenlohn abgeholt; bringt der Bote das Buch nicht, und wird solches auch nicht binnen 4 Wochen eingeliefert, so wird auf Kosten des Entnehmers das Buch neu angeschafft.



Domestiken dürfen Bücher ni[illegible]ne Umschlag tragen; es werden ihnen daher keine anderen verabfolgt, wenn sie nicht einen solchen bei sich haben; ingleichen einen Zettel der Herrschaft mit [illegible]n.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Rückblicke
auf
Personen und Zustände.

[illegible]

[illegible]

Rückblicke

auf

Personen und Zustände.

Von

Eduard Gans.



Berlin:

Verlag von Veit und Comp.

1836.

Vorrede.

Da ich mit dem folgenden Buche vor ein andres Publikum als das mir gewöhnliche trete, so muß ich, wie jeder Anfänger, auch beschwichtigende und erklärende Worte voranschicken.

Die in dieser Schrift aneinandergereihten Aufsätze beziehen sich auf bedeutende Menschen und Verhältnisse, die es mir vergönnt war zu betrachten, und gehören somit, im weitesten Sinne gefaßt, zur sogenannten Memoirenliteratur. Wenn geschichtliche Thatsachen in den Gesichtskreis mitwirkender oder auch bloß anschauender Personen gelegt werden, und diese sich als darin ergehend schildern, so entstehen Denkwürdigkeiten, welche selbst als Quellen der objectiven Historie ver-

braucht werden dürfen. Die Memoiren des Kardinals von Retz sind ein Hauptbuch für die Geschichte der Fronde; die zu erwartenden Darstellungen von Talleyrand und Chateaubriand werden uns so sehr mit den Bewegungsgründen mancher Begebenheiten der letzten vierzig Jahre bekannt machen, daß sie schon im Voraus die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen haben. Es giebt aber eine andre und untergeordnetere Gattung von Denkwürdigkeiten, die man in Ermangelung eines bessern Wortes biographische nennen könnte, in welchen eine Person, was sie von Thatsachen und ihren Bewegern verspürt hat, aufweist, die Eindrücke schildert, die diese auf sie gemacht haben, und so gegen die Objectivität der Geschichte gehalten, mehr einen passiven als einen thätigen Beitrag zu liefern gedenkt. Zu dieser Classe von Schriften gehört nun die folgende, und bis jetzt haben sich nur die Franzosen auf dem genannten Felde zeigen *wollen.*

Daß die Franzosen überhaupt die Schöpfer und wesentlichen Inhaber der gesammten Memoirenliteratur sind, und namentlich für die letztere Gattung derselben, eine Art von Monopol besitzen, liegt so sehr in der Natur ihres Geistes, daß es fast keiner Erklärung bedarf. Ihr öffentliches Leben spiegelt sich ganz in den Salons ab, färbt mit seinen Bestandtheilen eine Masse von Personen, welche dieselben besuchen, und läßt so jeden, je nach Maßgabe seiner Geisteskraft, als einen Theilnehmer an den verhandelten Dingen erscheinen. Die Vertrautheit mit dem einen oder dem anderen der Machthaber läßt sehr bald aus einem bloßen Salonbesucher einen Rathgeber erwachsen, und so kommen Ministerfreunde, Kammerdiener, und ganz unscheinbare Personen dazu, am Ende ihres Lebens mit Memoiren hervorzutreten, die doch hin und wieder für die Hervorhebung manches einzelnen Punktes nicht ganz ohne Bedeutung sind. Die Memoiren der Engländer sind die *langen* Parlamentsreden, welche in den

langen Unterhaus- oder Oberhausnächten gehalten werden, denn dahinter steckt alsdann das verschlossene Haus, die Einsamkeit des Waldes, und die Ruhe auf den Jagdschlössern. Ein Engländer würde böse aussehen, wenn ein Anderer sich in seine Parlamentsöffentlichkeit einschleichen wollte, oder sie als ein Gemeingut auch außerhalb des Hauses in Anspruch nähme. Daß die Deutschen mit ihrem Stillleben, ihren Acten und ihrer Gründlichkeit, mit der Ermangelung der öffentlichen Berührung, wenn auch nicht des öffentlichen Lebens, bisher nicht als Urheber von Denkwürdigkeiten bedeutend hervortreten konnten, braucht wohl kaum erst entwickelt zu werden.

Und doch sieht jeder Mensch etwas in seinem Leben; und doch ist vielleicht der Winkel, aus welchem er in die Weltgeschichte hineinschaute, ein solcher, der einen nicht uninteressanten Standpunkt darbietet! Manche haben ihre englische Geschichte aus Shakespeares Königsdramen erlernt: Anderen hilft der historische Roman oft dazu, was ih-

nen sonst abstract und ungenießbar wäre, leicht mit angenehmem Beiwerke vermischt ergreifen zu können; warum sollte nicht die Weise, den harten geschichtlichen Thaler in tragbare Groschen umzuprägen, auch ihr Anziehendes und Belehrendes haben.

Damit soll aber gewiß nicht gesagt seyn, daß das dem Publikum vorliegende Buch die Anmaßung hätte, solchen Charakter für sich in Anspruch zu nehmen. Es ist dem Verfasser fast unbewußt entschlüpft, und hat seine Hauptveranlassung in der Bereitwilligkeit gehabt, womit er einigen Freunden bei der Gründung von Zeitschriften hat gefällig seyn wollen. Von den hier folgenden zwölf Aufsätzen sind vier schon an anderen Orten gedruckt worden, und der Beifall, den das Publikum ihnen zuwenden mögen, ist kein kleiner Bewegungsgrund, daß ich heute abermals vor ihm erscheine.

Viele Deutsche führen gewiß in ihren Erinnerungen Manches, was ihren Zeitgenossen oder

sicherlich auch Späteren zu wissen lieb seyn möchte. Sollte es nicht einmal Zeit werden, unsere bisher ziemlich nach Phantastischem strebende Literatur der Wirklichkeit näher zu bringen, und auch in dem Kleinleben der Menschen die Wirkung zu zeigen, welche die rollenden Donner der Weltgeschichte auf dasselbe hervorbrachten?

Berlin den 12ten August
1836.

Eduard Gans.

Inhalt.

Paris im Jahre 1825.

Was ist wohl der Spannung und hochaufgetriebenen Erwartung gleichzusetzen, wenn man in der letzten Hälfte der zwanziger Jahre zum ersten Male eine literarische oder gelehrte Reise nach Paris zu machen berufen ist? Von frühester Jugend an war ich mit französischen Autoren ernährt worden: meine Kindheit hatte die Siege Napoleons, die Besetzung unseres Gebietes durch französische Truppen gesehen; nach beendigtem Kampfe waren es nicht minder die französischen Schicksale, welche wie eine geschichtliche Initiative auf unsre Zustände einwirkten. In Paris war mir alles Wichtige und Bedeutende von Hörensagen und Lesen bekannt: die Viertel, die Straßen, die Belustigungsorte, die Männer, der Werth des Einen gegen den Anderen gehalten, der Stand der Parteien, die Richtungen in der Literatur waren mir nicht fremd: es fehlte mir aber Eines, und dies Eine ist von der höchsten Wichtigkeit, die Anschauung des Ganzen, in welcher sich selbst das

Bekannte ganz anders stellt, in der neue Gesichtspunkte überhaupt gewonnen werden, und die dem abstracten Hin- und Herschweifen endlich das Siegel der Bestimmtheit aufzudrücken befähigt ist. Was es für eine historische Vorstellung nur bedeutet, die Räume zu kennen, in denen etwas Großes geschah, wird zu bemerken überflüssig seyn; wichtiger aber ist es noch, in dieselben einzugehen, wenn man bisher nur Aeußerliches zu Lebensverhältnissen umzusetzen sich bemüht.

Wenige Monate vor meiner Abreise nach Paris war Herr Professor Cousin seiner Haft in Berlin entlassen worden, und befand sich, auf sein Ehrenwort freigegeben, in der Stadt. Vielfache Beziehungen mit ihm, die durch meine philosophischen Studien hervorgebracht waren, nahmen späterhin auch die Gestalt freundschaftlicher Verhältnisse und eines so innigen Zusammenseyns an, als die Gemüthsbeschaffenheit des französischen Professors dies gestatten mochte. Auf den Spaziergängen, wie zu Hause, wurde ich zum ersten Male auf lebendige Weise in die Gestaltungen des französischen Geistes eingeweiht, und obgleich mir schon damals Cousin nicht gerade der gesinnungsvollste Mann zu seyn schien, so nahm für ihn die ungemeine Wärme ein, mit der er von seinem Vaterlande, von dessen Geschichte, und von dessen großen Männern zu handeln verstand. Zum ersten Male hörte ich hier mit großem Lobe von den beiden Geschichtsschreibern der französischen Revolution

Mignet und Thiers sprechen, und der Letztere wurde namentlich deswegen gerühmt, weil er der Erste gewesen sey, der die positiven finanziellen Grundsätze der Convention auseinander gesetzt habe. Welcher politischen Parteiung Cousin eigentlich angehöre, war innerlich schwer auszumitteln, denn wenn Robespierre und St. Just wegen ihrer formalen Größe und Emphase ausgezeichnet wurden, so traf in einer anderen Stunde Herrn von Villèle wohl eine gleiche Anpreisung. Wir Deutschen rechneten dieses zumeist einer ungeheuern Unparteilichkeit zu, die wir um so mehr anstaunten, als sie uns selbst fremd zu seyn schien.

Mir kam die Bekanntschaft mit Herrn Cousin um so wichtiger vor, als ich in ihr einen guten Unter- und Vorbau für meinen Aufenthalt in Paris zu haben gedachte. Wie man es dort anfangen müsse, um zugleich den wissenschaftlichen Studien, dem Besuch der Gerichtshöfe und dem Umgange mit interessanten Personen obzuliegen, wurde vielfach besprochen: Cousin sagte mir Hülfe und Vermittelung zu, und hat sein Wort allerdings bei diesem ersten Aufenthalte redlich gehalten. Ueber Hamburg und Göttingen, wo ich Heinrich Heine aufsuchte, und den eben Promovirten mit nach Cassel nahm, über Frankfurt und Heidelberg, wo ich meinen Reisegefährten Hotho fand, dann über Baden und Straßburg ging es in langsamen Tagereisen der Weltstadt zu, wo Kenntnisse und Ansprüche sich erst zu bewähren ha-

ben, wo aber für menschliche Zusammenhänge zunächst der wahre und eigenthümliche Boden sich vorfindet.

Gewöhnlich wird verbreitet, daß es den meisten Fremden, namentlich Deutschen, schwer werde, sich in der ersten Zeit in Paris zu finden; nur wenn man das Heimweh überwunden, und sich mit den fremden Formen und Gestaltungen bekannt gemacht habe, trete allmählig ein Wohlgefallen ein, das ein längerer Aufenthalt allerdings bestätige und vermehre; ich konnte nichts von der Wahrheit dieser Ansicht erfahren; denn Paris war mir gleich am ersten Tage angenehm und erfreulich: das noch nie vorher gesehene Gewoge in den besuchteren Straßen, die Freiheit der Einzelnen, die von keinem anderen Einflusse abhängig scheinen, die Leichtigkeit des Umgangs und des sich Findens überhaupt bildeten einen solchen Contrast mit Dem, was mir anderswo vorgekommen war, daß schon die Betrachtung solcher Aenderungen einen Reiz darbot, der die ersten Tage meines Aufenthalts sehr erfreulich ausfüllte. Wir suchten gleich nach unserer Ankunft Alexander von Humboldt, Koreff und Cousin auf. Dem Ersteren hatte ich Empfehlungsbriefe vom Minister von Altenstein und vom Fürsten von Wittgenstein zu überbringen, und wir fanden, daß der Weltruhm, den dieser Mann besaß, nur dazu benutzt wurde, seinen Landsleuten eine Stütze, und ihrer Unbekanntschaft mit Allem, was sie zu thun hatten, ein helfender Führer zu seyn. Nie hat sich wohl

mit so tiefem und encyclopädischem Wissen so viel edle Gutmüthigkeit, eine mit so vielen Zeitopfern verbundene Sorglichkeit für Anderer Nutzen und Vortheil, endlich eine wohl nur deutschen Naturen mögliche Bekanntschaft mit allem auch außer dem Fache Wissenswerthen verbunden. Koreff empfing uns lachend als alte Bekannte, viele ergötzliche Berliner Anecdoten erzählend und empfangend: er schien nach kurzem Aufenthalte in Paris wiederum zu einer, wenn auch nicht verbreiteten, doch ziemlich vornehmen Praxis gelangt zu seyn, und verkündete uns sogleich die glänzenden Häuser, in die er uns einführen, die berühmten Männer, mit denen er uns bekannt machen wolle, so daß wir von vorn herein in Hoffnungen und Erwartungen schwammen. Cousin nahm uns ernst und feierlich auf: er freute sich für den Augenblick, Berliner zu haben, die ihm bezeugen konnten, was er gelitten, und die ihrerseits wiederum ganz erstaunt seyn sollten, ihn trotz dieser Leiden nicht als einen Ankläger, sondern als einen Vertheidiger der preußischen Monarchie zu erblicken. Dieses Benehmen Cousins, das seine französischen Freunde in Verzweiflung brachte, und seinen Feinden Gelegenheit zu manchen Spottreden gab, war höchst diplomatisch und berechnet. Cousin wußte sehr gut, daß der Geifer, dessen man sich entledigt, nur auf wenige Tage wirkt, daß aber Edelmuth, und ein anderes, als das erwartete Benehmen, im Stande sind, einen großen Eindruck zu hinterlassen.

schon damals war ihm der Plan nicht ganz fremd, nach Preußen, sey es in einer außerordentlichen oder ordentlichen Mission, zu kommen, und er wollte diese Möglichkeit nicht durch eine Heftigkeit verderben, die ohne allen wahren Vortheil für ihn gewesen wäre.

Die erste Promenade in den Pariser Straßen mit historischer Erläuterung machten wir in Cousins Gesellschaft. Er ging in der Regel einige Schritte voraus, dann sah er sich mit flammenden Augen um, und demonstrirte an Plätzen, Brücken und Häusern, was dieselben in historischer Beziehung merkwürdig mache. Wir waren so auf den Carrousselplatz gekommen, als Cousin sich eine längere Strecke von uns entfernt hatte. An dem Gitter der Tuilerien blieb er stehen, und winkte uns, daß wir herankommen möchten.

Approchez Gans, sagte er mit feierlichem Tone, et otez le chapeau, setzte er mit einer Stimme hinzu, die fast vor Wehmuth zu ersticken schien. Voilà le dix août.

Wir waren einen Augenblick wie betroffen, und brauchten einige Zeit, um die Begebenheit, die hier mit dem Orte, an welchem sie geschehen war, identificirt schien, wiederum von demselben zu lösen: ich darf aber hinzusetzen, daß mir bis zu diesem Augenblick ein wärmerer und eindringlicherer Geschichtsunterricht nicht gegeben worden war. Der Ort, wo man die Höllenmaschine gegen den ersten Consul angelegt hatte, wurde alsdann besichtigt, und wir beendigten den ziemlich wei-

ten Ausflug mit einem Besuche bei Benjamin Constant. Dieser, welcher mir bei dem ersten Anblick mit Friedrich August Wolf Aehnlichkeit zu haben schien, war mit seinen Vorarbeiten und Gedanken für die nächste Session beschäftigt: man sprach davon nicht, wie von Geheimnissen, sondern wie von Dingen, die eigentlich Jeder wisse, und die man nur bei ihm zu wecken brauche. Wir, die gewöhnt waren, jede kleine Regierungsmaßregel als ein gebornes Arcanum zu betrachten, waren freudig erstaunt, daß große Staatsmänner nicht einen Augenblick anstanden, das, was der Welt angehörte, auch der Welt zurückzugeben. Man redete von allerlei Menschen und Dingen, daß Casimir Périer trotz seiner eisernen Gesundheit zu kränkeln anfange, von den Fehlern Napoleons in den hundert Tagen, und Benjamin Constant griff hauptsächlich den article additionnel an, von dem ich immer geglaubt hatte, daß er, Constant, der Verfasser sey. Mad. Constant, welche gegenwärtig war, suchte das, was ihr Onkel, der Fürst von Hardenberg, über Napoleon geäußert hatte, mit in das Gespräch zu ziehen, und so war das Ganze ein liebenswürdiges Gemisch von Wichtigem, Interessantem, Leichterem und Nebenbeigehendem, ohne daß man eine Consequenz daraus hätte ziehen, aber auch, ohne daß man es jemals hätte vergessen mögen.

Die Bekanntschaft Constant's war die erste bedeutende, welche ich in Paris machte. Da aber die Dar-

stellung von Zuständen wohl am besten durch die Menschen begründet wird, mit denen man in Berührung kam, so will ich das Persönliche dem Sachlichen voranschicken, und die hervorstechenden Charaktere zeichnen, die es mir vergönnt war, damals zu beobachten. Unter den Landsleuten, welche in Paris angesessen waren, und die ich kennen lernte, zeichneten sich besonders drei nächst Humboldt und Koreff aus, nämlich Herr Legationsrath Oelsner, der Baron von Eckstein und Herr Professor Hase. Da alle drei ganz verschiedenen politischen Seiten angehörten, so wird es nicht uninteressant seyn, von ihren Eigenthümlichkeiten zu handeln. Oelsner hatte die Schreckenszeit der Revolution in Paris durchgemacht, wußte viel von den Fährlichkeiten zu erzählen, denen er fast wunderbar entgangen war, und in Folge des von ihm Durchlebten hatte sich, wie bei den meisten Männern gleicher Art, ein sehr fester constitutioneller Sinn ausgeprägt. Er lebte fast nicht mehr in der Geschichte Deutschlands und der übrigen europäischen Länder, sondern war mit den französischen Schicksalen und Zuständen wie verwachsen. Durch seine Frau mit der alten französischen Familie Montmerqué, die von Frau von Sevigné abstammte, verwandt, mußte er, so oft er mit dieser Familie zusammentraf, seine eigentlichen politischen Gefühle abstreifen, und durch Schweigen den royalistischen Grundsätzen derselben seine Zustimmung geben. Er führte mich in dieses Haus ein, und ich sah ihn

mitten unter alten Emigrantinnen durch kurze Worte sich den an ihn gemachten Anfragen entziehen: ich sah ihn leidend, und als wir nun nachher nach Hause gingen, da erst durfte er sich Luft machen und das Aergerniß laut werden lassen, das er einige Stunden lang still und verbissen getragen hatte. Oelsner konnte es Benjamin Constant nicht verzeihen, daß dieser durch eine Rede, die er durchaus halten wollte, das Gesetz des doppelten Voti gleichsam über Nacht habe entstehen lassen, aber er konnte sich auch keine Zeit denken, in der man aus dem Villèleschen Ministerium in bessere Verhältnisse gelangen würde: er war hypochondrisch, unzufrieden mit sich und der Welt, aber dabei der beste, gefälligste und dienstfertigste Mann. Seit seiner Abhandlung über Mahomet war er mit nichts Großem und Wissenschaftlichem aufgetreten, aber von Allem, was sich im deutschen Vaterlande begab, war es doch einzig und allein die Litteratur, die ihm wichtig und bedeutend vorkam; stundenlang ließ er sich von den hervorstechenden Erscheinungen unterrichten, und dann drückte er sein Bedauern aus, daß ihm Alles dieses bei seinem jetzigen Aufenthalte so fern stehe. Der Baron von Eckstein gehörte zu den katholisch gewordenen Deutschen, die erst mit der Restauration nach Frankreich gekommen waren. Er zeichnete sich darin vor den Franzosen aus, daß seine absolut royalistische Gesinnung nicht auf Leidenschaften, sondern auf einer wissenschaftlichen Ueberzeugung beruhte.

Es war die Hallersche Staatsphilosophie, es waren die theoretischen Grundsätze von Adam Müller und von Friedrich von Schlegel, die er als Adept vertheidigte und verbreitete, und die immer nur geeignet waren, einen sehr kleinen Kreis Solcher zu finden, die sie verstanden. Als Redacteur des Drapeau blanc hatte er sich manchmal auch wiederum recht freisinnig gezeigt, und Cousin war ihm zu Dank wegen der starken Vertheidigung seiner Sache verpflichtet. Das Gemisch dieser theoretisch absolutistischen Principien, und der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Unterlage, welche immer wieder das Denken und somit auch die Freiheit in die Betrachtung hineinbrachten, das Bedürfniß, die Fortschritte, welche die Philosophie in Deutschland gemacht hatte, nicht unbeachtet zu lassen; endlich das Studium des orientalischen Rechts, welches ich zuerst als ein nothwendiges Moment der Rechtsgeschichte einverleibt hatte, brachten ihn mit mir in manche Berührung, waren die Ursache manches wissenschaftlichen Gespräches, in welchem niemals jene schroffe Härte sich bemerklich machte, die gerade damals die Gemüther gewonnen hatte. Herr von Eckstein war zur Zeit Secretair bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Damas, der sich selbst nicht ganz zu jenen Maßregeln hinneigte, wodurch hauptsächlich das Ministerium Villèle gestürzt wurde, und bei aller Verschiedenheit unserer Gesinnung konnte ich von meiner

Seite recht viel durch dasjenige gewinnen, was mir die Erfahrung des Herrn von Eckstein als Resultat darbot. Herr Hase gehörte weder der liberalen, noch der royalistischen Seite an. Er war ein Sachse, der in Paris sich durch seine genauere Kenntniß der griechischen Sprache ausgezeichnet hatte, allmählig zu dem Posten eines Unterconservators der griechischen Manuscripte, eines Professors des neugriechischen Dialekts gelangt war, und endlich den Gipfelpunkt eines gelehrten Daseyns, nämlich die Mitgliedschaft des Instituts erklommen hatte. Alle diese bedeutende Eroberungen hätte er nicht machen können, wenn er einer bestimmten Parteiung angehört haben würde. Die Royalisten hätten ihn nicht befördert, wäre er ihnen entgegen gewesen, die Liberalen möchten gegen ihn gestimmt haben, wenn sie ihn als energischen Feind hätten betrachten können: um weder die Scylla noch die Charybdis zu treffen, mußte er laviren, und was am leichtesten einem Deutschen möglich ist, gar keine Partei, als die des Fortkommens ergreifen. So fand ich ihn ängstlich, gefällig, dienstfertig, und sich den Umständen fügend, nur leise gegen die auftretend, die er nicht mochte; aber auch eben so zaghaft die befördernd und unterstützend, denen er Wohlwollen bezeigen wollte. Ihm bin ich Dankbarkeit schuldig, daß er sich entschloß, auf Cousins Vorschlag im Journal des Savans den ersten Theil meines Erbrechts anzuzeigen, so wie auch dadurch, daß er meine

Plane auf der Manuscriptenbibliothek möglichst förderte und empfahl.

Durch Hase kam ich mit Abel Remusat und Raoul Rochette in Verbindung. Der Erstere namentlich war so freundlich und wohlwollend gegen mich, daß die Abende, die ich bei ihm zubrachte, zu den angenehmsten meines damaligen Pariser Aufenthalts gehörten. Er war Arzt gewesen und behandelte wohl auch noch von Zeit zu Zeit die Freunde, die ihn in Anspruch nahmen. Aber seine ganze Thätigkeit und seinen Eifer hatte er der Chinesischen Sprache zugewandt, die er nicht blos lehrte, sondern die er von der Vorstellung befreite, welche man bisher gehabt hatte, daß es eine unendlich schwere Sprache sey. Wir hatten häufig mit einander Streit darüber, inwiefern das Studium der orientalischen Sprachen und Geschichte in dem unendlichen Umfange, in welchem es betrieben zu werden anfing, nicht im Ganzen eher schädlich, als nützlich für diejenigen Disciplinen sey, denen doch ein höherer Werth und eine höhere Ausbildung nicht abgesprochen werden konnte. Die Wichtigkeit, die man auf den Orient legte, sah damals in Frankreich, wie ein Aufgeben aller Forschungen in Beziehung auf die abendländische Welt aus, und der Reichthum des im Orient wie in der Natur äußerlich Nebeneinanderstehenden wurde oft irrthümlicherweise als etwas sehr Intensives und uns Uebertreffendes betrachtet. Gegen diese Vorstellung hauptsächlich zog ich häu-

sig zu Felde, namentlich wenn man uns in unseren weiter vorgeschrittenen Zuständen die asiatische Welt als Muster oder Beispiel aufstellen wollte. Studien können, wie andere Angewöhnungen in höchst seltsame Einseitigkeiten ausarten, und desto fester sich darin verschränken, je mehr sie das Bewußtseyn haben, doch eigentlich ernste und uneigennützige Studien zu seyn. Abel Remusat war in der damaligen Zeit ziemlich fern von allem politischen Interesse: er wunderte sich beständig darüber, wie man so viel Zeitungen lesen, und so erstaunliches Gewicht darauf legen könne; er wünschte, daß man einmal aufhören möchte, so viel Politik zu machen, die ihm jetzt ganz die Stelle der alten allein seligmachenden Kirche einzunehmen schien. Dagegen hatten ihm die Sprüche und Meinungen des Confutse eine ganz andere Bedeutung, und sich mit ihnen zu beschäftigen, hielt er für ehrenwerth, interessant und bestritt aufs Heftigste die dagegen oft eingewandte Einrede der Langweiligkeit. Sonderbar blieb es, daß derselbe Mann sich in der Polignacschen Zeit dazu bewegen ließ, an die Spitze einer politischen Zeitung, des Universel, zu treten, somit das, was er 1825 bitter tadelte, 1830 selbst auszuführen berufen war. Wir wollen ihm hieraus keinen Vorwurf machen. Wer in der Nähe des Strudels großer Begebenheiten lebt, wird nicht der Herr seyn, dieselben von sich abzuweisen, und die Anklage der Inconsequenz trifft weit mehr die großen Wellen der Welt-

geschichte, als denjenigen, welchen sie ergreifen. Fast tägliche Gesellschafter Abel Remusats waren der Orientalist Klaproth, der neulich mit Hinterlassung voluminöser Kenntnisse und eines zweideutigen Rufes gestorben ist, und Saint Martin, der sehr gelehrte Chronolog und Kenner der armenischen Sprache, der schärfer, abgeschnittener, aber auch jesuitischer und rachsüchtiger, wie seine Freunde und Genossen war. Weniger, wie Abel Remusat, sah ich Raoul Rochette. Es war ein noch junger Mann, der durch einige glückliche Bücher früh in das Institut und in das Medaillencabinet der Bibliothek gelangt war, der selbst schön, auch den Damen archäologische Kenntnisse zugänglich machte und in der Kunst des Vorlesens und französischen Vortrags als der Nebenbuhler Abel Remusats betrachtet wurde. Mit deutschen Gelehrten in Verbindung zu stehen, von ihnen Briefe zu empfangen, und sie in der Ursprache zu lesen, machte seine Freude und bisweilen auch seinen Stolz aus: Raoul Rochette gehörte zu derselben ultraistischen Parteiung, wie Abel Remusat, und Beide haben um dieselbe Zeit am meisten dazu beigetragen, die Wahl Creuzers in das Institut durchzusetzen.

Etwas später wie mit den genannten Gelehrten kam ich mit meinem eigentlich juristischen Freunde zusammen, dessen ich hier mit tiefster Betrübniß Erwähnung thue, weil der Tod den regsten und unermüdlichsten Geist so *frühzeitig hinweggerafft*, da ihm das Leben gar manchen

Ersatz noch schuldig war. Ich spreche von Doctor Jourdan. Er war unter allen französischen theoretischen Juristen derjenige, der das Meiste von Deutschland wußte, und auch die größten und umfassendsten Kenntnisse besaß. Das Römische Recht war sein Hauptfach: weil er aber hierin etwas unfranzösisch, das heißt, tiefer und einsichtiger als die übrigen Doctoren war, so hatte man ihm gleichsam die Stiftung einer neuen Schule vorgeworfen, einer petite secte allemande, und so war er aus jedem Concurse ohne Erfolg geschieden, wie ein Neolog von den Fingern der Uebrigen verfolgt. In seinen politischen Ansichten gehörte er keinesweges zu den Exaltirten: er war vielmehr zurückgezogen und ängstlich, und nur seine Freundschaft und genaue Verbindung mit Cousin mochten ihm hier etwa hinderlich seyn. Nächst dem Römischen Rechte hatte er sich viel mit dem Geschwornengerichte und den Friedensrichtern der Engländer und Franzosen beschäftigt, und man durfte die Hoffnung hegen von ihm ein ähnliches großes und gediegenes Werk, wie das von Henrion de Pansay zu erlangen. Aber das Studium der deutschen Sprache hatte ihm ein so heftiges chronisches Kopfweh bereitet, daß er zu manchen Zeiten wie vom Schlage getroffen war, und auch dann, wenn er sich wohler befand, das Aussehen, eines durch Uebelbefinden tief gedrückten Menschen hatte. Dies hinderte jedoch nicht, daß er nach wie vor arbeitete, die Jugend, die er nicht öffentlich

unterrichten durfte, privatim belehrte, seinen Freunden hülfreich war, ihnen Erleichterung, Bekanntschaften und die Fähigkeit, sich auszubreiten verschaffte. Wir waren, nachdem wir uns einige Male gesehen hatten, einander näher gekommen: es erzeugte sich eine gegenseitige Zuneigung, die späterhin in einen Briefwechsel auslief, welchen nur der Tod unterbrach. Auf einer Reise nach England starb Jourdan an seinem Kopfweh in Deal, und sein Vaterland hat dem Todten das Lob und die Anerkennung nicht versagt, die der Lebende vergeblich in Anspruch nahm. Jourdán ist der Hauptstifter der Zeitschrift Themis, welche nach seinem Tode nur noch unregelmäßig erschien, und bald dem Geiste folgte, der sie geleitet hatte. Die Professoren der Rechtsschule, welche Jourdans Freunde waren, Blondeau, Dúcaurroy und Demante hatten weder jenes lebhafte Interesse, die Zeitschrift fortzusetzen, das Jourdan getrieben hatte, noch auch jene Fähigkeit, fremde Leser und Mitarbeiter anzutreiben, die ein eigenthümliches Talent Jourdans war.

Wir wollen, ehe wir zu den Sachen und Begebenheiten übergehen, nur noch einige Persönlichkeiten vorführen, welche nicht ganz ohne Interesse sind. Durch Alexander von Humboldt lernte ich den Marquis von Pastoret kennen, welcher mir um so wichtiger vorkam, als er einen Weg mit mir, nämlich den der Universalrechtsgeschichte in seiner histoire des législations be-

treten hatte. Ich fand ihn an seinem Arbeitstische, und vor ihm lagen meine Scholien zum Gajus, was ich nur einer ungemeinen Artigkeit zuschreiben konnte: denn Herr von Pastoret verstand die deutsche Sprache nicht. Unser Gespräch wandte sich bald der Universalrechtsgeschichte zu, und es fand sich, daß wir Beide die Arbeit aus verschiedenen Gesichtspunkten begonnen hatten: er um einem literarischen Drange zu genügen, ich um eine Lücke in der Entwickelung des Rechts auszufüllen. Seine Geschichte ist daher immer im Alterthume geblieben, und hat die Schwelle desselben nicht übertreten: die Betrachtungen sind nicht bloß dem Rechte, sondern auch den verschiedenen andern Lebensseiten zugewandt, und unter Gesetzgebung wird ebenfalls die scientia omnium rerum humanarum et divinarum verstanden. Zu einem wissenschaftlichen Verständnisse führen solche Unterredungen nicht: Jeder geht dabei von etwas Eigenem aus und begegnet selten dem Anderen auf seinem Pfade: dann erhebt die nationelle Verschiedenheit auch Schwierigkeiten, die kaum zu beseitigen sind, und hindert Dasjenige, sich zu entwickeln, was sonst vielleicht fruchtbringend gewesen wäre.

Auch Cuviers Bekanntschaft machte ich durch Alexander von Humboldt, so wie die des Malers Gérard. Es wird kaum nöthig seyn, eine Charakteristik des ersten zu entwerfen, denn der Weltruhm hat das Eigne, die Persönlichkeit gleichgültig seyn zu lassen. Cuvier

besaß in seinem Wesen eine tief ausgeprägte deutsche Eigenthümlichkeit. Ein ungeheures umfassendes Wissen, großer Scharfsinn und Beobachtungssinn war bei ihm vorhanden, ohne die Plötzlichkeit des französischen zusammenziehenden Geistes, der einseitig genug, die Seiten fahren läßt, die er gerade nicht betrachtet. In der Politik, wo eben diese Spontaneität und Geistesgegenwart das eigentlich Hervorstechende sind, konnte sich daher Cuviet niemals geltend machen, so gern er es auch gemocht hätte. Er war mehr Administrator, als Staatsmann: seine umfassenden Kenntnisse machten ihn im Staatsrathe unentbehrlich, und der sonst siegreichen Declamation setzte er häufig genug übersehene Facta entgegen. Mit diesem positiven Vorrathe ausgerüstet hielt er sich auch unter allen Administrationen, unter der des Herrn von Villèle, wie unter Ludwig Philipp: man übersah seine Schwächen, welche lediglich in der politischen Charakterlosigkeit lagen, und benutzte seine Kenntnisse, die keiner Verwaltung entbehrlich schienen. Seine liebenswürdige, jetzt verstorbene Tochter war häufig die männliche Ergänzung seiner großen Eigenschaften, und als er zum Beispiel schon im Begriffe stand, im Jahre 1827 in das von Karl X. gestiftete Obercensurcomité zu treten, vermochte ihn ein Fußfall der Tochter, davon abzustehen. Die Cuvierschen Sonnabende waren mir nach und nach so unentbehrlich geworden, daß ich den weiten Weg von anderthalb Stun-

den nicht scheute, mich dahin zu verfügen. Wenn man nicht vor Mitternacht entschlüpft war, so war es kaum möglich, alsdann sich zu entfernen. Cuvier stellte sich selbst an die Thüre, und nöthigte Jeden, der das Zimmer verlassen wollte, an dem kleinen Souper Theil zu nehmen, das hier im Unterschiede von den meisten französischen Häusern aufgetragen wurde. Wenn vorher das Gespräch, weil es sich über so viele Gegenstände verbreitete, weniger Gediegenheit und Schärfe besaß, so wurde es hier an dem kleinen Tische, und unter den wenigen Personen, so witzig, vertraulich und angenehm, daß man in der Regel sich noch des anderen Tages mit Freuden daran erinnerte. Der Maler Gérard war eine nicht minder interessante, wenn auch ganz verschiedene Persönlichkeit. Abgesehen von seiner Kunst, in der er nicht allein einer der vortrefflichsten Ausüber, sondern, was selten bei diesen sich vorfindet, einer der schärfsten und geistvollsten Kritiker war, gab es keinen Gegenstand der Wissenschaft, des Lebens, oder der Politik, über den er nicht, mit aller Sagacität eines Italieners, lebendig und sarcastisch hätte mitsprechen können. Sein Salon, der das Unterscheidende an sich trug, daß er auch im Sommer nicht einging, füllte sich in der Regel erst nach Mitternacht. Hier trafen Gelehrte, Künstler, Schauspieler, Staatsmänner, Dandys, Fremde, und Privatleute zusammen, so daß allerdings unter der Gemischtheit, welche überhaupt den Charakter der fran-

zösischen Gesellschaft bezeichnet, diese Zusammenkünfte als am meisten den genannten Standpunkt tragend, angenommen werden konnten. Spiel und Conversation, welche nicht, wie in Deutschland geschieden sind, sondern hier in einander griffen, waren die beiden Momente der Unterhaltung, und die vollkommenste Unabhängigkeit, welche oft in Ungenirtheit überging, machte die eigenthümlichste Würze derselben aus.

Nachdem ich schon längere Zeit in Paris gewesen war, und mich gleichsam auf der Bibliothek und in den verschiedenen Cirkeln, die ich besuchte, als ansässig betrachten konnte, machte ich durch Cousin die Bekanntschaft Royer Collards. Dieser Mann, der späterhin von sieben Wahlcollegien gewählt wurde, hatte auch in Deutschland Aller Augen, als die Personificirung einer unanarchischen Freiheit, auf sich gezogen. F. H. Jacoby hat in seinen Briefen mit Enthusiasmus von ihm gesprochen; seine seltene, aber dann durch Tiefe ergreifende Beredtsamkeit näherte ihn dem deutschen Wesen und die Opposition wurde zu einer würdevollen Stellung durch seine Anwesenheit in ihren Reihen erhoben. Ich fand einen wenig wortreichen, gediegenen und ernsten Mann, der mit seinem Gemüthe und seiner Liebe zu den alten französischen Zuständen vor 1789, dem Widerstande der Parlamente, der Ehrfurcht vor dem königlichen Principe hinneigte, dessen Geist aber den Fortschritt der Zeit und ihre Forderungen begriff, und

die Entwickelungen, die er für wesentlich hielt, mit der alten Grundlage in Vereinbarung bringen mochte. Er bedauerte es sehr im Gespräche mit uns, in seiner Jugend nicht Deutsch gelernt zu haben, und in seinem Alter nicht mehr über die Kenntniß der englischen Sprache hinaus zur Einsicht in das verwandte deutsche Idiom gelangen zu können: ihm bleibe daher alles Das verschlossen, was die deutsche Philosophie seit Kant an neuen Begriffen geweckt und hervorgebracht habe. Dennoch erfreue ich mich bisweilen, sagte er uns, an den Schriften eines deutschen Philosophen, von dem Sie vielleicht wenig wissen mögen, der aber, da er französisch schrieb, mir allein zugänglich ist: ich meine Herrn Ancillon Vater. Wir mußten allerdings zugeben, ganz unbekannt mit Dem zu seyn, was für die Philosophie von dem eben Genannten ausgegangen sey, und entschuldigten uns damit, daß wir in eine Zeit fielen, in der der Wolfianismus in Deutschland, und die Philosophie der Encyclopädisten in Frankreich bereits vollkommen vorübergezogen gewesen sey, und daß die schwere Kost, an die wir gewöhnt worden, unsere Geschmacksorgane unfähig gemacht habe, die ältere dogmatische Nahrung aufzunehmen. Das Gespräch wandte sich alsdann auf die Schotten, und ich weiß nicht mehr, durch welche Uebergänge auf Hallams Geschichte des Mittelalters. Royer Collard schien von dem Buche ganz eingenommen zu seyn, und meine Einwendung,

weil er nicht gut die royalistisch religiösen Ansprüche zugleich mit den liberalen abweisen durfte, und mußte die Vertheidigung von Gesetzen übernehmen, die seine weniger brennende als praktische und bürgerliche Natur gern in das Reich der Theorien hinausgeschoben hätte. Die Wahlkammer, welche in dem Jahre vor dem Tode Ludwig XVIII. zusammenkam, und der man den Namen der Kammer der Dreihundert nicht mit Unrecht beigelegt hat, obgleich sie ursprünglich nur neunzehn Mitglieder der linken Seite und des linken Centrums zählte, war nach der unfindbaren Kammer am Meisten seit der Restauration von Mitgliedern zusammengesetzt, die ohne Plan und Voraussicht einen hohlen und abstracten Fanatismus hatten, dem sich die Gegenstände seiner Wuth erst beliebigerweise finden sollten. Diese ausschließlichen royalistischen Wahlen hatten freilich zum Theil ihren Grund in dem Uebergewicht und der Stärke, welche der zurückstrebenden Ansicht nicht abgesprochen werden konnten, dann aber auch wieder in der Bestechlichkeit und Verfälschung, der sich die Präfecten hinzugeben angewiesen waren, und die allerdings dem Conseilspräsidenten zur Last fiel. Was die Leidenschaft der Camarilla und der Collegen, die zu ihr gehörten, begehrte, das wußte seine Verschlagenheit ins Werk zu setzen, und da ihm die Wahl der Mittel nicht schwer fiel, und selbst die äußersten nicht bedenklich schienen, so war bald eine Kammer zusammengebracht, die desto

eifriger handelte, je weniger sie geraden Wegen und den Stimmen unabhängiger Wähler zu verdanken war. Es ist eine so außerordentliche Erscheinung, bei einem großen und einzigen Volke eine Repräsentation des Trugs und der Fälschung auftreten zu sehen, daß wir uns hier einen Augenblick aufhalten müssen. In der Regel werden solche Mittel auf naive Weise gebraucht, um bestimmte Zwecke zu erreichen, ohne daß man die moralische Wirkung betrachtet, welche nothwendigerweise daraus hervorgeht, und zu entgegengesetzten Erfolgen führt. Die Corruption, die auf alle Weise angewendet wurde, diente zunächst dazu, die Masse des französischen Volkes in eine heimliche und beständige Opposition zu ihrer Regierung zu stellen, dieselbe in dem Gedanken zu bestärken, daß die Regierung etwas Isolirtes, Abgeschiedenes, und bloß für sich Handelndes sey, und somit den Zusammenhang zu untergraben, in welchem die Regierung immer nothwendig mit den Beherrschten bleiben muß. Es scheint, daß Diejenigen, welche an einen Geist der Zeit, und an ein bewegendes Princip, dem jene folgt, nicht glauben, später zu der leider unglücklichen Einsicht gelangen müssen, daß Alles, was sie anwandten, um die Zeit zu bekämpfen, in ihren Händen ein Mittel zur Förderung derselben geworden war. Man könnte freilich diese Wahrheit noch auf ganz andre Zustände beziehen, und überhaupt die Dialektik der Weltgeschichte darin erkennen lassen, daß sie sich der anscheinend ent-

gegengesetztesten Werkzeuge bedient, um Das, was ein für allemal eintreten muß, zu bewerkstelligen: aber hier in unserem Falle wird Niemand läugnen wollen, daß Villèle's sechsjähriges Ministerium dessen sich die Contrerevolution als einer festen und beinahe ewigen Erwerbung freute, mehr wie irgend etwas jene elektrische Materie heraufbeschwor, die endlich in der Juliusrevolution sich entlud. Verschlagenheit und List können einen Augenblick das wirklich Nothwendige entfernen und abhalten, nur aber unter der Bedingung, es für die Dauer in heftigeren Formen und Gestaltungen wieder erscheinen zu lassen. Was die Congregation erst im Stillen und dann bei hellem Lichte zu erbauen glaubte, was Villèle's praktische Klugheit als die Begründung seiner ministeriellen Allgewalt erblickte, schlug in gegebener Zeit dazu um, den Thron nicht zu erschüttern, und in Folge heftigen Kampfes umzuwerfen, sondern wegzuwehen, als wenn derselbe niemals Wurzel gefaßt hätte. Die im Jahre 1824 votirte Septennalität der Wahlkammer gab ein auffallendes Beispiel zur Begründung des eben Behaupteten. Die Anhänger dieser nach englischem Muster vorgeschlagenen Neuerung wollten die Unruhe, welche die jährliche Ergänzung zu einem Fünftel erschaffen mußte, entfernen, und namentlich eine Kammer hervorbringen, die, einer langjährigen Dauer gewiß, dem Ministerium eine sichere Stütze und einen Anhalt darböte. Doch das Umgekehrte trat ein. Die verhaltene Lust, bei den par=

tiellen Wahlen mitzuwirken, erhob sich in stärkerer Weise bei der Nothwendigkeit einer allgemeinen Wahl, und die Bewegung, welche man dem Lande ersparen wollte, wurde ein Sturm, dessen Heftigkeit wuchs, je länger ihm die Auswege versperrt blieben. Es zeigte sich, daß die Einrichtung welche in England einen Grund in der größeren Festigkeit der Institutionen hatte, in Frankreich zu einem der unglückseligsten Mittel geworden war, das, was man beschwichtigen wollte, hervorzurufen.

Karl X. war auf Ludwig XVIII. gefolgt, und es wird zuvörderst nothwendig seyn, auf die verschiedene Natur beider Brüder aufmerksam zu machen. Der ältere hatte es schon vor der Revolution mit den Aufklärern und Literaten gehalten, und es mag nicht unbemerkt bleiben, daß das Bureau der Notabeln, dem er präsidirte, für die Verdoppelung des dritten Standes gestimmt hatte. Er las seine Klassiker mit der Leichtigkeit eines im Alterthum bewanderten Franzosen, citirte seinen Horaz, und war dem neu eintretenden Jesuitismus und der fanatisch katholischen Richtung eben so entgegen, als sein Bruder ihr zugethan schien. Er hatte die Charte octroyirt, und wenn er es auch nicht mochte, daß sie ihm über den Kopf wachse, so hätschelte er sie doch, wie ein geliebtes Kind, wie sein Werk, und das Ministerium, welches die Verfassung in der Schwebe zu halten suchte, das Decazesche, war ihm beständig das liebste geblieben. Die Gluth der neuen

politischen Welt, die Consequenzen, welche man mit scharfer Gedankenladung aus dem Gegebenen zog, konnte er allerdings nicht mehr erfassen, und in seine Einsicht verwandeln; aber er hatte doch nichts Feindliches und Entgegengesetztes in sich, er erschien nicht als der Mittelpunkt des Alten und längst Vermoderten und was in seinen letzten Jahren, bei eintretender Körper- und Geistesschwäche, sich begeben hatte, wurde nicht mit Unrecht auf Rechnung des schon Alles anordnenden Bruders gesetzt. Karl X. dagegen hatte in seiner Jugend weder zu den Literaten, noch zu den Aufklärern gehört, sondern vielmehr zu denen, die hinter einem ausschweifenden Jahrhundert nicht zurückbleiben. Die äußerliche Frömmigkeit, in der er gewohnheitlich erzogen war, hatte späterhin den Anhalt und die Stütze bieten müssen, die sonst wohl wissenschaftliche Bestrebungen und literarische Kenntnisse verleihen, und wenn es auch übertrieben seyn mag, daß er zu den weltlichen Mitgliedern des Jesuiterordens gehört habe, so stand doch Alles, was sich darauf bezog, so sehr in seiner Gunst, die religiösen Vorurtheile vergangener Jahrhunderte schlossen sich in seinem Geiste so nah und vertraut an die Berechtigungen der königlichen Würde an, daß bei seiner Thronbesteigung die Franzosen ein Gefühl überzog, als wenn Jacob II. Geist aus dem Grabe gestiegen wäre. Bei allen diesen Vorurtheilen, die gegen ihn entstehen mußten, hatte er doch echt französische

Gaben, welche geeignet waren, seine Waage, gegen die Ludwig XVIII. gehalten, steigen zu machen. Er war körperlich wohlauf, hatte ein Talent der Repräsentation und Grazie, sprach, wenn nicht beredt, doch angenehm und einnehmend, und da er sich zeigen, und zu Pferde erscheinen konnte, so erfüllte er eine der Cardinalbedingungen, welche die Franzosen von ihren Königen verlangen. Die mangelnden Kenntnisse ersetzte eine praktische Uebung, und Routine, welche eine Grundlage des französischen Seyns ist, und diejenigen, welche näher mit ihm verkehrten, wurden oft von einer bezaubernden Ritterlichkeit angezogen. Die Minister hatten die Regierung Karls X. damit inaugurirt, daß die in den letzten Monaten Ludwig XVIII. eingeführte Censur sofort bei der neuen Thronbesteigung aufgehoben wurde. Sey es wahre Freude über die verschwundene Hemmung, sey es Liebe zur Veränderung überhaupt, der Name des Königs wurde mit einem Male volksthümlich; das was man von seinen Verbindungen und Ansichten wußte, wurde in den Hindergrund gedrängt, und was man nie hätte glauben mögen, selbst liberale Journale hoben es hervor, daß dieser glückliche Umschwung durch den Befehl des Königs selbst hervorgegangen sey. Mit den Flitterwochen der Thronbesteigung schwanden aber wieder diese Liebe und plötzliche Verehrung, wie sie gekommen waren: die eigentlichen Verhältnisse thaten sich kund: die Congregation mit ihrem schwarz leuchtenden

Anzuge, die Geistlichkeit mit ihrem bösen Grimme, die alten verblichenen Rechte mit ihren Ansprüchen zeigten sich jedem unbefangenen Blicke, und tödteten die Versöhnung, das Verständniß und die sich bildende Zufriedenheit. Ein halbes Jahr später, als Karl X. auf der Krönung von Rheims erschien, hatte die Täuschung geendet: man hatte sich viel von dem dramatischen Effecte dieser Scene versprochen, die einem ganz andern Jahrhunderte angehörte: Ludwig XVIII. war ihr mit Recht aus dem Wege gegangen, und seine Kränklichkeit wurde vorgeschützt, wenn die Rückstrebenden darauf bestehen wollten. Aber Karl X. konnte keine Ceremonie auslassen, die ihm seinem Rechte erst die religiöse Färbung zu leihen schien, und wenn er auch die Charte auf dieser Krönung beschwor, so schien die Salbung selbst an die Hand zu geben, daß er über seinem Schwure stehe. Die Einwohner von Rheims hatten große Vorbereitungen gemacht; sich auf eine unendliche Anzahl von Besuchern gefaßt gehalten: und Lebensmittel waren von allen Seiten aufgehäuft worden. Aber außer den Abgesandten, und den nothwendigen Begleitern, erschienen nur wenige Fremde und Neugierige: die Pariser hatten sich fast verabredet, zu Hause zu bleiben, und die Worte Logement à louer pour le sacre, waren die unfreundlichen Ueberschriften, die dem Könige auf seinem Wege nach der Kirche auffallen mußten. Am sechsten *Juni zog er nach* der Krönung in Paris ein, und wir

hatten uns in ein Haus nahe bei der Pforte St. Denis eingemiethet, um die Einholung recht genau betrachten zu können. Ein reicher, prächtig ausgelegter Krönungswagen mit königlich aufgeschirrten Pferden war sichtbar, ein endloser Zug Trabanten, welche noch in die Farben der guten alten Zeit gekleidet waren, aber kein Ton eigentlicher Volksliebe ließ sich vernehmen. Aufgestellte Polizeidiener heulten bisweilen mit einem magern vive le roi dazwischen, das sich aber sofort an dem imposanten Stillschweigen der nicht zu reich versammelten Bürger und an der trüben Stimmung der ganzen Bevölkerung brach. Die Pracht, welche man an den Tag gelegt hatte, machte einen traurigen Eindruck. Mir schien es, als wenn ein Eroberer triumphirend käme. Als Kind hatte ich den Einzug Napoleons in Berlin gesehen, und diese Zurückkunft schien mir keine geringe Aehnlichkeit mit jener Begebenheit in der Stimmung zu haben, die sie hervorbrachte. Nur Nachmittags, als die Einholung und ihre Bedeutung vorüber war, trat eine größere Lustigkeit in der versammelten Menge hervor: haben bei uns ja selbst Trauertage am Ende das Resultat gehabt, nach längerer Zeit als Festtage zu gelten.

Um diese Zeit waren es namentlich die in der letzten Session durchgegangenen Gesetze, die den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs bildeten. Das Gesetz über die *Frauen-Klöster*, welchem das Amendement der Pairs-

kammer eine wesentliche Beschränkung beigelegt hatte, dann aber vor allen Dingen das den Grüften des Mittelalters entlehnte Sacrileggesetz, das eher humoristisch und komisch, als praktisch erschien, hatten die unbestrittene Tendenz der Congregation, das, was sie wollte, und, wenn es nöthig schien, wagte, an den Tag gelegt. Nur die Anerkennung von Haiti hatte sich rein durch den Finanzminister ohne ihre Zustimmung gemacht, und die liberalen und Congregationsblätter waren gleich bereit, sie sowohl der Form, als dem Inhalte nach zu bekämpfen. Nachdem die Deputirtenkammer eine reine Trägerin des Congregationsgeistes geworden war, und die beliebig zu vermehrende Pairskammer nur eine mäßige und berechnete Opposition bildete, war die einzige Macht, welche Widerstand leistete, die freie Presse, die bald in heftigen Angriffen, bald in nicht minder einschneidender Defensive, die Finsterniß zerstörte, die krummen Wege enthüllre, und ein überall vernehmbares Warnungsgeschrei die Irregeleiteten hören ließ. Der freien und gegen die Regierung auftretenden Organe der Presse waren nur wenige, denn jedes Journal war auf Privilegium begründet, und es konnten nicht willkührlicherweise mehr als schon da waren, entstehen. Wenn man die vorhandenen etwa kaufte, oder durch Tendenzprocesse nach dem Gesetz vom März 1822 vernichtete, so war man die bellenden Widersacher los, und es erschien in einer nicht mehr entfernten Periode die glück-

liche Perspective ohne Opposition zu herrschen, zu thun, was man für gut finden möchte, und Alles, was die Revolution zerstört hatte, wiederherzustellen. Bei einigen untergeordneten Blättern gelang der Aufkauf: andere veräußerten das Blatt, aber nicht ihre Rechte; das Journal des Débats hingegen, der Constitutionnel, der Courrier français, das Journal du Commerce von der liberalen, die Quotidienne von der Seite der Contreopposition waren weniger geschmeidig und widerstanden allen ihnen gemachten Propositionen. Hier galt es nunmehr, einen Krieg zu führen, da Vergleichsvorschläge nichts gefruchtet hatten, und zu diesem Feldzuge rüstete man sich schon im Sommer 1825. Die Natur der Tendenzprocesse lag darin, daß es nicht gerade die bestimmten Angriffe eines gegebenen Artikels waren, welche sie hervorriefen, sondern vielmehr der Geist, der aus dem Zusammenhange mehrerer Artikel zu leuchten schien, und den man willkührlich zu deuten, hervorzuheben oder fallen zu lassen sich erlauben konnte. Diesesmal wollte es die Regierung nicht versuchen, über das von ihr Ausgesagte Klage zu erheben: aber die Schmähungen der Religion sollten ein für allemal aufgedeckt, und die Suspension und späterhin die Aufhebung der Journale als Bestrafung verlangt werden. Die Congregation legte alles das, was von den Jesuiten oder über den Ehrgeiz der Priester geschrieben worden war, der *Religion selbst unter*, und forderte Schutz für ein Wesen,

das nur in seinen zufälligen Dienern einen Angriff erlitten hatte. Alles Mögliche wurde versucht, um schon vor dem Eintritt der Ferien den Tendenzproceß gegen den Constitutionnel und den Courrier français entscheiden zu lassen; aber die Cour royale widersetzte sich. Es ist etwas ganz Eigenthümliches in Frankreich, daß die Gerichtshöfe, die in gewöhnlichen Zeiten sich beugsam bezeigen, einen politischen Charakter annehmen, so wie die Stände entweder nicht vorhanden sind, oder sich mit der Regierung zu bestimmten Plänen und Zwecken verbunden haben. Die Parlamente versuchten es, Generalstände auf kleinem Fuß darzustellen, als die auf größerem Fuße fehlten: sie maßten sich constitutionnelle Rechte an, die ihnen eigentlich abgingen und ebenso wollten auch die jetzigen königlichen Gerichtshöfe nicht übersehen lassen, daß sie sich die alten parlamentarischen Traditionen zu eigen gemacht hätten. Man hatte die Preßprocesse den Geschwornen abgenommen, und sie festen Körperschaften überliefert, in dem Glauben, hier der Beweglichkeit eines Geschwornenurtheils nicht ausgesetzt zu seyn: man brachte aber eben nicht in Anschlag, daß die Festigkeit und Unbeweglichkeit der Höfe in gegebenen Zeiten einen nicht minderen Widerstand enthielte, daß hier sogar die Beherschung unmöglicher, der Einfluß schwieriger erscheinen müsse, je mehr die Mitglieder einer solchen Körperschaft zu ihrem eigenen Charakter und zu ihren Einsichten Vertrauen hätten. Die Schritte,

welche bei dem ersten Präsidenten Baron Seguier gemacht wurden, um ihn zu bewegen, den Tendenzproceß noch vor dem August 1825 entscheiden zu lassen, scheiterten, und so versuchte der Generalprocurator Herr Bellart denn sein Glück gegen Ende des Novembermonats. Sein Requisitorium, welches wie das Sacrileggesetz an ganz entschwundene Zeiten erinnerte, hatte nächst der Verfolgung des Processes noch den positiven Zweck, die Anerkennung des Jesuiterordens durchzusetzen, indem er in demselben die Nützlichkeit der religiösen Verbindungen für die Kirche [redacted] sich bemühte. Aber die jansenistischen Gerichtshöfe konnten unmöglich mit solchen Geständnissen und Aufdeckungen zufrieden seyn, und so trug schon das Requisitorium den Ausgang der Sache in sich. Kurz vor dem Tendenzprocesse des Constitutionnel hatte ich mich um einen guten Platz bei den Verhandlungen bemüht; aber die wenigen reservirten Billets waren an den Lord Holland und seine Familie vergeben worden. Auf den Vorschlag eines Freundes, des Advocaten Marchand, entschloß ich mich, die robe d'avocat zu nehmen und setzte mich demzufolge in den Kreis, welcher dem Barreau geöffnet ist. Die Frage, die hier entschieden werden sollte, war mehr politisch, wie juristisch. Wenige Monate vorher war ein entschiedener Royalist, Herr von Montlosier aus seinen Auvergner Bergen herabgestiegen und hatte die Pfaffen, die Congregation und die Jesuiten als Ver-

Sitzungen hindurch dauerte dasselbe Verhalten, aber nichts kam der Unruhe gleich, als endlich auf den Spruch gewartet wurde. Die Meisten hofften auf einen entscheidenden Sieg; aber Andere waren ihrer Sache nicht so gewiß: laut wogte die Bewegung der Meinungen. Draußenstehende unterhielten sich lebhaft mit den Mitgliedern des Advocatenstandes: Dupin war von einer Masse seiner Collegen und Anderen umstellt, und in seinen Mienen las sich mehr, wie anderswo, die Gewißheit des Erfolges. Endlich ging die Thüre auf: Seguier war um viele Schritte seinen Collegen voraus, die gravitätisch nachfolgten, und in seinen leuchtenden Zügen drückte sich deutlich ab, was er in seiner Hand hielt. Wer beschreibt die allgemeine Freude, als nun die Worte gelesen wurden: Considérant, que si plusieurs des articles incriminés contiennent des expressions, et même des phrases inconvenantes et repréhensibles, l'esprit résultant de l'ensemble de ces articles n'est pas de nature à porter atteinte au respect, dû à la réligion de l'état, que ce n'est ni manquer à ce respect, ni abuser de la liberté de la presse, que de discuter l'introduction et l'établissement dans le royaume de toute association non autorisée par la loi, que de signaler des actes notoirement constans, qui offensent la réligion et les moeurs Innerhalb des Raumes, welcher dem Advocatenstande angewiesen war, umarmten sich Bekannte und Unbekannte: auch außerhalb desselben drückte man

sich die Hände und äußerte seinen Beifall mit allem Ungestüm, welcher Franzosen eigenthümlich ist. Als ich mich mit meiner Robe etwas langsamer auf deutsche Weise erhob, rief mir ein junger avocat stagiaire, Herr Degérando, zu: Eh bien, Docteur allemand, avez vous chez vous cette indépendance des tribunaux? Nous avons mieux, erwiederte ich, nous n'avons pas de Jésuites.

Dieser erste wahrhafte Unfall des Ministeriums, obgleich man späterhin so weit ging, Villèle selbst dabei eine große Schadenfreude gegen die Congregation zuzuschreiben, bereitete alle späteren vor. Die Gerichtshöfe nahmen den Platz der Pairskammer ein: die Provinzialhöfe beeiferten sich, dem Pariser zu folgen. Die entmuthigte Nation faßte wieder Hoffnungen, als sie dieses Urtheil las, und empfand ein Bewußtseyn ihrer Stärke: die verschiedenartigen Nüancen der Opposition thaten sich zusammen, um zu einem Zwecke, dem Umsturze des Villèleschen Ministeriums zu arbeiten, und ein Theil der sogenannten Contreopposition hatte so lange schon Krieg gegen den Minister geführt, daß sie sich in Reden und Handlungen kaum von den liberalen Deputirten unterschied. Um diese Zeit wurden die Keime zu jenem sogenannten Abfalle gelegt, mit welchem Namen späterhin die Royalisten die Agiersche Partei bezeichneten, die in der That während der anderthalb Jahre der Martignacschen Verwaltung die tonangebende Minorität war, welche durch ihre Schwankungen bald dieser, bald jener Partei den Sieg verschaffte.

Ein Privatereigniß, welches unter den vorliegenden Umständen zu einer Begebenheit heranwuchs, trat gleichzeitig hinzu, um die schwere Wucht der Stimmung zu bekunden. Es war der Tod, die Leichenfeier des Generals Foy und die Folgen, welche daraus hervorgingen. Foy hatte militärische Verdienste, ohne daß sein Name unter den Napoleon umgebenden Sternen bedeutend hervortrat: später hat ihn Napoleons Anpreisung hervorgehoben, die er sicherlich verdiente, da er ihm früher entgegen war. Aber seine größte Bedeutung hatte er als Redner und Civilkämpfer in der Zeit, wo er mit Périer an der Spitze der neunzehn Deputirten der linken Seite stand, wo er das Ministerium auf jedem Schritte verfolgte, alle Tage auf der Tribune seyn mußte, weil kein Ersatzmann sich darbot, und endlich hauptsächlich dahin wirkte, daß das, was dem Gedanken nach groß, der Zahl der Begünstiger nach aber klein schien, aus dem Gedanken auch in die materielle Größe überging. Diese unerhörten Anstrengungen hatten ihm eine Herzkrankheit zugezogen, an welcher er am 28sten November verstarb. Der Constitutionnel erschien am folgenden Tage mit einem schwarzen Rande und zeigte mit wenigen energischen Worten Frankreich an, daß es den General Foy verloren habe. Die Leichenfeier vom ersten December wird in den Annalen der französischen Geschichte ewig denkwürdig bleiben. Es handelte sich hier nicht darum, die Marmor-

statue eines großen Verstorbenen in dem Pantheon des Ruhms aufzustellen, wohl aber, die noch warme Erinnerung an den eben Dahingegangenen zur Fahne und zum Sammelpunkte der der Regierung abwendigen Parteien zu stempeln. Diese Absicht gelang vortrefflich. Trotz dem elenden Wetter, trotz dem Regen, der in Strömen heruntergoß, war ganz Paris auf den Beinen. Die Leiche war um ein Uhr von dem Sterbehause weggezogen, und erst um sechs Uhr kam sie auf dem Kirchhofe an. Ich wurde auf den Boulevards von der unendlichen Menschenmasse fast wie getragen: eine wehmüthige Stille herrschte unter den Anwesenden: von allen Parteiungen, außer von der der Congregation, waren Zeugen zugegen. Royer Collard, der Tags zuvor seinen Bruder, den Arzt von Charenton, begraben hatte, folgte jetzt der Leiche seines politischen Freundes. In der Rede, welche Périer vor der Einsenkung in die Gruft hielt, sprach er von der Familie des Generals und ließ den Gedanken einer Adoption durch die Nation hervortreten. Dieses Wort wirkte elektrisch. Man beschwor es nicht allein auf dem Grabe, sondern den andern Tag hatten schon alle Oppositionsjournale ihre Bureaus dahin angewiesen, Beiträge für das Monument und für die Familie des Generals Foy in Empfang zu nehmen. Ein Eifer, wie er nie früher an den Tag gelegt worden war, und der von Paris ausgehend alle Departements durchzog, brachte für diesen Zweck in

wenigen Monaten eine Million Franken ein. Die Familie des Generals war geborgen, aber geborgener noch schien Frankreich, das diese Million gegeben hatte.

Man denke sich nun diese beiden Thatsachen: die Freisprechung der angeklagten Journale und die Leichenfeier des Generals Foy als Zündstoff der Gespräche hingeworfen, und man wird eine Vorstellung von der Belebtheit erhalten, welche die französischen Salons von nun an annahmen. Mehr als jemals war außer den politischen Fragen, die nunmehr stärker hervortraten, ein Eifer für einheimische und fremde Literatur sichtbar. Frankreich hatte aus den unfruchtbaren Streitigkeiten seiner Parteiungen sich auf dieses frische und lebensvolle Gebiet begeben und es anmuthig und wohnlich gefunden. Was späterhin unter der Martignacschen Verwaltung so entschieden und plötzlich sich geltend machte, und dann wieder seit Polignac und der Juliusrevolution so bedeutend abnahm, diese Versenkung in die Wissenschaft und in literarische Zwecke überhaupt, fing jetzt gerade an, die Tagesordnung zu werden. Wir wollen hier nicht von den Büchern sprechen, die diese Richtung zu wecken schienen, sondern lediglich von einem einzigen Journale, das von jungen Männern gestiftet, sich sehr bald an die Spitze dieser Bestrebungen gestellt hatte. Wir meinen den Globe in der Form und Gestalt, wie er sich bis zum Martignacschen Preßgesetze, oder besser *bis zum* 15ten Februar 1830 gehalten hatte. Er stieß

von allem Alten und Abgedroschenen ab. In der Nationalökonomie hatte er die freisten Ansichten, und die meistens von Duchatel verfaßten Artikel widersprachen nicht allein dem St. Cricqschen Prohibitionssystem, sondern auch den Maßregeln, die der Verfasser später als Minister eintreten ließ. In der Literatur bekämpfte der Globe mit Witz, Geist und Schärfe die eingewurzelten Krebsschäden des Classicismus, und der Banner der romantischen Schule wehte frei und luftig von seinen Zinnen. Doch war die Romantik des Globe noch nicht jene frazzenmäßige und geistlose, die das Schauderhafte und Grausen Erregende schon an sich für hinreichend hält, die Stelle des Poetischen zu ersetzen: vielmehr war es eine maaßvolle Romantik, der Shakespeare und Goethe als Häupter vorangingen. Kein Journal hat so viel dafür gethan, unseren deutschen Heros auch in Frankreich dafür erscheinen zu lassen, als der Globe. Ich erinnere mich noch der Beistimmung seiner Redactoren, als wir am 28sten August 1825 ein solennes Fest zur Feier seines Geburtstages unter dem Präsidium des Regierungsraths und Professors Graff begingen. Auch von Goethe ist dieses vielfach anerkannt worden, und man kann sagen, daß der Globe in den letzten Jahren seines Lebens mit zu seinen erfrischendsten Unterhaltungen gehörte. In der Politik (denn wie könnte auch ein nicht politisches französisches Blatt der Politik fremd bleiben) hatte der Globe die Ansichten der

Doctrinaire, die sich damals von denen der Gesammtopposition nur schwach unterschieden. Die Hauptdifferenz lag meistens darin, daß die Doctrinaire gern ihre Meinungen formulirten, und ihnen den Firniß der Nothwendigkeit zu geben versuchten, während die übrigen diesen Drang nicht in sich verspürten, sondern ihren Ansichten, wie sie sich mittheilen wollten, freien Lauf ließen. In der Geschichte war es die neue Schule, im Gegensatz der alten, welche der Globe einführte. Thierry, Mignet, Thiers, Guizot gehörten, wenn auch nicht zu den Redacteuren, doch zu der Gruppe, welche den Globe umstand. Bei aller Gründlichkeit und bei der nicht zu verkennenden Schwungkraft, welche der Globe enthielt, war er doch von jener herben Säure frei, die man später der Partei, die er damals vertrat, nicht mit Unrecht vorgeworfen hat. Alle Montag Abend empfing Dubois, der damalige Redacteur en chef des Globe, jetziger Deputirter der unteren Loire. Er war ein Mann, von dem gedrungenen Geiste, der die Einwohner der Bretagne auszeichnet, beseelt, welcher auch späterhin den politisch geordneten Globe mit einem Artikel eröffnete, den man ein Meisterstück wehmüthiger und abgenöthigter Polemik nennen könnte. Alles, was in Frankreich zur romantischen Schule, zu den Oekonomisten, zur jungen und wissenschaftlich aufstrebenden Generation gehörte, war hier versammelt. Wenn Cousin erschien, umstand ihn ein gewaltiger Kreis, der auf jedes seiner

Worte lauschte, und die Leidenschaft der Rede trug ihn dann über die Grenzen hinweg, die er sich gern gesteckt hätte. Thiers und Mignet kamen bisweilen, aber seltener: man nannte sie damals Castor und Pollux, weil sie durch ewige Freundschaft an einander gekettet schienen, und man kaum den einen ohne den andern sah. Der jüngere Thierry, denn der ältere war schon des Augenlichts beraubt, sprach viel und heftig gegen den Classicismus, und ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben, daß ihm das schlechteste Melodrama etwas Höheres dünke, als alle Meisterstücke von Corneille und Racine. Es war ganz unmöglich, gleichgültig zu bleiben, wenn man diese Salons der französischen Jugend besucht hatte. Alles, was bei uns in diesem Lebensalter erscheint, kommt dagegen äußerlich und frivol vor. Man erstaunte, wenn man den Ernst der jüngsten Männer, den Eifer, womit sie hier oder dort sich auszeichnen wollten, erblickte, und mußte zugeben, daß die Centralisation in einer Hauptstadt wenigstens den Vortheil darbiete, die Nacheiferung auf einen Grad zu erwecken, wie Zerstreuung sie selten wohl hervorrufen wird.

Wir verließen Paris am Ende Decembers 1825, und aus dem bis jetzt Mitgetheilten mag der Gesammteindruck, den es namentlich auf mich hervorbrachte, leicht zu entnehmen seyn. Die Regierung hielt sich für fest begründet, weil sie einige Anhänger hatte, die sie in ihren Wegen bestätigten, und andere, die ihr einen augen=

blicklichen Sieg verschafften, welchen sie für eine allgemeine Zustimmung ansah. Aber an dem politischen Horizonte waren die Wolken nicht mehr einzeln und ohne Zusammenhang, sondern dräuend und zum Entladen bereit. Die Höfe mit ihren Entscheidungen, die Pairskammer mit ihrem Widerstand, der Tod des Generals Foy mit seinem Nachhall, hatten die Nation, wenn nicht entzündet, doch angeregt und erhoben. Wie während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts sich die Revolution von 1789 gebildet hatte, so stellte sich unbemerkt und unbewußt in der Villèleschen Periode die Staatsumwälzung von 1830 heraus: sie ging später rascher und unblutiger vor sich, weil man in den Schwenkungen geübt war und die Begebenheiten nicht mehr auf Neulinge trafen. Das Jahr 1825 sah sie anfangen, und 1826 und 1827 fügten ihrer vorhandenen, aber noch nicht erscheinenden Existenz die Steigerung des Erstgeburtsgesetzes und des Vorschlags der Liebe und Gerechtigkeit hinzu. In der Literatur und Wissenschaft war man auf Fremdes, namentlich auf Deutsches aufmerksam geworden; der Gedanke einer Weltliteratur war erwacht, und die einzelnen Völker sollten nicht mehr Hindernisse, sondern Organe seyn. Mit den literarischen Ausschließungen schwanden die politischen Feindschaften. Was England und Frankreich getrennt hatte, war nicht mehr. Die Weltgeschichte, jener große Verflüchtiger, hatte auch den eingewurzelten, aber

auf nichts mehr beruhenden Haß chemisch zersetzt, und die Aehnlichkeit der Einrichtungen mußte übereinstimmende Gesinnungen erzeugen. Was sich geistig, politisch und literarisch ereignen würde, konnte man gerade nicht als ausgeprägte Begebenheit vorhererzählen, aber die Richtung, die Aussicht, ja der Erfolg waren gewiß, und es bedurfte nur einiger Jahre Geduld, um ein merkwürdiges Schauspiel entgegenzunehmen und zu einer Krise der europäischen Dinge zu gelangen.

Paris im Jahre 1830.

Fünf Jahre waren seit meinem letzten Aufenthalte in Paris verflossen, und die Begebenheiten hatten allmählig ihre Curven durchlaufen. Das Villèlesche Ministerium, welches in seiner Kammer der Dreihundert eine immer anwachsende Gegnerschaft erblickte, entschloß sich zu einer entscheidenden Operation, der Auflösung, und verblutete an deren Folgen. Nach sechsjähriger Dauer, einer ganz unerhörten und den Franzosen selbst in gewöhnlichen Dingen unerträglichen Zeitlänge, überlieferte es die Schlüssel der Portefeuilles seinen Nachfolgern, die aus der Contreopposition, aus alten Dienern des früheren Ministeriums und aus jungen Männern, wie Herr von Vatismenil, bestanden, die im Vorwärtsschreiten und im Versöhnlichen, keinem revolutionnären Hange zu huldigen glaubten. Der hervorstechende Mann dieses Ministeriums war Herr von M a r t i g n a c, ein Director und vielfacher Berichterstatter unter Villèle und Corbière, der sich durch Eleganz, Milde und einen aca=

demischen Ton der Rede auszeichnete, welche zwar nichts von jener Urkraft angeborner Gaben in sich hatte, aber dennoch erfreute, anzog und bisweilen bestach. Das Ministerium hatte eine andere Stellung wie das Decazesche. Dieses war von dem König Ludwig dem achtzehnten in seiner Weise des Schaukelns und Auf- und Niedergehens bestärkt und unterstützt worden, und durfte seine Schlachten in der Kammer allein liefern. Das Martignacsche dagegen war zwischen den König gestellt, der es nicht mochte, und die Kammern, die es nur bedingungsweise unterstützten. Was die eine Hand gegeben hatte, mußte die andere nehmen: auf freundliche Mienen mußten ernstere folgen; und die Unmöglichkeit, Altes und Neues zu versöhnen oder nur zusammenzubringen, wies sich nicht stärker, als in diesem letzten Versuche eines sogenannten Coalitionsministeriums aus. Beide Parteiungen, die königliche und die Volksseite, wurden nur fester in ihren Einseitigkeiten angezogen, in ihren Meinungen bestärkt, und als jene sich endlich entlarvte und den Namen Polignac an ihre Stirne schrieb, da war der nahe Abgrund für Jeden sichtbar, der sich nur mit historischen Bewegungen bekannt gemacht hatte.

Schon im April des Jahres 1830 hatte ich Urlaub zu einer Herbstreise nach Paris genommen, die diesmal keinen Bibliotheksstudien, sondern Nachforschungen am lebendigen Leibe gewidmet seyn sollte. Im Mai, gerade in jener bewegten Zeit, wo Peyronnet ins Polig-

nacsche Ministerium trat und Chabrol und Courvoisier daraus schieden, war ich in Berlin mit einem jungen Franzosen sehr vertraut worden, der mit Kenntnissen, Wißbegierde und großer Darstellungsgabe die liebenswürdigsten Eigenschaften und einen edlen Charakter verband. Es war einer der Redacteure des Journal des Débats, Herr St. Marc Girardin, jetziger Deputirter von Yrieix. Wir sahen uns alle Tage, und ich sagte ihm im Monat Mai die Juliordonnanzen vorher: Frankreich wird alsdann nicht nach Gent gehen, erwiederte Girardin; aber wer wird herrschen? fragte er. Der Herzog von Orleans, erwiederte ich kurz; aber diese Meinung fand keinen Eingang, sondern gab nur Gelegenheit zu Scherzen. Man glaubte damals noch an das Regelrechte des constitutionellen Spieles, und Sturm und Donner, wie sie die Geschichte bisweilen eintreten läßt, lagen außerhalb der Berechnungen. In der Universitäts-Aula während der Feier des königlichen Geburtstages erfuhr ich die ersten Begebenheiten der Juliusrevolution, und glaubte nun um so weniger, meine Reise aufschieben zu dürfen. Gegen die Mitte des Augusts wurde sie angetreten, und nach einem kurzen Aufenthalte in Brüssel, den ich in einem eigenen Artikel beschreiben werde, überschritt ich in den letzten Tagen des Monats die französische Grenze.

In Valenciennes wehte mich sogleich die große Veränderung an, welche Frankreich betroffen hatte. Auf

dem Markte standen die wieder erstandenen Nationalgarden. Aus allen Fenstern hingen dreifarbige Fahnen herab; jedes Gespräch nahm unwillkührlich eine Wendung auf die Revolution hin, und man konnte keine dinde aux truffes bestellen, ohne dabei die Großmuth und Uneigennützigkeit der Pariser Bürger als unentgeltliche Zulage zu erhalten. Die Nation war stolz darauf, sich wieder gewonnen zu haben, und nach einer Revolution, die in ihren verschiedenen Phasen bereits ein halbes Jahrhundert dauerte, sich endlich auf einer Fährte zu befinden, wo Fortschritt im öffentlichen Wesen mit den schönen Zügen des Privatlebens Hand in Hand zu gehen schien.

Es giebt gewisse Staatenumwälzungen, für die jeder bessere und fortschreitende Mensch eine Sympathie empfindet. Die Reformation ergriff so die einsichtigsten und kräftigsten ihrer Zeitgenossen, obgleich ihre Angriffe gegen den mächtigsten und allgemeinsten Staat, die Kirche, gerichtet waren. Die Revolution von 1789 hatte Beifall und Anhang bei denen, die sich später von ihr abwandten, und eben so mußte, was 1830 geschehen war, Zustimmung selbst bei solchen Männern finden, die der rohen Gewalt als politischem Heilmittel sonst wohl nicht gewogen seyn möchten. Wie man auch das Verfahren des Königs betrachtete, der Pact zwischen Herscher und Volk war gebrochen, und wenn Legalitätskrämer und juristische Sophisten sich hinter dem Arti-

kel 14 der Charte verschanzten, so zeigte die Geschichte wieder einmal, daß sie kein Gerichtshof sey, bei dem die Berufung auf Texte etwas zu gelten vermöge.

Kaum war ich in Paris angekommen, und vom Wagen gestiegen, so befand ich mich auch schon auf dem champ de Mars, wo der König die erste große Revue über die Nationalgarde abhielt. Die Volksmasse, die hier herumwogte, war unendlich; aber auf allen Gesichtern malte sich Zufriedenheit mit den politischen Zuständen; man hoffte, man erwartete, man malte aus, und es mag wohl die Lebhaftigkeit der Farben, die man auftrug, viel Schuld daran gehabt haben, das späterhin schwächere Colorit als Abfall und Enttäuschung erscheinen zu lassen. Welche Gefühle in mir vorüberzogen, kann ich kaum beschreiben, als ich Ludwig Philipp, gefolgt von Lafayette, dem Chef der gesammten Nationalgarde, und so vielen Napoleonischen Generalen vorbeireiten sah, sich gegen die Volksmasse verneigend und ihr huldigend. Vor sechs Wochen waren alle diese Männer stille Opponenten, disponible oder zurückgezogene Officiere, mit Landwirthschaft oder Literatur beschäftigt gewesen, und jetzt hatte sie eine Unterschrift aus dem Dunkel gezogen, und die Herrschaft in ihre Hände gegeben. So rasche Verläufe, solche Krisen, welche die Gestalt und Leichtigkeit von Schwenkungen und Evolutionen haben, können nur in Frankreich vor sich gehen, wo Alles auf das Allgemeine hingewendet ist, und

wo dramatische Entwickelungen nicht bloß poetisch gedacht, sondern auch thatsächlich ausgeführt werden.

Mein Zweck war, ein Bild des Umschwungs der Dinge in mich aufzunehmen, und den Charakter des damaligen französischen Geistes zu fixiren. Ich wollte denselben auch in seinen Extremen kennen lernen, und wo möglich die transcendenten republikanischen Erscheinungen, eben so wie die noch nachdröhnenden legitimistischen Wünsche und Velleitäten begreifen. Nach einer Abwesenheit von fünf Jahren ist man aber einer Stadt und ihren Bewohnern fremd geworden, und wenn auch durch Correspondenz sich mancherlei Beziehungen erhalten, so braucht man doch einige Zeit, um sich wieder einzuführen, um Vertrauen zu gewinnen, und durch die Anknüpfung von neuen Bekanntschaften, wie sie für einen neuen Standpunkt nothwendig sind, die Gelegenheit zur Einsicht und Aufklärung zu erobern. Ich sann lange nach, mit wem ich denn eigentlich von meinen Bekannten beginnen könne, und meine Wahl fiel auf Herrn Blondeau, der inzwischen auch durch die Revolution an der Stelle des Herrn Delvincourt zum Decan der Rechtsschule sich emporgeschwungen hatte.

Den andern Morgen fuhr ich nach der école de droit und trat zu Herrn Blondeau ins Zimmer, als dieser gerade die rothe Robe anziehen wollte, um zur öffentlichen Vertheilung der Preise sich nach der Sorbonne zu begeben.

Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Blondeau? fragte ich. Nicht so eigentlich! Sind Sie nicht ein Engländer?

Nein, ein Preuße; ich bin der Professor Gans aus Berlin.

Ach mein Gott: wie einen doch die Revolution dazu bringen kann, alte Bekannte anderswo hinzustellen. Leider bleibt mir jetzt nicht ein Augenblick Zeit, Sie würdig zu empfangen. Aber schön wäre es, wenn Sie mit mir in den Wagen steigen, und bei der Preisvertheilung, als Berliner Professor, mitten unter den Parisern erscheinen wollten.

Das will ich sehr gern annehmen, erwiederte ich; ohnehin werde ich dann einen guten Platz haben, und ein richtiges Bild von der Feierlichkeit aufnehmen können.

Wir fuhren Beide nach der Sorbonne, und Blondeau führte mich zu den den Rechtsprofessoren bestimmten Plätzen. Allmählig kamen die übrigen. Ducaurroy und Royer Collard erkannten mich sogleich, den Professoren Poncelet und Pelat wurde ich vorgestellt, und wir unterhielten uns mit großer Lebhaftigkeit von der Revolution, von den Folgen, die sie auf die Welt haben würde, mitunter auch von juristischen Particularitäten, die Menschen und Sachen betrafen.

Endlich erschien der Universitätsrath im großen Costüme; der Herzog von Broglie als Minister nahm

zwischen den Räthen Platz; zu seiner Rechten saß Cuvier, zu seiner Linken Villemain. Auch Cousin war unter den Mitgliedern zu finden, aber stolz in seinen Professorenmantel gehüllt, schien er die Abzeichen der neuen Würde als der Einzige zu verschmähen. In einer kurzen eindringlichen und gedrungenen Rede setzte der Herzog auseinander, wie die Wissenschaft sich anders zu der jetzt vollendeten Revolution stelle, als früher zu der Regierung der Restauration, und wie nunmehr, nachdem der Staat wieder in sein Geleis zurückgekehrt sey, auch gehofft werden dürfe, daß die Jugend sich unausgesetzt mit Dem beschäftigen würde, was sie dereinst fähig machen könnte, thätig in die Weltgeschicke einzugreifen. Darauf hielt ein Gymnasialprofessor den gewöhnlichen lateinischen Vortrag, und die Vertheilung der Preise begann. Es war interessant, daß die zwei jüngeren Söhne des Königs der Franzosen mit zu Denen gehörten, welche Preise empfingen; und der Beifall, der diese Auszeichnungen begleitete, kündigte zugleich die Gründe der Thronerhebung an. Herr Cousin hatte während dieser Verhandlungen mich mehreremal mit seiner Lorgnette scharf ins Auge gefaßt, und auch die übrigen Räthe mochten erstaunt seyn, einen schwarzgekleideten Mann mitten unter den purpurroth erscheinenden Professoren zu erblicken. Nachdem die Feierlichkeit beendet war, und der Herzog sich mit einigen Räthen und Professoren ans Fenster begeben

hatte, ging ich auf Cousin zu, und sah ihn etwas scharf an.

Ah Gans wie kommen Sie hierher?

Ich wollte mir die hiesigen Zustände ein wenig betrachten, und ich glaube, die Zeit ist nicht übel gewählt.

Nein, wir befinden uns allerdings in wichtigen Zeitläuften. Aber kennen Sie den Herzog von Broglie nicht?

Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, ihm vorgestellt zu werden.

Cousin nahm mich darauf bei der Hand, und stellte mich dem Herzoge vor, der mich freundlich und wohlwollend begrüßte. Er sprach von meinen früheren Arbeiten über Römisches Recht, fragte mich, wann ich hoffte, mein Erbrecht vollenden zu können, und lud mich ein, ihn, so oft es mir bequem wäre, des Abends zu besuchen. Kennen Sie etwa den Professor Rossi aus Genf, der sich zum Besuche hier befindet?

Nein, aber sein Buch über Strafrecht hat einen höchst guten Eindruck auf mich gemacht?

Nun so freut es mich zwei Juristen mit einander bekannt zu machen. Herr Cousin: Sie fahren ja von hier nach der rue des saints pères. Wollen Sie nicht Herrn Gans dem Professor Rossi vorstellen?

Wir empfahlen uns dem Herzoge, und ich stieg in Cousins Wagen. Dieser, welcher mir seit den fünf Jahren, die ich ihn nicht gesehen hatte, vollkommen ver-

ändert schien, und jener frischen und sich mittheilenden Wärme, welche ich früher an ihm gekannt hatte, ganz entbehrte, erzählte allerdings auf dem Wege noch Allerlei von der Revolution, aber mit einer mystischen Verhaltung, einer Gravität, welche sich mehr durch Mienen, als durch Worte aussprach. Das Resultat dessen, was ich hier erfahren konnte, war, daß man einige große und schöne Tage gehabt, daß aber jetzt Alles schon wieder in den Hafen der Kleinlichkeit und menschlicher Schwächen einzulaufen scheine. „Sie hätten uns in den drei „Tagen sehen sollen: welche Tapferkeit, welche Größe, „welche Seelenstärke." Mir kam ganz die Vorstellung, als wenn Cousin selbst bei der Wegnahme des Louvre mitgefochten hätte; aber bald hörte ich das Gegentheil. Der Tod Farcy's, eines Freundes, der bei dieser Gelegenheit gestorben war, und dessen bewundernswürdiger Muth Cousin noch in die alte Exaltation zu bringen wußte, gab die Veranlassung, auch die errungene Siegesfreude mit einigen anständigen Wermuthstropfen zu vermischen.

Wir fanden Rossi nicht, und ich trennte mich von Cousin, um ihn während meines ganzen Aufenthaltes nur wenige Male wiederzusehen. Der Universitätsrath, der Candidat zur Pairie, zum Staatsrath oder zu einem Ministerium, mochte den deutschen Doctor gerade nicht von sich weisen, aber ihm auch nicht mehr mit alter Freundlichkeit begegnen. Die Zeit, welche er vor

fünf Jahren einem Fremden zuwenden durfte, war durch Erwartungen, so wie durch wirkliche Arbeiten, in Anspruch genommen. Die letzteren hielten mich dann auch ab, Cousin mehr zu behelligen, als es nöthig schien. Einige Male suchte ich ihn noch auf; er war selten in seiner Wohnung, sondern immer auf dem Bureau des Ministeriums. Als ich einmal die mehreren Treppen hinaufgestiegen war, fand ich einen Thürsteher, der mich ziemlich barsch mit den Worten anrief: **Mr. Cousin ne recoit absolument aujourdhui, que la philosophie! J'en suis,** erwiederte ich; und dieser Zusatz allein vermochte ihn, mich anzumelden. Nur eines Sonntags suchte mich Cousin in meiner Wohnung auf, und wir machten einen langen Spaziergang in den Tuillerien, wo die Gegensätze quoique oder parceque Bourbon lebhaft besprochen wurden. Wir waren damals einstimmig, uns zu dem parceque Bourbon hinzuneigen, und einzusehen, daß es doch die Nähe der Verwandtschaft mit der verjagten Dynastie gewesen sey, welche Ludwig Philipp auf den Thron gehoben habe. „Warum hat man Lafayette „nicht zum König der Franzosen gemacht, warum nicht „mich oder einen Anderen" sagte Cousin. „Hat man da„durch Ludwig Philipp für den geistreichsten oder fähig„sten Franzosen erklären wollen? und wenn man das „nicht wollte, so muß doch eine andere Substanz an „seinem heutigen Königthum Schuld seyn."

Wenn mir in Cousin ein alter Freund und die

Hauptstütze eines früheren Aufenthaltes entschwand, so mußte sich zu diesem Umstande bald noch das gesellen, daß eine ganze Reihe von Bekanntschaften durch die Stürme der Zeit geknickt schien, und wenig geeignet war, mich frühere Behaglichkeit und Heiterkeit fühlen zu lassen. Den Baron von Eckstein konnte ich nicht sehen; er war aufs Land gegangen, um sich, der Gegenwart überdrüssig, in indische Studien zu vergraben; Raoul Rochette hatte ebenfalls dahin einen Rückzug gemacht, um über künftige Verhaltungsrichtungen nachzudenken. Auf der Bibliothek fand ich zwar Hase und Abel Remusat, aber in welcher Stimmung, und wie aussehend! Auf Abel Remusats Gesicht lag ein tiefer Gram, er hatte seinen Bart schon einige Tage nicht scheren lassen, und als er mir leise die Hand drückte, kam er mir wie ein Todtkranker vor, der eben im Begriff war, mit sich fertig zu werden. Hase's Furchtsamkeit war natürlich durch die Ereignisse erst recht erwacht; er wagte kaum, laut zu sprechen, von dem, was er fühlte und meinte, war keine Rede; aber den Begebenheiten zu entgehen, sie abzuwarten, und sich nicht voreilig einer unhaltbaren Sache anzuschließen, darauf schien alles Denken gerichtet zu seyn. Cuvier war gerade von England zurückgekehrt, und entschlossen, sich dem neuen Königthume zu unterwerfen. Als ich eines Sonnabends bei ihm erschien, fand ich ihn heiter und aufgelegt, über viele Dinge Aufschluß zu geben. Mit gro=

ßer Ausführlichkeit und fast mit Begeisterung sprach er von den englischen Institutionen, von der nothwendigen Fähigkeit und Wissenschaft des Lordkanzlers, von den verschiedenen Höfen: er entwickelte eine Rechtskenntniß, eine Einsicht in das Detail, daß man den analytischen Geist sofort erkennen konnte. Die Miseren des Polignacschen Ministeriums wurden alsdann auch nicht geschont, und in der Zusammenstellung Englands und Frankreichs schien sich Cuvier vollends auf die englische Seite zu neigen.

Von meinen früheren Bekannten der ersten Periode sah ich häufig Benjamin Constant, und ein einziges Mal Royer Collard. Constant hatte seiner Gesundheit wegen eine Wohnung in dem Hause bezogen, wo die Bäder von Tivoli eingerichtet waren, und hier wurde es mir vergönnt, ihn mehrere Male zu besuchen. Die Freude, welche ein Ereigniß wie die Revolution, ihm hätte machen müssen, das ihn von der Opponentenbank zu Einfluß, Bedeutung und positivem Gelten gebracht hatte, war hier durch die Nebelflecken einer Ahnung verfinstert, die nicht sowohl in körperlichen Beschwerden, als in dem Vorgefühl der künftigen Geschichte ihren Grund hatte. Man sah, er traute dem Boden nicht, worauf er war, er fürchtete, daß die geschichtlichen Krümmungen, auf denen er sich befand, ihn bald wieder zu dem Ausgangspunkte zurückführen würden, den er verlassen hatte. Gerade um diese Zeit hatte

Belgien seine Losreißung versucht; in Deutschland hatte zu Braunschweig, Cassel und Dresden sich ein Nachklang, und Echo des französischen Schalles vernehmen lassen, und Benjamin Constant war begierig, mit mir über deutsche Verhältnisse zu sprechen, die ich ihm damals schon nicht in dem Sinne deutete, in welchem exaltirte Franzosen sie anzusehen geneigt waren. Wer ein Volk nicht aus sich erklärt, sondern aus der gegenüberstehenden Leidenschaft, wird zu ganz absonderlichen Fehlgriffen jederzeit bereit seyn, und darf sich nur darauf gefaßt machen, daß die Ereignisse, sich von ihrer falschen Würdigung abwendend, zu ganz anders gestellten Resultaten führen. Royer Collard hatte sich von der Politik beinahe zurückgezogen; er erschien nicht alle Tage in der Kammer, und sein Stillschweigen imponirte jetzt mehr, als früher seine Rede. Mir war darum zu thun, ihn wieder zu sehen, denn in diesem Manne lag der edle Ausdruck einer ganzen Richtung, welche die Begebenheiten zurückweisen konnten, die aber nicht minder verdiente, einen bleibenden geschichtlichen Werth zu erhalten. Ich fand ihn noch ernsthafter als früher, noch würdevoller und majestätischer; er kannte mich zuerst nicht, und nur mit Mühe erinnerte er sich, mich 1825 zweimal in seinem Hause gesehen zu haben. Er erklärte rein heraus, daß er nicht wisse, wohin Frankreich steuerte, daß er als Präsident der Deputirtenkammer häufige Berührungen mit Karl dem X. gehabt habe, daß ihm aber niemals trotz man-

cher unangenehmer Gegensätze der Wahnsinn der Ordonnanzen habe möglich erscheinen können. Es sey Schade um die Restauration, denn gerade so langsamen Vorschreitens, als diese gewährt habe, bedürfe Frankreich. In den Hemmungen der vorigen Regierungen sey es stark und bedeutend geworden, und es wäre zu fürchten, daß die jetzt eröffnete Unendlichkeit es bald über das Maaß hinausführen und verschlingen würde. Eine einzige Sache beruhigt mich bei dieser Gefahr, fügte er hinzu: es ist die Freiheit der Presse: wie übermüthig sie auch seyn mag, sie regulirt sich stets selber, und wir würden auf dem weiten Meere untergehen, wenn sie nicht der Compaß wäre, der uns leitet. Der edle Staatsmann ist von dieser Ansicht niemals abgewichen, und als er im August 1835 die tiefen Töne seiner Beredtsamkeit zur Vertheidigung der Presse erschallen ließ, erinnerte ich mich lebhafter dieser damals niedergeschriebenen Worte.

Ich sah wohl ein, daß meine Bekanntschaften von 1825 nicht hinreichen würden, mir eine Einsicht in den Zustand von 1830 zu verschaffen, und daß es nöthig sey, mich um neue Verbindungen zu bemühen. Als ich eines Abends kurz nach meiner Ankunft in Paris in einer Loge des Gymnase saß, stürzte ein junger Mann herein, der mich vom Parterre aus bemerkt hatte; es war Herr St. Marc Girardin, den ich noch nicht hatte aufsuchen können, und der ganz erstaunt war, mich in

Paris zu wissen. Nach dem Theater plauderten wir noch einige Zeit über die damaligen Zustände, und Herr St. Marc, obgleich er von der neuen Regierung zur Würde eines Requetenmeisters im Staatsrath befördert worden war, wußte nicht recht, welchen Weg die Nachgeburten der Revolution einschlagen möchten: er war ängstlich und besorgt, und ganz in derselben Weise befangen war Herr Bruneau, Advocat in Dounay, sein Freund, der sich mit ihm im Theater befand. **Eh bien Mr. Gans,** sagte Girardin **vous nous avez si bien prophétisé à Berlin le duc d'Orléans: prophétisez nous encore.** Ich erwiderte, daß solche Prophezeihungen immer gegebene Zustände verlangten, aus denen man die künftigen Entwickelungen vorhersehen könne, daß ich aber jetzt mich wohl enthalten würde, etwas vorher zu sagen, obgleich ich der festen Meinung wäre, daß die Julidynastie sich sowohl im Innern, als nach Außen hin erhalten dürfte. Einige Tage darauf machte mich Herr Girardin mit Villemain bekannt, diesem besten academischen Redner der Franzosen, der eben in die Deputirtenkammer getreten war, und auch dort den Ruhm behauptete, seinen Meinungen das gefälligste und anständigste Gewand geben zu können. Auch er war ängstlich in Beziehung auf den Gang, den die Angelegenheiten Frankreichs nehmen würden, und prophezeihte Maaßregeln, welche die Presse einschränken dürften, kritische Zeiten, und in jedem Falle bedeutende Verlegen-

heiten. Der Proceß der Minister, welcher bevorstand, und dessen Ausgang Niemand vorhersehen konnte, war der Stein des Anstoßes, den man damals noch für den einzigen hielt, der aber in der Folge sich nur als eine erste Rinde darstellte, welche abgelöst, noch auf ganz andere und bis dahin unbekannte Unterlagen führen sollte.

Zwei Häuser waren es vorzüglich, in welche ich sehr bald eingeführt wurde, und die mir nicht allein volle Gelegenheit gaben, den jetzt herrschenden französischen Geist kennen zu lernen, sondern auch zu so lieben Bekanntschaften und Verbindungen führten, daß ich mich nach einigen Wochen wie einen Pariser betrachten durfte. Es war das Haus des Herzogs von Broglie und das des Grafen von St. Aulaire. Der Herzog von Broglie, von dem ich schon früher gesprochen habe, gehörte nicht allein zu einem der berühmtesten Geschlechter Frankreichs, sondern hatte durch juristische Gelehrsamkeit und durch den edelsten Sinn Das zu einem innerlich Geltenden gemacht, was Andere in ähnlicher Lage, schon auf bloß äußerliche Weise für hinreichend halten. Sein erstes Auftreten in der Pairskammer war der Vertheidigung des Marschalls Ney gewidmet, und seit dem Abgange der Decazeschen Verwaltung, war er ein eifriger Opponent fast aller Ministerien und Ministerialmaßregeln gewesen, die sich durchzusetzen gesucht hatten. Niemand bezweifelte seine strenge Rechtlichkeit und die Aufrich-

tigkeit seiner Gesinnung, und wenn Meinungen und Ansichten bisweilen zu schroff auftraten, und das Systematische derselben, wie es die Franzosen nennen, zu Widerstand und Gegnerschaft reizte, so unterschied man doch immer den Herzog von Broglie von denen, die man schlechtweg Doctrinairs nannte, und gab zu, daß hier die Absichten vollkommen rein, und unabhängig von Plänen des Gewinns und der Selbstsucht seyen. Eine entschiedene Vorliebe für England und seine eingewurzelten Institutionen, ein nicht verhehlter Wunsch, Frankreich und dessen ganz abweichende Sinnesart in eine annäherende Berührung damit zu bringen, mögen als Hauptgrundlagen der Staatsprincipien angesehen werden, die den Herzog von Broglie erfüllten, ohne daß bei ihrer Verfolgung doch jenes ruhige phlegmatische und parlamentarische Verhalten der Engländer zum Vorschein gekommen wäre, sondern vielmehr französische Lebhaftigkeit und Liebe zur Abstraction. Das Unterrichtsministerium, das der Herzog damals verwaltete, war nicht ganz seiner Stellung und seinen Neigungen entsprechend. Erst Guizot hat späterhin mit außerordentlicher Kraft und Ausdauer, und mit einer Kenntniß des Details und der Mittel, die oft Pedanterie genannt wurde, eine bessere Unterlage, wie sie die Restauration kaum kannte oder wollte, gegeben: der Herzog von Broglie durfte sich wegen des transitorischen Zustandes, in welchem sich das Ministerium, zu dem er

gehörte, befand, noch nicht recht fest um die Aenderungen und Verbesserungen bekümmern, deren dringendes Bedürfniß er nicht übersehen konnte. Ein Wunsch desselben bestand damals darin, den Genfer Professor, Herrn Rossi, der durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnet, und ihm freundschaftlich verbunden war, an die Pariser Rechtsschule, und an das collège de France zu versetzen, was auch späterhin, nicht ohne Widerstand der aufgereizten Jugend, gelang. Damals aber wagte es der Herzog noch nicht, mit seinem Plane hervorzutreten, und die günstige Stellung des Herrn Rossi in Genf, mit der sich keine Pariser vergleichen lasse, wurde oft als Einwand angeführt, wenn man etwa fragte, warum der Plan sich nicht verwirkliche. Rossi war, wie ich schon erzählt habe, damals als Gast im Hause des Herzogs, und ich sah ihn oft daselbst. Mit der fein geschnittenen Physiognomie eines Italieners verband er auch ganz die eigenthümliche Richtung und Wendung des welschen Geistes. Er fühlte in allen politischen Fragen, die sich aufwarfen, die praktischen Seiten sofort heraus, konnte sie mit großer Sagacität zergliedern, was Deutsche kaum jemals vermögen, und nahm sich häufig, auch Deputirten und Pairs gegenüber, in allen Streitigkeiten über das, was zu thun sey, so überaus gewandt und geschickt, daß man begreifen konnte, wie es Mazarini gelungen sey, die Franzosen während der Minderjährigkeit Ludwig des XIV. zu beherrschen.

Große Thätigkeit und Arbeitsamkeit in seinen eigentlich gelehrten Fächern schrieb man ihm nicht zu, aber dies hinderte ihn nicht, die besten und richtigsten Ansichten, zum Beispiel im Criminalprocesse, zu haben. Ich freute mich absonderlich, ihn ganz in die Ansicht einstimmen zu sehen, daß die Unanimität der Geschworenen in England nicht bloß in historischen Thatsachen, sondern in der Vernunft der Sache begründet sey. Vielleicht steht hier die Bemerkung an ihrem Orte, daß südliche Völker, Franzosen, Italiener und Spanier, sehr häufig vom Leben einen Ersatz für das haben, was wir Deutsche erst in dem Apparate weitläuftiger und die Kräfte aussaugender Studien erlangen. Es erscheint uns befremdend, in Frankreich oft in leichtester Conversation Ansichten aufsteigen und vertheidigen zu sehen, die wir ohne den Schreibtisch für zu gasartig oder, wie wir auch oft sagen, für zu oberflächlich halten würden.

Der Herzog von Broglie, durch Ministerialarbeiten gedrückt, und durch Cabinetsconferenzen abgehalten, die damals sich fast jeden Abend wiederholten, konnte nicht immer früh genug in seinem Salon erscheinen, um die sich dort Versammelnden zu empfangen. Dies Geschäft war somit der Herzogin überlassen. Eine würdige Tochter der Frau von Stael, verband dieselbe Eigenschaften des Herzens und des Geistes, wie wir sie selten zusammen erblicken. Die reinste und gediegenste Frömmigkeit, die sich nur in der Strenge methodistischer

Formen befriedigt fand, schloß den Sinn für Weltlichkeit und Gegenwart, für den Erfolg politischer Kämpfe und Anstrengungen so wenig aus, daß Beides in der schönsten Durchdringung sichtbar war. Diese Frömmigkeit hatte ihr freilich eine Härte des Urtheils mitgetheilt, das fest und unnachsichtig gegen unsittliche Handlungen war, aber Liebenswürdigkeit, die freundlichste Güte, Herablassung, die nur den Menschen und niemals den Rang beachtete, waren eben so mild und erwärmend in seinem Gefolge. Sie war in den Grundsätzen einer gemäßigten Freiheit erzogen, eine Anhängerin whiggistischer Principien, aber allem Extremen, Gottlosen und leeren Abstractionen abhold. In der Juliusrevolution schätzte sie meistens den Geist der Mäßigkeit und des uneigennützigen Verhaltens, das nicht sowohl der Tugend, als der Uebung zuzuschreiben war, und keine Stellung für ihren Gatten schien ihr wünschenswerth, die nicht in Aufopferung und Nothwendigkeit begründet gewesen wäre. Neben dieser höchst schätzenswerthen Frau befand sich in ihrem Hause Mademoiselle Rindal, eine Engländerin, und langjährige Freundin der Frau v. Stael, die mit frommem Gemüth und scharfem Geiste denselben Ansichten zugethan war, aber Abneigung gegen andere Meinungen in härteren Contouren ausdrückte, und weniger leicht und geschmeidig im Streite sich auswies. Um diese Zeit besuchten das *Haus des Herzogs* noch alle Parteien, von denen wir

bald sagen werden, daß sie sich noch nicht so ganz ausgeschieden und gesondert hatten. Bei großen und feierlichen Gelegenheiten erschien selbst der General Lafayette, dem ich von der Herzogin zuerst vorgestellt wurde. Alles bemühte sich damals, denselben anzuerkennen, denn die Revolution war noch nicht so weit von ihrem Ursprunge abwärts gegangen, daß man es hätte wagen können, ihre belebende Fahne auf die Seite zu schieben. Deputirte und Pairs von allen Farben und Richtungen waren sichtbar, und es wurde häufig über das, was die Minister thun müßten, wenn sie im Geiste der letzten Revolution verfahren wollten, lebhaft gestritten. Eine Freisinnigkeit, wie sie sich hier geltend machte: die Abwesenheit aller Unterwürfigkeit und alles geschmeidigen Kniebeugens, die Gewohnheit, durch leichten Witz die Last schwerer Geschäfte weniger drückend zu machen, mußte so anziehen und einnehmen, daß man sich in eine neue Welt, in ganz andere Bedingungen des Daseyns versetzt glaubte. Die jungen Männer, die eben auftraten, und in der Deputirtenkammer, im Staatsrath, oder an der Universität zuerst sich bewährten, St. Marc Girardin, mit seinem feinen caustischen und ironischen Verstand, der den wesentlichen Kern der Sachen dennoch nicht verabsäumte, Duchatel, mit bedeutenden nationalökonomischen Kenntnissen, denen sich ruhiger Sinn und männliche Erwägung anschlossen, Vitet, durch historische Dramen bekannt, aber in den Geschäf-

ten nicht minder, wie in den schönen Künsten bewandert, Lerminier, dessen beredte Kraft sich schon in Schriften und Privatvorlesungen geltend gemacht hatte, Herr von Remusat, der eine durch Reichthum unterstützte Muße dem Gedränge der Arbeiten und der Last einer Anstellung vorzog: alle diese geistreichen, theils einschneidenden, theils erwägenden, Köpfe suchten die Spitzen hervorzuheben, um die es sich gerade handelte, und da der Abstand des Alters oder des Ranges keinen Grund abgab, ihre Mitwirkung im Gespräche wenigstens zu verweigern, so durfte man sich des bunten Durcheinander der verschiedensten Ausgangspunkte, Ansichten und Anschauungen erfreuen, und seine eigene Meinung dadurch erstarken lassen. In dem Hause des Herzogs von Broglie selbst befand sich ein junger Mann, Herr Doudan, der erst später im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eine Anstellung erhielt, der aber zu den feinsten Geistern gehörte, die ich jemals gesehen hatte. Mit Witz und Anmuth, bisweilen mit etwas Satyre versetzt, gehörte sein Urtheil zu den piquantesten, die mir vorgekommen waren. Sowohl Sachen, als Menschen wurden von ihm mit Gerechtigkeit und Schärfe angesehen, aber seine Freundschaft, namentlich gegen St. Marc Girardin, war echt und gediegen, und da er keinen brennenden und verzehrenden Ehrgeiz besaß, so gefiel er sich in dem Kreise,

in welchem er war, und wurde von demselben geschätzt und hochgehalten.

Das Haus des Grafen von St. Aulaire bot mehr den gefälligen Reiz leichter und angenehmster Behaglichkeit mit der schönen Einfassung eines Familienkreises dar. Herr von St. Aulaire, der literarisch durch seine Geschichte der Fronde, politisch durch seine langjährige Opposition, und gesellschaftlich durch das liebenswürdigste Benehmen ausgezeichnet war, gehörte mit Lafayette und Chateaubriand zu jener Gattung von Franzosen, wie sie allmählig heute verloren geht. Bedeutende Höflichkeit und Freundlichkeit, die ein geselliges Gesetz sind, und nicht erst besonderen Gemüthsbestimmungen entfließen, machten den Grund dieser Eigenschaften aus, die man anschauen, aber nicht erklären darf. Man könnte sagen, daß in einem solchen Wesen das Menschliche nicht immer erst frisch aus seinem Grunde hervorkomme, sondern schon zu objectiver Gestalt und nothwendiger Haltung ausgebildet sey. Ich weiß aber nicht, mit welchen Worten ich die Gaben und Eigenschaften der Gräfin von St. Aulaire beschreiben soll, wenn man irgend verlangt, daß ich ihnen in der Schilderung beikommen möge. Eine tiefe Religiosität ohne Uebermaaß und Unduldsamkeit, ein Sinn für das Bedeutende und Große der katholischen Kirche, der niemals andere, als wahrhaft religiöse Mittel wollte: dabei eine Aufgewecktheit für alle Phasen und Gänge des menschlichen Gei-

stes, selbst für philosophische Discussionen und Entwickelungen, eine Schärfe, die das wahrhaft Innerliche und Gediegene von seinem Scheine trennte, und den Glanz niemals mit anderen Augen ansah, als er betrachtet zu werden verdiente: eine Grazie, eine Lebendigkeit und Liebe, welche alle diese Geistes- und Herzenseigenschaften einhüllte, und dem Werthe des Inhalts auch das Zusagende der Form verlieh; alles dieses sind Angaben und Andeutungen zum Ergreifen einer Gestalt, für deren wahrhafte Abbildung ein anderer Maler erforderlich wäre. Die drei Töchter, welche dieser Mutter zur Seite standen, durch thätige Theilnahme das Gespräch belebten, und für alle Discussionen sich mit Eifer interessirten, waren der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Sie hatten sie früh von einem elsässischen Lehrer gelernt, und es mußte mich freuen und ergötzen, wenn sich ihre Begeisterung für unsere großen Dichter, ihre Lust und Empfänglichkeit für deutsche Bücher ebenso offen, als laut bemerklich machte. Am Theetische wurde hier in leichtester Form die Politik des Tages, und die Geschichte der Vergangenheit, die Classicität und der Romantismus, die Bedürfnisse der Religion, und die Predigten der St. Simonisten, die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe besprochen, und die Funken, die ohne Anstrengung und Prätension von allen Seiten sprühten, die Blicke, die man bisweilen *unerwartet durch* einen unbefangen Sprechenden gewann,

konnten wohl nicht durch alle Studien aufgewogen werden, die wir allein in klösterlicher Zelle vollführen.

Guizot, damals Minister des Innern, ließ sich einige Male beim Grafen von St. Aulaire sehen: öfters kam ich mit ihm beim Herzog von Broglie zusammen, und mehrere Male war es mir vergönnt, ihn in seinem eigenen Hause zu besuchen. Er ist ein Mann von scharfen und gemessenen Formen, der sich immer mit angenommener Würde bewegt, und der selbst, wenn er scherzt, derselben nichts vergiebt. Seine Ansichten vom Staate und vom französischen insbesondere sind nicht beugsam, und schmiegen sich den Verhältnissen etwa nur an, um diese selber wieder dem Gedanken über sie unterwürfig zu machen. Er ist kalt und vornehm, aber kenntnißreich und einsichtig. Niemals hat wahrscheinlich Frankreich einen besseren Minister des Unterrichts gehabt, als Guizot später war, einen eifrigeren Vernichter der Mißbräuche und Beförderer umfassender gelehrter Studien. Aber die geringe Gelenkigkeit seiner Ansichten über Freiheit, machten, daß er mehr geachtet, als geliebt wurde, und daß in ihm der Doctrinarismus gleichsam als incarnirt betrachtet war. Unter den Salons aller damaligen Minister war der des Herrn Guizot der am wenigsten besuchte und an manchem Donnerstag habe ich ihn von Gästen fast ganz verlassen gesehen.

Dagegen wogte Alles nach den Gemächern des Hotels, in welchem der General Lafayette, damals Chef der gesammten französischen Nationalgarde, am Dienstag Abend empfing. Hier waren nicht mehr Parteien gegenwärtig, sondern Frankreichs ganzes Volk war nach allen Seiten hin repräsentirt. Doctrinaire und selbst zahme Legitimisten verschmähten es damals nicht, dem General ihre Aufwartung zu machen, dessen Licht erblaßte, aber noch immer sichtbar war. Und zwar waren hier nicht bloß Franzosen, sondern Menschen aus allen Gegenden der Welt zu schauen. Emigranten aus Spanien, Portugal und Italien, Polen, die hieher gekommen waren, ihren eigenen Aufstand vorherzusagen, Deutsche, welche absurde und wunderliche Vorstellungen über ihr Vaterland verbreiteten. Der General befand sich meistens immer in dem Zimmer, in dem sich schön geputzte und hochgestellte Damen aufhielten, denen er ganz mit altfranzösischer Courtoisie seine Hochachtung bezeigte. Man hätte in der höflichen Ritterlichkeit des Greises schwerlich den gefürchteten Feind der Throne, und den Widersacher der heiligen Allianz erkannt, sondern vielmehr den Marquis der guten alten Zeit, der noch im Alter Liebeshändeln nicht entsagt, und mit Anstand und Grazie die Menuet tanzt. Selbst dann, wenn er sich in die anstoßenden Zimmer begab, und sofort von Menschen umgeben ward, wenn ihm deutsche Studenten mit bedeutenden Uebertreibungen die Revolu-

tionen von Braunschweig, Cassel und Dresden erzählten, und seinen übergroßen Eifer für solche Nachrichten erwarteten, war er ruhig und kalt, schien nicht gleich Alles zu glauben, was gesagt wurde, und bewahrte Anstand und Würde. Alles, was nur auf irgend eine Weise eine Illustration hatte, war hier zu schauen. In einer Ecke stand der General Saldanha und erzählte dem Kreise, der ihn umgab, daß er der Herrschaft Don Miguels höchstens nur noch vier Wochen gebe: mit den Händen auf dem Rücken ging der Amerikaner Fennimore Cooper umher, und suchte Modelle für seine Gestaltungen: auf einem kleinen Stuhle ohne alle Ansprüche, und sich nur bisweilen mit scharfen Augen umschauend, saß Börne mit einer Miene, als wäre ihm die ganze Versammlung tediös, und als möchte er den Nutzen dieses Zusammenseyns erspähen: Sauzet, der jetzige Großsiegelbewahrer, wurde als ein junger und geschickter Advocat gezeigt, von dem man bei dem Processe der Minister Tüchtiges erwarte: Cremieux, der eben bei dem Cassationshof eintrat, und Odilon Barrots Clientel gekauft hatte, glänzte durch den Ruf von Kenntnissen und Geschicklichkeit, und durch etwas, was hier zur Ehre gereichte, nämlich daß er ein Jude war. Die Deputirten, die Pairs zu nennen, auf die man bei jedem Schritte traf, hieße sich in eine unabsehbare Nomenclatur von bekannten Personen einlassen, und man bezeichnet sie wohl am besten dadurch, daß

Niemand von Bedeutung fehlte, und daß es keine Berühmtheit gab, welche sich hier nicht vor der stärkeren beugen zu müssen glaubte. Eines Dienstags war ich Zuschauer einer höchst interessanten Scene. Die Säle waren vollgepfropft mit Menschen: Eine Thüre geht auf, und wer erschien? der Fürst von Talleyrand. Seit der constituirenden Versammlung hatten sich Lafayette und Talleyrand kaum gesprochen: ihre divergirenden Richtungen konnten sie nicht zusammen führen. Der Erste war bei dem Programm des vierten Augusts 1789, bei den Grundsätzen der americanischen Freiheit, und der ersten Revolution unabänderlich verblieben; der Andere hatte wie ein Kamäleon alle Regierungen gebilligt, und, der Weltgeschichte gleich, für alle einen ihnen entsprechenden Grund gefunden. Aber Talleyrand ging nach England, und er wußte nicht, was sich in Frankreich begeben würde; Lafayette war eine Macht, die man begrüßen, von der man Abschied nehmen mußte, und er salutirte vor ihr, wie er vor allen Gewalthabern salutirt hatte. Es war ein ungeheures Erstaunen, als Talleyrand zu Lafayette trat, und ihn in das nebenstehende Zimmer nahm: fünf Minuten blieben sie bei einander: nachher trennten sie sich, und Talleyrand durchschritt wieder weggehend die auf ihn schauende Menge. Was wollte er? was soll dieses unerwartete Erscheinen? will er sich durch den Mann von 1830 stärken, oder ihn kleiner machen, indem er ihn zu

sich heranzieht? Dieses waren die Fragen, die laut und leise, vernehmlich und verschwiegen gemacht wurden, und die den andern Tag in den Journalen zu vielfachen Auslegungen Veranlassung gaben.

Der Mann, welcher damals ein Gegenstand der Huldigung auch seiner Feinde war, verdiente dieselbe unter einem Gesichtspunkte vollkommen. Niemals war unter den Franzosen ein hartnäckigerer Behaupter einmal gefaßter Meinungen, ein festerer Charakter und ein treuerer Beschützer seiner Freunde erschienen. Von der Categorie des Geistes aus betrachtet, haben ihn weit geringere Menschen überragt: er war weder ein großer Redner, noch ein großer Feldherr, noch ein großer Denker: aber oft sah er, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, durch unmittelbare Anschauung das Richtige: wenn er es gesehen hatte, drückte er es hinreichend gut aus, und sein ganzes Leben war ein Pfand dafür, daß er nicht davon abweichen würde. Aller Spott, den untergeordnete Menschen auf ihn wälzen wollten: die Macht der Satyre und des Witzes, für die Franzosen sonst so empfänglich sind, erreichten ihn nicht, und sein Erscheinen genügte, um jene aufgehäuften Bemühungen wie Wolken zu zerstreuen. Eine imposante Gestalt, ein würdevolles Benehmen, dessen Unterstützer und Begleiter Höflichkeit und Grazie waren, ein erprobter Charakter, hinreichende Kenntnisse für einen Staatsmann und der glückliche Zufall des bewegtesten und thatenreichsten Le=

bens, dieses kunstreiche Zusammenseyn so vieler Eigenschaften in eine plastische Gestalt gelegt, durfte den Trotz der Polemik verschmähen, wenn sie ihm auch nicht immer begegnete.

Doch es wird Zeit, die vielen Einzelnheiten, die ich schon vorgeführt habe, zu einem Bilde des Gesammtzustandes zusammenzufassen. Die Revolution war wie ein Blitz gekommen, und es gehörte einige Zeit dazu, ehe sich die Parteien, namentlich die geschlagenen und besiegten, darein finden konnten, ihr ins Gesicht zu sehen. Die Legitimisten boten den allerkläglichsten Anblick dar. Sie hatten weder die Keckheit späterer Tage, als die Vendee in Aufstand war, und die Herzogin von Berry die öffentlichen Geschäfte ihres Sohnes privatim besorgte, noch waren sie geneigt, sich ganz von der Schaubühne zurückzuziehen, und der Revolution das Feld zu überlassen. Sie versteckten sich damals, aber ihre Organe, die Gazette de France und die Quotidienne lallten noch einige Töne des Widerstandes, die ganz unbemerkt vorübergingen. Aus der Deputirtenkammer hatten sich die meisten Legitimisten unter Verweigerung des Eides zurückgezogen, und nur zwei oder drei waren geblieben, darunter Berryer, dem der Ruhm eines bedeutenden rednerischen Talentes nicht abgesprochen werden durfte, der aber in eine falsche Stellung gerathen war, aus der ihn kein Glückszufall erheben konnte. Anfänglich hatten die Anhänger der vertriebenen Dynastie

auf eine Nichtanerkennung der europäischen Mächte gerechnet: sie stellten sich eine neue Coalition von 1792 vor, aber ihre Gedanken wurden zu Schanden. England, damals noch unter dem Herzog von Wellington, schickte seine Adhäsion sofort ein: die Anerkennung Preußens und die neuen Creditive für den Gesandten wurden von Alexander von Humboldt nach Paris gebracht: in kurzer Zeit folgten Oesterreich, Holland, Rußland: nur die Gährungen, die nothwendig bevorstanden, nur der Pessimismus, zu dem man der Einbildung nach geführt werden mußte, gaben Hoffnungen und Anhaltspunkte für die Zukunft. Es mag hier ein für allemal bemerkt werden, daß jede Partei sich irrt, wenn sie durch frühere Verhältnisse dazu bewogen wird, an ein Auferstehen derselben zu denken. Die Legitimisten, die an die Coalition der europäischen Mächte glaubten, die Republikaner, die Robespierre und Marat auf ihre Fahnen schrieben, waren auf gleich falscher Fährte. Die Zeit der Unbesonnenheiten und der revolutionären Krisen war vorüber, und wenn auch das später sogenannte juste milieu weit davon entfernt war, eine volle Mitte zu bilden, so konnte es eine Zeit lang dadurch genügen, daß es weder von dem einen, noch von dem anderen wollte. Der Brief des Herrn von Kergorlay war eigentlich der erste entscheidende Schritt, den die französischen Carlisten zu thun wagten. Die Energie der Ausdrücke, das brennende Colorit des Styles hätten in anderen Zeiten Auf-

sehen gemacht: die Ohnmacht der überwundenen Partei nahm der Sache diese Bedeutung. Man erklärte den Brief für einen letzten Stoßseufzer, man lachte über die Aufregungen, die ihn hervorgebracht hatten.

Von ganz anderer Bedeutung waren die durch die Revolution selbst hervorgerufenen republicanischen Bemühungen. Die Clubs, namentlich der der Volksfreunde, waren unter den Augen der Regierung gebildet worden, ohne daß diese, welche selbst eine Revolution zu ihrem Ursprunge hatte, im Augenblick im Stande gewesen wäre, auf die Anforderungen der auswärtigen Mächte und die Prätensionen, die sich im Inneren geltend machten, zu antworten. Ich war einige Male ein Zuschauer, in dem Club der Volksfreunde, der öffentlich in einem nicht übergroßen Reitstalle der Straße Montmartre seine Sitzungen hielt. Es war ein Präsident, ein vollständiges Bureau vorhanden, und die Discussionen betrafen reglementarische Angelegenheiten. Trotz der von regelmäßigen Versammlungen her übertragenen Form war ein großer Tumult in den Sitzungen, und aus den Reden, die zuweilen nicht ohne hervorstechendes Talent gehalten wurden, ging hervor, daß die Ansichten dieses Clubs bereits weit über den Lafayettismus, und seine substantielle Demokratie hinausgeragt waren. Lafayette wurde mit gar nicht süßen Beinamen sogar beschuldigt, die Revolution einen Tag in Händen gehabt, und dann, sey es durch Schwäche oder Unfähigkeit, verrathen zu

haben. Man konnte eigentlich keine Vorstellung davon bekommen, zu welchen Regierungsformen der Club übergehen möchte. Es war mehr Leidenschaft aufgeregter Stimmung, verhaltene Wuth, die sich in rednerischen Uebertreibungen geltend machte. Uebrigens haben in der damaligen Zeit einige republikanische Journale auf die eben angedeutete Frage geantwortet, und gern zugegeben, daß sie eigentlich nicht vorhersagen könnten, was eintreten sollte. Die zerstörenden Organe hätten auch keine Mission dazu, solches im Voraus zu wissen. Dem Erfolge dieser Gesellschaften, und der raketenmäßig von ihnen ausgehenden Leidenschaft stand aber ein Umstand vollkommen entgegen, nämlich, daß die Masse des französischen Volkes nicht mehr entzündbar war, und daß die Mehrzahl in der Juliusrevolution nicht eine sociale, sondern lediglich eine politische Umwälzung gewollt hatte. Das Priestergut und der privilegirte Reichthum des Adels bestand nicht mehr: die Ländereien waren getheilt, kleine Besitzthümer hatten sich gebildet, und der Mittelstand, der zur Herrschaft gelangt war, schien keineswegs geneigt, seine Sicherheit und Ruhe aufzugeben. Die Reden in den Clubs hatten kein ursprüngliches Feuer mehr, das aus den Begebenheiten und Stimmungen allein kommen kann, sondern sie erschienen kalt oder aufgewärmt; man merkte die Anstrengung des Anblasens, und außerhalb gingen die Dinge vor sich, als wenn so excentrische Pläne gar nicht vorhanden wären. Gerade

indem in den Clubs ein Extrem mit Lärmen und Geschrei hervorgehoben wurde, begünstigten sie die damals noch nicht so ausgesprochene Seite des Widerstandes. Allmählig konnte derselbe unter dem Vorwande, daß noch so viele Keime zu Unruhen vorhanden seyen, wachsen, die bewilligte Freiheit selber antasten, und so endlich aus einer bloß negativen Abwehrung und Vertheidigung zu positiven Verkümmerungen, zu Einschränkung des Gegebenen übergehen. Die Vertheidiger solcher Maaßregeln kamen erst spät dazu, einzusehen, daß sie sich selber getäuscht hatten. Noch waren die verschiedenen Stadien der Straßenemeute nicht durchlaufen; der achtzehnte October, die Tage des Urtheils über die Minister, der vierzehnte Februar, der sechste Juni, und zuletzt die Apriltage hatten sich noch nicht abgewickelt, und es dürfte daher die etwaige Furcht verziehen werden, die sich in der Erwartung derselben kund that. Denn wer möchte den staatsmännischen Blick besitzen, vor den Begebenheiten das Ende, wie bei einer Sonnenfinsterniß, vorherzusagen.

Das damalige Ministerium, und die sich demselben anschmiegende Regierungspartei hatte noch kein System, und keine feste Richtung, sondern bloß Wünsche und Hoffnungen statt Meinungen und Ansichten. Wie die Begebenheiten es gebracht hatten, so fühlte es wohl, es würde noch lange durch dieselben getragen werden müssen. Gegenüber war ebenso wenig der Widerwille be-

gründet, den es später als doctrinaires einflößte. Denn in seiner Mitte befanden sich Dupont de l'Eüre, dieser durch ganz Frankreich geachtete Mann, Lafitte, der sich der Revolution zum Opfer gebracht hatte, und Dupin, dessen plebejischer Stolz als eine Hemmung gegen alle Eingriffe der contrerevolutionären Partei erschien. So lange diese verschiedenartigen Bestandtheile zusammenbleiben konnten, schien die Juliusbegebenheit nicht gefährdet zu seyn, oder auf irgend eine Weise ihren Charakter verloren zu haben. Aber schon am 20sten September wurde diese Coalition lockerer: das Ministerium wurde als aufgelöst betrachtet, und erklärte sich selbst dafür. Ich war gerade den Abend bei der Herzogin von Broglie, als der Herzog sich zur Schlußsitzung des Cabinets in die Tuilerien begeben hatte. Viele Pairs und Deputirte waren mit ängstlichen Gesichtern gekommen, um ihre Condolenzen anzubringen, und sich um die Nachfolger zu bekümmern. Man nannte Merilhou und Mauguin als Unterrichtsminister. Cousin setzte Herrn Renouard und mehreren Anderen auseinander, wie er unter Herrn Merilhou im Amte bleiben, unter Mauguin aber austreten würde. Daß Odilon Barrot Guizot im Ministerium des Inneren folgen dürfte, schien keinem Zweifel unterworfen, und der Herzog von Broglie hatte selbst laut an seinem Tische behauptet, es möchte derselbe ein besserer und energischerer Minister, als ein Präfect der Seine seyn. Doch

erfolgte damals noch das Unerwartete. Das Ministerium blieb. Casimir Perier hatte den Träger und Vermittler gemacht, und den Zwiespalt für den Augenblick beseitigt, der wesentlich darin bestand, daß man nicht einig über die Duldung oder Schließung der Clubs werden konnte. Die außerhalb Frankreichs in Folge der Juliusrevolution als Echo derselben eingetretenen Begebenheiten vermehrten aber die nur für den Augenblick übersehenen Schwierigkeiten. Belgien hatte, als steter und gewissenhafter Nachahmer Frankreichs, seine Revolution, seine drei Tage und seine drei Farben bekommen. In Deutschland erzitterten die Theile des Bundesstaats, die früher schon Ursachen zu gegründeten Beschwerden gehabt hatten. Wie sollte man sich diesen Katastrophen gegenüber benehmen? Sollte man sie als Emanationen der Juliusbegebenheit anerkennen, sie unterstützen und tragen, dadurch die Revolution aber fortsetzen, und zu einem unabsehbaren Ausgange führen, oder sollte man sich still und heimlich von ihnen abwenden, und so die Revolutionswunden vernarben lassen, während die übrigen Völker freilich ihrem Schicksale überlassen blieben. Dies Letztere war allerdings der Plan, aber es war noch nicht Zeit, ihn zu gestehen. Ich hörte einen damaligen Minister mit großer Freude die falsche Nachricht von dem Einrücken des Prinzen Friedrich der Niederlande in Brüssel erzählen, und hinzusetzen: „Das wird etwas Wasser in dem Wein

der Revolution seyn." Graf Molé, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ergriff zwar energische Maaßregeln gegen die gefürchtete Intervention der nordischen Mächte in die belgischen Angelegenheiten, aber dies war in dem Interesse Frankreichs begründet, das in dem Nachbarstaate seine eigene Umwälzung nicht wollte verurtheilen lassen. Das folgende Ministerium befand sich bei den polnischen und italienischen Aufständen in eine ähnliche, und man kann sagen, noch furchtbarere Verlegenheit versetzt, weil die Begeisterung und das Mitgefühl für Polen beinahe eine nicht mindere Stärke, als die Aufregung in den eigenen Angelegenheiten erhalten hatte. Man lavirte auch hier, war mit Worten freigebig und tapfer, sprach viel von dem großen Einflusse Frankreichs auf die Weltbegebenheiten, besetzte, als es nöthig schien, Ancona, und gerade, wenn die Schwäche der befolgten Politik recht offenbar zu werden anfing, war immer ein Aufstand glücklicherweise bei der Hand, um zu gewünschten Reactionsmaaßregeln zu führen.

Im Inneren schien der nächste Felsen, von dem man noch nicht wußte, wie man ihn umschiffen sollte, der bevorstehende Proceß der Minister zu seyn. In allen Salons wurde von Nichts, wie von dieser Angelegenheit gesprochen, denn in unseren Zeiten erscheint immer mehr die Todesstrafe bei politischen Verbrechen als vollkommen unzulässig, und man kann es den damali-

gen Machthabern nicht verargen, daß sie ängstlich für Gegner waren, die nicht ganz freien Richtern, und einer leidenschaftlichen Volksbewegung in die Hände fielen. Die juridische Beurtheilung ihres Zustandes wurde selbst verschiedentlich an den Tag gelegt. Die Einen meinten, die Minister wären allerdings nach der Charte verantwortlich; der König aber dagegen sacrosanctus und unverletzlich. Nun sey hier durch die Revolution der König getroffen worden: dies nehme die Verantwortlichkeit der Minister von selber hinweg, denn solche sey ja nur eine Fiction zum Schutze der Majestät. Andere, und man muß hinzusetzen, die strengeren Juristen, waren ganz entgegengesetzter Ansicht. Sie betrachteten die Responsabilität der Minister nicht für etwas Relatives, sondern für ein Absolutes, das das Schicksal des Königs nicht beseitigen könne. Dieser habe die Charte zerrissen, also auch den Artikel, der ihm Unverletzlichkeit gewähre, welche immer innerhalb, und nicht außerhalb der Charte gedacht werden könne. Wenn nun aber auch verschiedene Meinungen über die Möglichkeit des Processes statt hatten, so war doch nur ein Urtheil bei allen Gebildeten darüber vorhanden, daß die Todesstrafe nicht angewendet werden könne. Guizot freute sich, in anderen Zeiten gegen den Gebrauch dieser Pön bei politischen Verbrechen geschrieben zu haben, und Lafayette dachte lebhaft auf Mittel, die Minister der Todesgefahr zu entziehen. Denn es ließ sich nicht läugnen, das

Volk, das in der Juliusrevolution so uneigennützig und rein sich erwiesen hatte, ging lebhaft und ungestüm auf die Hinrichtung der Minister ein, als auf eine Sühne für die gefallenen Juliushelden. Noch war das Angedenken an dieses politische Unrecht nicht erloschen, und ich erinnere mich, von vielen Seiten her, von Cabrioletführern und Lohnbedienten, so wie von anderen Mitgliedern der unteren Stände, böse Worte über die Absicht, hier Milde walten zu lassen, ausstoßen gehört zu haben. Hier verfiel man nun als Rettungsmittel auf eine Comödie, der Lafayette nicht fremd war, die man aber als solche anerkannte, nachdem der Zweck vorüberging, dem sie gegolten hatte. Man ließ Verwundete der Juliustage eine Petition zur Abschaffung der Todesstrafe bei der Deputirtenkammer einreichen. Die Kammer hielt Tages- und Abendsitzungen: philanthropische Reden wurden in Menge vorgetragen; was die Gesellschaft der christlichen Moral gegen die Todesstrafe seit Jahren hatte drucken und krönen lassen, wurde mit unerschöpflicher Redseligkeit wiederholt; und endlich eine Adresse an den König votirt, die dieser damit beantwortete, daß er immer gegen die Anwendung dieser Strafe gewesen sey, und daß sein Herz ganz in die Gesinnungen der Deputirtenkammer einstimme. Mir war eine solche gelegenheitliche und für einen bestimmten Zweck berechnete Entscheidung einer großen gesellschaftlichen Frage zuwider, und wenn ich auch glaubte, daß die Civilisation der

Zeit es nicht bloß möglich, sondern wirklich mache, bei politischen Verbrechen, bei Münzfälschungen und bei ähnlichen Uebertretungen eine gelindere Sühne eintreten zu lassen, so konnte ich mich nicht davon überzeugen, daß dem Mord irgend anders, als durch die Todesstrafe begegnet werden dürfe. Mit allen meinen Freunden und Bekannten war ich über diese Frage im Streit. Die Unwiderruflichkeit der einmal verhängten Strafe, die doch auch Unschuldige erleiden könnten, war ihnen ein hinlängliches Argument für ihren Satz, den sie aus dem Gesichtspunkte des Wesens der Strafe nicht fassen wollten. Was geschah aber später, als die Minister nach Ham abgeführt waren? Kein Mensch dachte wieder an die Adresse und an die Antwort des Königs. Nach wie vor fanden Hinrichtungen gemeiner Mörder statt, und die Lebhaftigkeit, womit diese Frage discutirt wurde, schrumpfte zu gewöhnlicher Theilnahmlosigkeit und zur Zufriedenheit mit den jetzigen Zuständen zusammen.

Wir müssen aber, nachdem wir das Ministerium in seinen Aengsten, Verlegenheiten und Zwiespalten betrachtet haben, auch einen Blick auf die gesetzgebenden Versammlungen werfen, deren Sitzungen ich regelmäßig beiwohnte. Die Deputirtenkammer hatte ein gutes Drittel ihrer Mitglieder durch die Dimissionen verloren, welche die Carlisten, oder solche, die, wie Cormenin, sich nicht für befugt hielten, länger Gesetzgeber zu seyn, gegeben hatten. Diese Kammer war damals Alles in

Allem. Das Königthum war noch in den ersten Stadien seiner Erziehung: der Boden, auf dem es errichtet worden, hatte seine anarchisch-vulkanische Natur noch nicht verloren. Nur dadurch, daß der Hof des Palais Royal von allen früheren Traditionen abging, Nationalgarden, die zur Handwerkerklasse gehörten, zu Tische lud, das bürgerliche Königthum im Gegensatze des von Gott gegebenen aufstellte, und durch freundschaftliche Händedrücke bethätigte, konnte er sich damals durchwinden, und dulden lassen. Die Pairskammer war decimirt, und ihre Reihen waren von den Deputirten gelüftet worden. Sie hatte die Beschlüsse des siebenten Augusts angenommen, aber annehmen müssen. Daß hier keine Autorität Platz greifen konnte, daß sie noch lange Zeit nicht wagen dürfe, sich selbstständig zu benehmen, lag oben auf, und Franzosen, die das, was die Umstände nothwendig machen, immer gleich einsehen, konnten sich auch über die Bedeutung dieser Kammer nicht täuschen. Uebrigens stand sie unter dem Messer des Erblichkeitsverlustes, und bis diese Frage entschieden war, durfte sie nur ein provisorisches Verhalten sich zulegen. In der Deputirtenkammer waren die großen rednerischen Talente, die Männer, die durch ein begeistertes Wort die Parteien sich selber abwendig machen, immer seltener geworden. Foys Schärfe und Ordnung, Deserres Leidenschaft und glücklicher Ungestüm wurden nur zu sehr vermißt. Dupin, mit seiner aphoristischen

und advocatischen Beredtsamkeit, Guizot mit seinen langsamen, docirenden Worten, die, um deutlich zu seyn, sich oft umschreibend wiederholten, Villemain, mit dem academischen Glanze der nie fehlenden Ausdrücke und Wendungen waren der Ersatz für das Stillschweigen Royer Collards für Periers krankhafte Zurückhaltung, und für Constants gebrochene Kraft. Odilon Barrot, Thiers, Sauzet und Dufaure, die späterhin Eloquenz an den Tag legten, waren in die Kammer noch nicht eingetreten. Nur einmal sah ich Martignac auf der Tribune, und dies in einem rührenden Momente. Er verkündete der Kammer, daß der Fürst von Polignac ihn zu seinem Vertheidiger erwählt habe, und daß er, den Polignac verdrängt hätte, sich dadurch schon aufgefordert fühle, dieser Bitte zu willfahren. Man kann sich den Eindruck leicht vorstellen, den diese Worte hervorbrachten. Man umgab den Redner, man wünschte ihm Glück, und alle Parteien freuten sich des Edelmuths, der in dieser Annahme lag. Aber, wenn auch die Deputirtenkammer um die damalige Zeit die erste Gewalt des Staates war, so laborirte sie doch an Schwierigkeiten, die um gelöst zu werden, andere Männer erfordert hätten. Die Hauptfrage war die: hatte sie ein Mandat, eine neue Ordnung einzurichten, und sich innerhalb derselben als gesetzgebende Gewalt zu bewegen? Die Zweihundert und ein zwanzig Deputirten, welche die Restauration zu Falle gebracht,

hatten, was sie vermochten, gethan: wer gab ihnen die Befugniß etwas Neues zu beginnen? Es ist schon oft bemerkt worden, daß man in Frankreich leicht von der Bewunderung und Hochstellung in die Verachtung und Schmähung der öffentlichen Charaktere übergeht, und daß die Franzosen hierin den Athenäern ähnlich sind, die eine gleiche Versatilität besaßen. Aber eine Vertheidigung dieser Leichtfertigkeit kann auch in den Wendungen gesucht werden, die hier die Sachen und Begebenheiten schnell annehmen, und die bewirken, daß ein Individuum sehr bald als ein zurückstehendes auffällt. Die Männer der Comödie von funfzehn Jahren mußten, nachdem sie selber ihre Thaten als Täuschung und Schauspielerkunst erklärt hatten, es nicht übel nehmen, daß das Publikum, als der Vorhang gefallen war, zu anderen Interessen und Beschäftigungen überging.

Ich will aber nun zu der Betrachtung einer letzten Seite der damaligen französischen Gesellschaft übergehen, die sich eben aus dunkeln Anfängen, wenn auch nicht zu dauerndem Glanze, aber zu einer ideellen Bedeutung erhob, ich meine nämlich die St. simonistische. Als ich im Jahre 1830 nach Frankreich kam, hatte ich kaum etwas von der positiven Existenz dieser Sekte gewußt. Mir war früher nur beiläufig erzählt worden, daß manche meiner älteren Bekannten sich dazu hielten, namentlich *Jules Le Chevalier*, aus Martinique gebürtig, der

früher in Berlin gewesen war, um sich in der Philosophie etwas umzusehen, und einige Wendungen der Philosophie der Geschichte aufgegriffen hatte, die sich nachher auch, in den Gedankengang der St. simonistischen Lehre verwandelt, wiederfanden. Aus dem, was ich vernommen hatte, mußte ich schließen, daß lediglich neue nationalökonomische Ansichten, oder industrielle Meinungen hier aufgestellt würden, und daß das Ganze sich in dem Kreise bewege, welcher der Wissenschaft von jeher angewiesen ist. Ich fand etwas Anderes: ich fand eine Religion, einen Tempel in der Straße Taitbout, und geistliche Versammlungen in einem Hause der Passage Choiseul. Benjamin Constant erzählte mir, daß, als die St. Simonisten ihn vor etwa einem Jahre um Rath gefragt hätten, wie sie ihre Grundsätze verbreiten könnten, er ihnen gesagt habe: macht eine Religion daraus. Das Hauptdogma dieser neuen religiösen Offenbarung war einzig und allein, daß das Christenthum Gott lediglich als Geist gefaßt, somit einen Dualismus zwischen Geist und Materie geschaffen habe, welche letztere dadurch als entgöttert betrachtet werden müsse. Da aber Gott weder allein dem Himmel, noch allein der Erde angehöre, so sey er eben so wohl im Fleische, als außer demselben, und Fleisch und Geist seyen in Liebe verbunden. Die Religion hat sich also um die endlichen Interessen zu bekümmern, sie mit ähnlicher Fürsorge als die geistigen zu begreifen und zu ordnen.

Ueberhaupt fällt nichts außerhalb der Religion: was früher verschieden war, geht zusammen, und die St. simonistische Offenbarung wäre also die Erhebung des Christenthums zu einer Einheit, zu welcher dasselbe nicht gelangen konnte. Wer jene Polemik gegen das Christenthum aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, wird auch nicht übersehen können, daß sie durchaus verfehlt ist. Der Geist des Christenthums ist nicht das, was die St. Simonisten reinen Geist, oder wir abstracten Geist nennen möchten. Dieser Geist ist in die Welt gegangen, hat sie durchdrungen, und nach seinem Muster gebildet. Wenn nach achtzehn Jahrhunderten die unfreien Zustände allmählig schwinden, die Emancipationen aller Unterdrückten ausgesprochen werden, und der Mensch sich nur in dem Ausdrucke wahrhafter Innerlichkeit gefällt, so ist dieses eben die Verweltlichung des Christenthums, das freilich vieler Jahrhunderte bedurfte, um das Tägliche zu erschaffen. Es ist so reich an Gedanken und Nüancen, daß es alle Dissidenzen erduldet, alle Verschiedenheiten erträgt, und daß selbst der St. Simonismus, indem er es ganz niederzureißen gedenkt, doch immer nur innerhalb seines Umfanges arbeitet. Eben diese weltliche Gestalt, zu der der christliche Geist heut zu Tage gelangt ist, macht es unmöglich in seinem Bereiche, mit einer sogenannten neuen Religion aufzustehen. Wo ist der Fanatismus, der *sie tragen* soll, wo die Gluth der Märtyrer, die

sich für den Glauben in der Opfertod stürzen? Werden weltliche, wissenschaftliche, oder industrielle Interessen jene Begeisterung hervorrufen, die unmittelbar ist, und nie durch Verstandesentwickelungen sich offentbart? Einige Tage vor meiner Abreise aus Paris hatten wir, Lerminier und ich, uns verabredet, noch einmal im rocher de Cancale zusammen zu essen. Lerminier, dessen unbestimmter Feuereifer ihn mit den Jüngern des St. Simonismus in nahe Verbindung gesetzt hatte, lud Jules Lechevalier; ich dagegen Villemain und Büchon ein. Der Gegenstand des Gesprächs betraf lediglich die großen Hoffnungen, welche die Anhänger der neuen Lehre an die Ausbreitung derselben knüpften. Als Villemain bemerkte, daß ohne Schmerz und Leiden, ohne Opfer und Märtyrerthum keine neue Religion Wurzel schlagen könne, erwiederte Lerminier: Ces Martyrs ils se trouveront. Mais les Martyrs chrétiens, entgegnete Villemain, n'ont pas diné au rocher de Cancale. Und in der That kann dieses gute Wort im ernsteren Sinne genommen werden. Es wird unmöglich seyn, daß junge Leute, die den Ueppigkeiten der Welt nicht entsagen, sondern diese selbst zum Gegenstande einer religiösen Behandlung machen, in einer gegen allen religiösen Inhalt gleichgültigen Zeit, eine Erschütterung hervorrufen, wie sie doch zur Begründung einer neuen Gotteslehre nothwendig erscheint.

Wenn wir somit uns von dem religiösen Kleide

abwenden, das die St. Simonisten überflüssigerweise umwarfen, so wird doch ein ernsteres Eingehen in ihre gesellschaftlichen und nationalökonomischen Grundsätze nicht entbehrt werden können. Hier finden sich große und in der That einschlagende Gedanken, vermischt mit unpraktischen Vorschlägen, mit einer Sucht nach Einheit, die nicht zu erreichen ist, und mit dem Wunsche, eine Hierarchie zu produciren, die eben im Augenblicke, wo die alte im Abgehen sich befindet, schwerlich zu begründen wäre. Schon der erste und Grundgedanke, daß es überhaupt nur zweierlei Epochen der menschlichen Gesellschaft gebe, organische und kritische, die sich zweimal producirt hätten, möchte eine Anfechtung erleiden. Die beiden organischen Zeiträume sind das Judenthum und Griechenthum, dann die mittelaltrig katholische Kirche, die beiden kritischen, Rom, und die neue protestantisch-liberale Epoche. Wir wollen die Benennungen für diese Zeiten zugeben, und auch nichts dagegen erinnern, daß die einen positiver und concreter, die anderen negativer und abstracter sich verhalten. Aber sind damit schon die Verschiedenheiten dieser Zeiten erschöpft? Ist der Ausdruck organisch und kritisch, schon eine Ausführung des Wie dieses Organismus und Kriticismus? Die Weltgeschichte hat es beständig mit den Uebergängen aus unmittelbaren Zuständen in vermittelte, aus dogmatischen Zeiten in skeptische zu thun. Aber wie *man einen* menschlichen Organismus nicht mit

zweien Strichen hinzeichnet, so kann man auch den weltgeschichtlichen nicht mit zweien Abstractionen malen. Dazu gehören ferner Nüancen und Uebergänge, Licht und Schatten. Die kritische Zeit hat auch organische Substanz in sich: der organischen fehlte nie das Negative der Kritik. Ein organisches Ganzes kann Abtheilungen haben, aber es ist niemals aus zwei abstracten Stücken zusammengesetzt. Wenn wir hier nicht sowohl die Theorie, als vielmehr das Formelle daran bekämpfen, so muß dagegen der feine praktische Takt gepriesen werden, mit welchem die St. Simonisten ihre eigene Zeit beurtheilten. Denn das ganze philosophisch-historische Gerüste war eigentlich nur eine wissenschaftliche Nebensache. Die St. Simonisten sahen dem Liberalismus unserer Tage seine productive Schwäche an: er konnte wohl mit Recht und mit Beifall Altes niederreißen, und Morsches vernichten, aber Neues hervorzurufen war ihm nicht gegeben. Darum ist die Opposition der funfzehn Jahre so ohnmächtig gewesen, als sie endlich zur Regierung kam und regieren sollte. Sie ging fast zu den Grundsätzen derer, welche sie bekämpft hatte, über; ihr Redetalent ward schwächer, so wie man einen Inhalt von ihm verlangte; in ökonomischen und Handelssachen die alte Prohibitivphilisterey, in auswärtigen Angelegenheiten der diplomatische Schlendrian der alten Zeit. Glücklicherweise finden die Epochen immer die ihnen angemessene positive Richtung

von selbst. Die unsere begiebt sich auf das Feld der Eisenbahnverbindungen, und will das Hemmende der Entfernung ausmerzen. Auch diesen Gedanken einer Weltverbindung haben die St. Simonisten zuerst aufgestellt. Als Michel Chevalier vor fünf Jahren im Globe von einem Netz von Eisenbahnen sprach wer hätte glauben sollen, daß dieses Netz heute dem Gedanken nach vollendet ist?

Nur in der Angabe des Standpunktes, den der Liberalismus, um inhaltsmäßig und organisch zu werden, annehmen müsse, haben die St. Simonisten, wie ich glaube, geirrt. Sie haben allen Zufall und alles Besitzthum, welches durch Zufall kommt, ausschließen wollen, und nicht gesehen, daß derselbe dennoch wiederum zu der Thüre hereinschlüpft, die man ihm verschließen wollte. Denn, wenn Fähigkeit auch der letzte Träger der Glücksgüter seyn soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit? Würden Gunst und Abneigung, Leidenschaft und menschliche Regungen, die doch nicht verbannt werden können, in der Beurtheiluug der Fähigkeit nicht irren? giebt es einen objectiven Regulator, und ist nicht die Concurrenz selbst das sicherste Mittel, die Fähigkeit herauszustellen? Das Eigenthum, welches die Einzelnen nur im Namen des Staates je nach ihrer Fähigkeit genießen sollen, das Erbrecht, welches durch diese Bestimmung wegfällt, wird auch dem Individuum die Basis seiner Individualität und Besonderheit nehmen.

In dem fehlenden Erbrecht wird sogar die moralische Seite des Eigenthums verloren gehen, die dieses nicht entbehren kann. Werden Leute, die ihre Kinder kaum kennen, die für dieselben nicht arbeiten, eben so fleißig und thätig als die seyn, welche für sich eine Zukunft auch in der Zeit erblicken, in welcher sie nicht mehr existiren werden? Oder darf man annehmen, daß jemals ein Mensch in der Allgemeinheit, im Staate einen Ersatz für Das haben könne, was er in der Familie verliert? Dann tritt aber gegen die Grundlage der Fähigkeit ein weiterer Beschwerdepunkt auf, nämlich der, daß es am Ende doch auch ein Privilegium ist, daß dem Einen der Beruf geworden, und dem Andern nicht. Soll der Unfähige nun ganz verstoßen seyn, und nicht im Glücke und Zufall einen möglichen Ersatz für seine Dummheit finden?

Das Uebel der Concurrenz oder des Krieges und Kampfes in der bürgerlichen Gesellschaft, das in Ordnung und Hierarchie verwandelt werden müsse, ist, wie ich glaube, ganz irrig von den St. Simonisten betrachtet worden. Daß in diesem Kampfe Manche untergehen, daß das Geschrei sauve qui peut, nicht undeutlich zu vernehmen ist, läßt sich nicht läugnen. Aber glauben denn die St. Simonisten an eine allgemeine Zufriedenheit, wenn der Stand der Liebe und des Priesterthums seine Einrichtungen treffen, und den Eingebildeten und Dünkelhaften in eine niedrige Sphäre stellen wird? Dürfte

dieser dann nicht glauben, allein würde er sich schon durchhelfen, und eine höhere Stufe erklimmen? Wie in der Idee die niedrigere Sphäre der Reflexion enthalten ist, so in dem Staate die untergeordnetere Stellung der bürgerlichen Gesellschaft. Aus ihr läßt sich der reflective Charakter nicht scheiden: sie kann nicht selbst zum Staate erhoben werden. Das Allgemeine an ihr sind die Gedanken, die sich trotz der Isolirtheit und des Kampfes in ihr festsetzen, und die am Ende auf Resultate und wissenschaftliche Zusammenfassungen führen. Wer aber die Concurrenz von ihr ausschließen will, der erschafft eine andre Sklaverey der Aufsicht, welche, selbst wenn sie glücklichere Verhältnisse böte, nicht zu ertragen wäre. Das Alterthum arbeitete mit seinen Sklaven; wir mit unseren eigenen Personen. Dafür gehört aber auch die Person sich selber an, und ihr Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißgeschick nehmen, hieße ihr heute die einzige Poesie entziehen, deren sie fähig ist. Denn die negativen Seiten des Lebens gehören auch dazu: wie das Gute das Böse voraussetzt, so muß ein volles Unglück möglich seyn, damit das Glück eine concrete und angemessene Gestalt empfange.

Doch inmitten dieser Gedankenwirren haben die St. Simonisten wieder etwas Großes gesagt, und auf einem offenen Schaden der Zeit ihren Finger gehalten. Sie haben richtig bemerkt, daß die Sklaverey *eigentlich noch nicht* vorüber sey, daß sie sich zwar formell

aufhebe, aber materiell in vollkommenster Gestalt vorhanden wäre. Wie sonst der Herr und der Sklave, später der Patricier und Plebejer, dann der Lehnsherr und Vasall sich gegenübergestanden haben, so jetzt der Müßige und der Arbeiter. Man besuche die Fabriken Englands, und man wird Hunderte von Männern und Frauen finden, die abgemagert und elend, dem Dienste eines Einzigen ihre Gesundheit, ihren Lebensgenuß, bloß der ärmlichen Erhaltung wegen, zum Opfer bringen. Heißt das nicht Sklaverey, wenn man den Menschen wie ein Thier exploitirt, auch selbst, wenn er frei wäre sonst vor Hunger zu sterben? Soll in diese elende Proletarier kein Funke von Sittlichkeit gebracht werden können? sollen sie nicht erhoben werden dürfen zur Theilnahme an Demjenigen, was sie jetzt geist- und gesinnungslos thun müssen? Dieses, daß der Staat für die ärmste und zahlreichste Klasse zu sorgen habe, daß, wenn sie arbeiten will, sie niemals einer ihrer angemessenen Beschäftigung entbehren dürfe, daß ein Hauptaugenmerk dahin gestellt werden müsse, jene Kruste der bürgerlichen Gesellschaft dünner zu machen, die man gewöhnlich Pöbel nennt, ist ein tiefer Blick in unsre Zeit, und die folgende Geschichte wird auf ihren Seiten mehr wie einmal von dem Kampfe der Proletarier gegen die mittleren Klassen der Gesellschaft zu sprechen haben. Das Mittelalter mit seinen Zünften hatte eine *organische Einrichtung* für die Arbeit. Die Zünfte sind

zerstört, und können nie wieder errichtet werden. Aber sollte jetzt die freigelassene Arbeit aus der Corporation in die Despotie, aus der Herrschaft der Meister in die Herrschaft des Fabrikherrn verfallen? Giebt es kein Mittel dagegen? Allerdings. Es ist die freie Corporation, es ist die Vergesellschaftung.

Man ist in Frankreich in der neueren Zeit so grausam gewesen, die Associationen der Handwerker, ihren Fabrikherren gegenüber, für eine unerlaubte Verbindung zu halten, und die etwaigen politischen Zwecke, die sich untergeschoben haben mögen, als so bedeutend herauszustellen, daß diese Associationen dadurch verboten wurden. So ist aber den Fabrikherren die Bestimmung des Tarifs der Arbeit in die Hand gegeben, und die Wechselseitigkeit der Betheiligung ist zerstört. Ob diese Zustände lange dauern können, ob nicht die Arbeiter einen Anhaltspunkt in der Gesellschaft suchen müssen, ist eben die Frage, die mehr als jemals die heutige Zeit zu beschäftigen hat. Dieses Princip der Association hat früher Fourrier zum Gegenstand eines dunkel und in einem Formularstyl geschriebenen Buches gemacht, und später haben einige St. Simonisten, wie Jules Lechevalier und andere, die Fahnen ihrer Doctrin mit denen des Fourrierismus vertauscht.

Wir wollen den St. Simonisten nicht in die Gebiete ihrer Familienbeziehungen, der von ihnen ersonnenen Classen der Gesellschaft und ihrer Moral folgen.

Denn theils gehören diese Gedanken früheren Philosophen, wie Plato und Fichte, an, theils war hier noch nichts fest und bestimmt, und die Verbindung des moralischen Elements mit der Ehe hat eben die Uneinigkeit hervorgebracht, in Folge welcher die St. Simonistische Gesellschaft sich auflöste. Aber manche praktische Gedanken und Weisungen werden bleiben und Wurzel fassen, und wie die Homöopathie von folgenreichem Einfluß auf die Medicin seyn wird, so dürfte auch dem St. Simonismus nicht streitig gemacht werden, daß er einige Hauptwunden unserer bürgerlichen Ordnung beschrieben hat, deren künftige Heilung seine Verdienste sind.

Ein Zustand wie der, welchen ich jetzt dargestellt habe, die eben aufgewühlte Gesellschaft, deren geistige Barricaden noch nicht beseitigt waren, die Clubs, denen die Regierung nicht Macht genug besaß, sich zu widersetzen, die Royalisten, die auf der Lauer nach Unruhen und Gelegenheiten standen, die St. Simonisten, die mit dem Stolze auf ihre, wie sie sagten, friedfertigen Lehren durch die Gewalt des Streites und der Gründe alle übrigen Menschen bekehren wollten; ein solcher Zustand ist seiner Natur nach so aufgeregt, daß Wissenschaftliches und Literarisches in diesem Augenblicke nicht gedeihen können. Wo war der alte Globe mit seinem Salon von jungen Männern hingekommen? Hätte man der damaligen Begeisterung für Romantisches, für Nationalökonomie, für Geschichte, Philosophie und Religionswissenschaft

wohl angesehen, daß sich nach fünf Jahren auch nicht mehr eine Spur davon vorfinden würde? Herr Dubois war Inspector der Universität, der Globe war auch als politisches Blatt eingegangen und von Leroux den Simonisten überliefert worden. Die Mitarbeiter waren Staatsräthe, Deputirte, oder bereiteten sich darauf vor, es zu werden. Mit Philosophie und den Tönen der Wissenschaft konnte man der Befangenheit für die heutigen Zustände nicht beikommen, und die nächste Gegenwart nahm Hoffnungen und Thätigkeiten in Anspruch, die für scientifische Wege verloren gingen. St. Marc Girardin und Lerminier, der in der ganzen Bedeutung seiner aufstrebenden Kraft war, mochten fast die einzigen Gelehrten meiner Bekanntschaft seyn, die sich wissenschaftlichen Discussionen nicht verschlossen, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft einer interessanten Fahrt, die wir, Lerminier und ich, nach Montmorency bei ziemlich schlechtem Wetter machten, und wobei mir die Aufgabe wurde, so compendiös, als es nöthig war, die Grundprincipien der Hegelschen Philosophie zu entwickeln. Da ich dieses in französischer Sprache thun mußte, die sich namentlich einem Fremden schwer zu solcher Ausführung leiht, so gab es genug Quiproquos und Späße, bei den angestrengten Bemühungen für metaphysische Begriffe Ausdrücke zu finden, die ihnen entsprechend seyen.

Kurz vor meiner Abreise von Paris wurde ich der Madame Recamier vorgestellt, damit ich doch auch sähe,

daß es bei der heftigen Bewegung der Parteien noch einen Hafen ruhiger Zurückgezogenheit und ewiger Sitte gäbe. Da ich in einem eigenen Aufsatze die Gesellschaft der abbaye aux bois im Jahre 1835 geschildert habe, so brauche ich hier nur hinzuzusetzen, daß, wenn sich dieselbige um die damalige Zeit gar nicht zu Ludwig Philipp und den von ihm ausgehenden Dingen angezogen fühlte, sie doch wiederum nichts von sich wies, was zu irgend einer politischen Richtung gehörte. Herr von Chateaubriand gab freilich den Hauptton an: er hatte die Freiheit in der Legitimität, in dem Katholicismus den neuen Geist gewollt. Der Mangel an beiden hatte beide heruntergebracht. Sollte er nun Das, was er sein ganzes Leben über gehegt und sich poetisch gestaltet hatte, mit einem Male verlassen und aufgeben, weil es gefallen und unglücklich war? Des Lucanus Vers: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni, mußte auch modernen Gemüthern eingedenk bleiben, und die Sünden der vom Schauplatze der Welt unwiderruflich abgetretenen Geschlechter konnten tiefe Geister doch nicht dazu bewegen, ihre Spuren anders, als mit wehmüthiger Erinnerung zu verfolgen.

Die Frage, welche sich um die damalige Zeit mit einer alles Andere bei Seite setzenden Heftigkeit aufwarf, war die: Was wird die französische Staatsumwälzung auf die Geschichte von Europa für einen Einfluß haben? Der Herzog von Dalberg, dem ich durch

Herrn Buchon vorgestellt worden war, einer der wenigen Deutschen, dem es vergönnt gewesen ist, in französischen Entwickelungen eine Rolle zu spielen, war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es nicht bloß die constitutionellen Freiheiten seyen, mit denen die Völker zufrieden zu stellen wären, die sie noch nicht genössen, sondern daß man darauf ausgehen müsse, eine andere Vertheilung der europäischen Ländermassen und in wenigeren Händen, als es der Congreß von Wien gewollt hatte, vorzunehmen. Er arbeitete einen solchen Plan aus, und zeigte mir denselben. Sein Grundgedanke war der: die kleinen Staaten, die keine Mission hätten, ihre Staatspflicht zu erfüllen, de facto aufzuheben, wie sie eigentlich schon de jure aufgehoben wären. Preußen war bei dieser Vereinfachung der Staaten eine große Rolle zugedacht: aber da der Plan niemals einer Erwägung unterworfen wurde, und die Festsetzungen des Wiener Congresses bis auf die Ausnahmen, die in der That statt fanden, ihre Gültigkeit behielten, so wird es besser seyn, denselben hier nicht weiter auseinander zu setzen.

Ich ging in mein Vaterland und an meine Arbeiten mit Eindrücken zurück, wie sie sich mir nie früher gestaltet hatten. Es waren nicht die ruhigen und friedlichen von 1825: es war mir vielmehr, als wenn ein Stück Weltgeschichte auf meinem Geiste gelastet hätte. Ich hatte dem Krater der Revolution einmal in den

ster sollte noch leben, der würde euch über die katholischen Umtriebe das Gehörige gesagt haben. Nein, wer die Aufklärung schätzt, und ich hoffe, es wird Keiner unter uns seyn, der sie nicht schätzt, muß dem jetzt Geschehenen seinen Beifall schenken.

An anderen Stellen waren andere Gruppen, die etwas lärmender discutirten. Junge Männer, die den Namen Lafayette aussprachen, selbst einige Frauen, die dem Gegenstande des Gesprächs keineswegs fremd zu bleiben schienen, wechselten hier ihre Ansichten über die vollzogene Begebenheit, und ihre Erwartungen von den künftigen Wegen derselben aus. Mir war aber nie eine geschichtliche Thatsache vorgekommen, die bei uns solche lebhafte Theilnahme erregt hatte, und die die Einzelnen, gleichsam als wenn sie ihnen widerfahren wäre, ansahen.

Fünf Jahre später an demselbigen Tage, am 5ten August 1835 saß ich im türkischen Zelte zu Charlottenburg, neben einem Tische, der von alten und jungen Männern besetzt war.

Ein Alter. Ja, die Franzosen sind ein Schandvolk, und werden es ewig bleiben. Sie sind mit Nichts zufrieden. Haben doch den König erst fünf Jahre, und wollen ihn schon umbringen.

Ein Junger. Und glauben Sie denn, daß es dabei bleibt, was der Girard gethan hat, glauben Sie denn, daß es nicht eine weit verzweigte Verschwörung

ist! Mein Freund, der Feldjäger, der so eben von Paris kommt, erzählte mir ganz ausführlich, daß man zwar nicht wisse, wer dahinter steckt, daß es aber ausgemacht sey, es stecke was dahinter.

Ein anderer Alter. Nun, die Cholera wird sie schon raison lehren. Die soll ja in Marseille scharf aufgetreten seyn. Ich sage immer, Gott kommt zur rechten Zeit, und die Strafe bleibt auch nicht aus.

Ein anderer Junger. Mir soll's gleich seyn, aber ich möchte meinen, dem Ludwig Philipp wären auch wohl Vorwürfe zu machen.

Ein Anderer. Hören Sie, lieber Schmidt. Das muß man nicht sagen. So was ist aufrührerisch.

Der erste Alte. Ich kann Ihnen das auch zugeben. Herr und Diener, das ist alles Eins. Ich bleibe dabei, die Franzosen sind ein Schandvolk.

Dieses Gespräch, das ich wörtlich referire, war einige Tage vor meiner abermaligen Abreise nach Paris gehalten worden, und that mir die Veränderung der Stimmung seit dem Jahre 1830 kund. Es ist eigen, aber ich habe es häufig bemerkt, daß sich bisweilen in ganz unwissenden Geistern, und in unbefangenen Gemüthern, ein Bild von den herrschenden Zuständen festsetzt, dessen sie nicht Herr werden können, das aber, im Groben und Großen genommen, dem Eindrucke entsprechend ist, den auch mehr bewanderte Menschen von den-

selbigen Dingen auf großem Umwege und durch mühsame Studien erhalten.

In der That, wie anders hatte sich Europa, als man es erwartete, in den letzten fünf Jahren gestaltet. Der große Ruf von der hehren Tugend der Julushelden war durch mannichfachen Straßentumult und Aufruhr zu Schanden gemacht worden; dagegen waren die ungeheuren Folgen dieser Staatsumwälzung allmählig wie Seifenblasen zerronnen. In Frankreich war man dazu gelangt, die Associationen zu zerstören, das öffentliche Ausrufen und Herumtragen der Volksblätter zu untersagen, die republikanisch gesinnte Jugend durch Processe zu vernichten. Die Schweiz war aus ihrer Revolutionsphilisterei zu anderen Philistereien übergegangen: Polen sang an fremder Stätte seine Nationallieder, und nährte seine Unruhe mit Erinnerungen. Nur in Belgien waren einige Früchte der Losreißung sichtbar geblieben; England kämpfte innerhalb seines industriellen Mittelalters mit den hundertköpfigen Einwurzelungen desselben; Spanien stand an dem Scheidewege zwischen seinen Klöstern und seiner jungen Monarchie, und die auf vulcanischem Boden herrschende Königin von Portugal sehnte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, einen anderen zu besitzen. Wenn man im August 1835 das Inventarium des europäischen Haushalts aufnehmen wollte, so ließ sich nicht läugnen: es falle im Ganzen gegen das von 1830 gehalten, mehr im Sinne langsa-

mer und vielleicht auch dauernder Fortschritte aus: aber die Begebenheiten hatten nicht mehr die lebhafte Farbe früherer Tage; der fest beibehaltene status quo, der vielleicht in künftigen Zeiten als ein großes Mittel allseitiger Verbesserungen wird genannt werden können, hatte doch für die Gegenwart einen geringen poetischen Inhalt, und der Trost, daß die Erndte gut stehe für die Enkel, war ein sehr dünner Freudentrank, den die Heutigkeit sich gefallen ließ.

Unter solche Stimmungen fiel die Nachricht von der Höllenmaschine Girards, oder später Fieschi's, wie ein Gewitter an einem ruhigen Sommerabend. Daß eine That wie diese auch unter den sonst entzündbaren oder entzündeten Gemüthern keinen einzigen Billiger finden konnte, daß politische Parteiung nicht so weit führen durfte, dem Königsmorde beizustimmen, war wohl von Hause aus vorherzusehen. Nur darüber, daß Einige die That als eine isolirte Banditenhandlung, als welche sie sich späterhin auch wirklich auswies, Andere als ein Exanthem des französischen Volkes ansehen wollten, und neue Steigerungen solcher Ausbrüche prophezeiten, herrschte ein Streit, den erst das wunderbare Alleinstehen des Hauptverbrechers späterhin schlichtete. Wie wird Paris jetzt aussehen? Wer seine Physiognomie nach den Barricaden erblickte, muß der nicht neugierig seyn, sich dieselbe nach einem solchen Attentate anzuschauen?

So fragte ich, als der Entschluß, mit zweien Freun=

den, Marheineke und Duncker, nach Paris zu reisen, in mir reif geworden war. Eigentlich war es früher meine Absicht gewesen, das südliche Frankreich zu besuchen, das ich niemals gesehen hatte. Allein es geht hier ganz eigen. Paris zieht nicht allein die Provinzen aus, sondern es zieht auch von den Provinzen ab. Es hat nicht allein den Willen, Frankreich zu seyn, sondern es ist es in der That. Was will man in Marseille, Lyon, Bordeaux anders thun, als sich nach der Ankunft der Pariser Journale sehnen, und wozu diese Städte besuchen, wenn alle Geister sich in den engen Pariser Straßen zusammenfinden. Jeder Franzose ist wirklich ein Pariser, so wie er thätig wird. Es giebt in den Provinzen allerdings Industrie, aber keine Gelehrsamkeit, keine Geselligkeit, keinen Buchhandel, und kein selbstständiges Princip.

Während der Reise durch Deutschland erfuhren wir schon von den Zeitungen die neueingebrachten Gesetze. In Cassel wurden wir mit den sogenannten Intimidationsvorschlägen bekannt, und hatten Muße genug, sie zu beurtheilen. Ich bin überhaupt zu jeder Zeit ein Feind der Gelegenheitsgesetze. Denn Gesetze sind etwas Allgemeines, und können nur aus allgemeinen Gedanken hervorgehen. E i n e Thatsache, e i n Verbrechen sollte niemals eine Veranlassung geben, für eine ganze Nation veränderte Bestimmungen hervorzurufen. Mir hätte es *so groß*, *so würdig*, und zu gleicher Zeit auch so nütz-

lich geschienen, wenn die Minister nach dem Fieschischen Attentate in den Kammern mit der Erklärung eingetreten wären, daß sie sich auf das französische Volk verließen und keine weiteren Gesetze begehrten. Gerade auf umgekehrte Weise ließen sie es aber merken, daß sie die Gelegenheit benutzen wollten, daß diese Gesetze eigentlich schon lange fertig seyen, und dem Arsenale solcher Vorschläge nur jetzt entnommen wären. Der Zusammenhang des Fieschischen Attentats mit den Intimidationsgesetzen war nicht nachzuweisen, aber in gegebenen Zeiten kommt der Muth über Nacht, und Gründe und Ausführungen fehlen auch nicht, um das Verzweifeltste zu vertheidigen. Mit solchen Vorübungen zu künftigem Streite beschäftigten wir uns im Wagen, wenn gerade nichts Besseres zu besprechen war, und hatten nur um so lebhafter den Vorsatz gefaßt, unsere Reise zu beschleunigen, als wir gern noch den Debatten über diese Gesetze beiwohnen mochten.

Wenige Tage verweilten wir in Bonn, das die freundliche Aufnahme mancher Professoren und anderer lieben Bekannten uns theuer und angenehm machte, und eben so lange hielten wir uns in Brüssel auf, wo gerade die Kammern das neue Unterrichtsgesetz discutirten, und die vor Kurzem eröffnete Eisenbahn nach Mecheln eine Masse neugieriger Reisender, wie die Engländer sagen würden, versammelt hatte. Das Unterrichtsgesetz war von der katholischen Partei ausgegan-

gen, und hatte als Grundlage die Freiheit angenommen. Man trat in demselben nicht feindlich gegen die freien Universitäten auf, die sich in Mecheln und Brüssel den Staatsuniversitäten gegenüber gebildet hatten, sondern gestattete ihnen freiere Schaltung als bisher, indem man die eigentlichen Staatsprüfungen den Universitäten nahm, und sie einem eigenen Geschwornengericht überlieferte. Die Ertheilung des Doctorgrades wurde zwar den Universitäten nicht entzogen, aber er sank zu der Bedeutung eines leeren Nichts herab, da gar keine Ausübung damit verbunden war. Die Kammer der Repräsentanten, deren Sitzung ich beiwohnte, hatte im Aeußerlichen ganz die Form und Gestalt der französischen. Wir hörten einige gute Redner, unter anderen einen Herrn Julien, der ein geborner Franzose war, und aus dessen Ausdrucksweise die freiere Selbstständigkeit hervorging, welche dieser Umstand mittheilt. Bei der Discussion über die Retributionen, die den Mitgliedern der Jury zu geben seyen, hielt man sich zu sehr an äußerliche Festsetzungen und bestimmte den Werth der wissenschaftlichen Bemühungen wie der industriellen nach der Zahl der Stunden. Der Charakter des belgischen Volkes schien mir überhaupt mehr zu industrieller als zu wissenschaftlicher Thätigkeit hinzuneigen. Große Gelehrte und Heroen der Wissenschaft waren überall nicht aufzufinden. In Brüssel wurde für alle Disciplinen und Fächer Herr Quetelet aufgeführt

der trotz dessen, was er geleistet hatte, doch nicht den Mangel der Anderen ersetzen konnte: auf den Universitäten waren es meist Deutsche und Franzosen, die ihnen Glanz verliehen, und bei Besetzung der Lehrerstellen an der Brüsseler Universität hatte man sich rücksichtlich der Nationalökonomie an einen meiner italienischen Freunde, den Grafen Arrivabene, und in Betreff der historischen Hülfswissenschaften an den polnischen Professor Lelewel gewandt. Damit eine Nation eigene Wissenschaftlichkeit besitze, ist es durchaus nothwendig, daß sie eine ihr gehörige Sprache habe. Denn was sie auch in der fremden thäte, würde dieser zu Gute kommen. Wie Rousseau ewig ein Franzose bleibt, so würden auch große belgische Schriftsteller unfehlbar Frankreich zugerechnet werden, wie sehr sie sich dagegen auch sträuben möchten. Was es mit der Gelehrsamkeit hier für eine Bewandtniß habe, ging schon aus dem Organe derselben, dem Buchhandel, hervor. Denn wo dieser nicht nur den Nachdruck duldet, sondern selbst nichts Anderes fördert, als den Buchdiebstahl, da ist doch sicherlich auch der eigene Inhalt aufgegeben, und man bekennt sich zu der Eigenschaft, ein bloßer Blutigel an fremden Kräften zu seyn. Wenn belgische Gelehrte ein originelles Werk drucken lassen wollen, so wenden sie sich nach Paris, denn die eigenen Buchhändler verschmähen es, einen Versuch zu wagen, da bei französischen Meisterwerken der Versuch schon vorher, ohne ihre Gefahr ge-

macht ist. Sie wollen lieber nachdrucken, als verlegen. Einer meiner Brüsseler Bekannten, Herr Haumann, war gerade ein Buchhändler der genannten Art, aber da ich in seinem Hause in Gegenwart dreier belgischer Notabilitäten, der Herren Lebeau, Devaux und Quetelet, meine entschiedene Abneigung gegen diese Industrie und meine Verwunderung, daß die Franzosen sie duldeten, an den Tag gelegt habe, so wird auch weiter kein Grund vorhanden seyn, sie hier zu verschweigen.

Dagegen überstieg nächst Dem, was ich in England gesehen hatte, die industrielle Bewegung allen Glauben. Die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln war stets überfüllt. Wir selbst waren einmal mit 720 Personen darauf gefahren, und aller Anschein war vorhanden, daß sie sich in drei Jahren ganz bezahlt machen würde. Der Wohlstand und die behaglichen Zustände der Nation traten in ihrem vollen Lichte hervor, und wenn wir Deutschen mit Stolz auf Das, was sich hier wissenschaftlich begründete, schauen konnten, so war nicht zu läugnen, daß wir in Allem bei Weitem zurückstanden, was das materielle Leben, den Austausch der Kräfte, und die Bewegung und Thätigkeit in demselben betraf. Der Eisenbahn hatte ich es zu verdanken, daß es mir vergönnt wurde, einen lieben Freund, den Professor Dirichlet und seine Frau in Antwerpen besuchen zu kön-

nen und trotz dieses Abstechers, weder in der Weiterreise noch in sonstigen Plänen gehindert zu seyn.

Wie viele Male hatte ich nicht schon den langweiligen Weg von Brüssel nach Paris gemacht! Aber zu jeder Zeit mit anderen Gefühlen. Das erste Mal in Thränen, als ich Paris verlassen mußte, das zweite Mal in voller Erwartung nach der Juliusrevolution, endlich jetzt mit einer ziemlich gegründeten Furcht, fahle und herbstliche Farben in der politischen Welt zu entdecken. Wir kamen nach dreißig Stunden an die pariser Barriere, und ich empfand, möchte ich sagen, einiges Herzklopfen, wie es wohl vorzukommen pflegt, wenn man eben einem lange nicht gesehenen Freunde ins Auge schauen will.

Der erste Bekannte, der mir begegnete, als ich gerade über den Hof unseres Wirthshauses, des Hôtel des Princes, ging, war Herr ***.

Ich habe eben, sagte er, in dem Wirthshausbuche gelesen, daß Sie hier sind, und wollte Sie aufsuchen. Wir sind Nachbaren, denn ich wohne hier im Hause Aber zu welcher abgedroschenen und traurigen Zeit kommen Sie an. Wenn meine neue Oper mich nicht den ganzen Tag beschäftigte, und noch viele Monate in Anspruch nähme, so würde ich Paris schon verlassen haben.

Werden die Kammern noch einige Zeit beisammen bleiben?

Noch eine oder zwei Wochen. Sie müssen sich

beeilen, wenn Sie noch Eindrücke mit sich nehmen wollen.

Als ich eine Stunde später meine beiden Reisegefährten zu einem ersten Spaziergange durch die Straßen von Paris führte, und wir an die Ecke der rue de la Paix und der rue neuve des petits champs gekommen waren, hielt ein Cabriolet plötzlich an, und ich hörte in demselben Monsieur Gans schreien. Ein Mann sprang heraus: es war Herr Alexander Turgueneff, dem ich das Glück hatte, jedesmal in Paris zu begegnen, und der mir gleich eine detaillirte Darstellung des gesammten heutigen französischen Zustandes gab.

Dieser war in der That in den fünf Jahren so anders geworden, daß man weder die Stadt, noch sich selbst darin erkannte. Von unruhiger Bewegung, von Spannung und Gegensatz, von Associationen und Parteiungen war auf der Oberfläche keine Spur mehr zu finden. Alles ging seinen Privatgeschäften nach; das Spiel der Börse, die Industrie in allen ihren Verzweigungen, das Theater, und die übrigen Freuden erfüllten alle Herzen und Gemüther. Die Politik war keine Hauptsache und keine Leidenschaft mehr, sie ging nebenbey, um bisweilen zu reizen, ungefähr wie eine Prise Tabak angewandt, die Lebensgeister zu erfrischen. Wenn ein Fremder von der Juliusrevolution sprach, so lächelten die Franzosen, machten einige pikante Späße *über die Raserey* dieser ihnen schon ogygischen Zeit, und

handelten davon, wie von dem alten Titanenkriege. Wollte der Fremde trotz dem an einen so schnellen Umschwung der Dinge nicht glauben, so fragten sie, ob man Robert Macaire oder Bouffé in pauvre Jaques gesehen habe: man möchte doch aber ja nicht die neuen Bilder im Diorama, und den Wechsel der dort statt findenden Beleuchtung versäumen. Daß die Gelegenheit die Substanz der historischen Dinge sey, konnte man nicht besser erfahren, wie hier; aber das Verschwinden der Blitze und des Donners war sicherlich keine Gewähr, daß sie nicht wieder erscheinen könnten.

Statt des Ministerprocesses, der vor fünf Jahren der Gegenstand der Aufregung in höheren und niederen Klassen war, mußte heute der Fieschische dienen. Aber wie anders wurde von diesem gehandelt. Man witzelte über den unwissenden Banditen, der eigentlich allein gestanden und der Sache der Freiheit so unendlich geschadet habe; man freute sich ein bischen über den populairen Ton, den er gegen Thiers und Pasquier annahm; verschiedenartige Bildnisse desselben wurden in allen Kunstläden verkauft; aber wie der Proceß eines gemeinen Mörders nur äußerlich interessiret, so war Alles, was man wahrnehmen konnte, Neugier und diejenige Spannung, welche man häufig im Theater, bei überraschenden Scenen, an den Tag legt. Der Monat, der seit der Fieschischen That verlaufen war, hatte diese auch schon fast dem Gedächtnisse entrückt, und wenn Fremde

hingingen, um sich den Schauplatz des Verbrechens auf dem Boulevard du Temple zu besehen, so geschah dies mit nicht größerer Heftigkeit, als wenn man ein altes Schlachtfeld nach Jahren beschaut. Der Aprilproceß, der zum Theil auch noch nicht entschieden war, trat ganz in den Hintergrund. Mitleiden mit den Einzelnen schloß Gleichgültigkeit für das Ganze nicht aus. Der Widerstand, der früher der Competenz der Pairskammer entgegengesetzt war, schien unnütz und ohne alle Bedeutung gewesen zu seyn, und man durfte annehmen, daß die Aufregung, welche Einem im Auslande auf dem engen Raum der Zeitungen hinterbracht ward, eigentlich im wahrhaften Sinne gar nicht bestanden hatte. Die Episode des Fieschischen Processes, daß Pepin denen, die ihn festgenommen hatten, entwich, gab zu keinen anderen Gesprächen Veranlassung, als wie sie bei uns stattfinden, wenn sich irgend ein Inculpat dem Gefängnisse der Stadtvoigtey entzieht. Jeder hatte den Tact, das Banditenunternehmen nicht unter einen politischen Gesichtspunkt zu setzen, aus Furcht, eine unheilbare Befleckung hochstehender Dinge zu veranlassen.

Die Stagnation der allgemeinen Gesinnung, die Erschöpfung und Gleichgültigkeit that sich auch in der Aufnahme, der sogenannten Intimidationsgesetze kund, die damals von den noch nicht gefesselten Zeitungen die Fieschischen Gesetze genannt wurden. Können Sie wohl,

sagte mir Madame Benjamin Constant vor mehreren Franzosen, die dazu lächelten, das französische Volk begreifen? Vor fünf Jahren ging ihm die Freiheit über Alles, und heute ist sie ihm vollkommen gleichgültig: es läßt unter Späßen und Witzen zu, daß man es Desjenigen beraube, was es mit seinem theuersten Herzblute erkaufte. Ich begreife das sehr wohl, erwiederte ich; die ganze Revolutionsgeschichte und ihre schnellen Evolutionen wären ohne diese Charakterrichtung unerklärlich. Wie stimmt die constituirende Versammlung zu Napoleon, das Verzichten auf den Eroberungskrieg zu den Schlachten des Kaisers, und zu der großen Armee? Der Fieberschauer der Ideen, das Frösteln und die Hitze in alternativer Gestalt sind in Frankreich zu Hause, und die Liebenswürdigkeit augenblicklicher Zustände ist der Ersatz für die gründlichere Dauer derselben in andern Ländern. Die Nichttheilnahme des Pariser Publikums war aber durch die Journale selbst bewirkt worden. Diese hatten seit mehreren Jahren ihre vergifteten und spitzigen Pfeile so oft abgedrückt, daß die ganze Kriegführung ohne Bedeutung geworden war. Ein Wort, das, selten gebraucht, einen ungeheuern Eindruck hervorbringen würde, verliert seinen ganzen Werth, so wie es alle Tage erscheint: Epigramme und Caricaturen theilen dasselbige Schicksal, und der mißhandelte König war durch die Organe der Verwundung selber geheilt worden. Dem Ekel, welchen das

Publikum schon an diesen Angriffen zu nehmen anfing, hätte man die ganze Literatur überlassen sollen, und ihr nicht durch Hemmungen und Verbote einen Reiz geben dürfen, den sie natürlicherweise sich nicht mehr erwerben konnte.

Die Debatten in den Kammern wurden trotz der Apathie des Publikums mit Talent und Schärfe geführt. Der Präsident der Deputirtenkammer, Herr Dupin, ein Gegner der vorgebrachten Gesetzesvorschläge, sprach zwar nicht gegen dieselben, aber präsidirte, wie man deutlich sah, wider sie. Seine Abneigung gegen sämmtliche eingebrachte Gesetze, gegen die Theatercensur, gegen die Verstümmelung des Geschwornengerichts und namentlich gegen den Theil der Intimidationsvorschläge, welcher die Cognition der Vergehen der Pairskammer überwies, that sich laut in seinem eigenen Salon, und in Privatgesprächen kund. Die Principien, die er bisher immer an den Tag gelegt hatte, die Regierung des Landes durch das Land selbst; die Gleichheit, welche er sich weder durch die Pairskammer, noch durch den Hof antasten lassen wollte, schienen zum ersten Male nach der Juliusrevolution verletzt, und er fürchtete ein Weiterumsichgreifen der Angriffe, und das nothwendig daraus hervorgehende Mittel der Reaction: Ich erinnere mich der Sitzung, in welcher die Kammer ihn ewig unterbrach, und die Absicht hatte, ihn in Verlegenheit bei der Aufrechthaltung der Ordnung zu setzen. Ich weiß

sehr wohl, sagte er, daß man hier seit einiger Zeit geneigt ist, mir mein Amt schwer zu machen; aber ich werde mich dadurch von meiner sauren Pflicht nicht abhalten lassen. Und er präsidirte in der That mit einem Gleichmuth weiter, der ihm bei seiner sonst sarkastischen Weise, und bei der Lebhaftigkeit seiner Stimmung, nicht leicht werden konnte. Unter den Rednern gegen das Gesetz in der Deputirtenkammer hatte Royer Collard den meisten Eindruck hervorgebracht, obgleich die Gegner, denen sein Widerstand gerade am empfindlichsten geworden war, laut davon redeten, daß er unter aller Erwartung geblieben sey. Wenn ein Mann, der als der Vater des ganzen, heute herrschenden Systems betrachtet wurde, nach langem Stillschweigen, welches wie ein verhaltener Seufzer aussah, wieder einmal hervortrat, nicht um die Seinigen zu loben, sondern um ihnen zu sagen, daß Freiheit und Sicherheit mit ihrem Thun nicht bestehen könne, so mußte, wenn man die ganze Würde des Mannes mit in Anschlag bringen wollte, schon abgesehen von dem Werthe der Entgegnung, die bloße Thatsache des Erscheinens eine mächtige Wirkung haben. Und sie hatte sie auch, ohne die Rede, und mit derselben. Denn in Dem, was er sagte, war zugleich eine tiefe Einsicht, und ein Geist, der, von dem Ephemeren der Zeitverhältnisse absehend, nur die Gründe und die Substanz der Dinge suchte. Man sah einen Mann, der keine Stelle im Auge hatte,

sondern die Wahrheit, und zwar jene ewige, die sich nicht durch die Nebel der Heutigkeit verdunkeln läßt. Er gehörte keiner Partei an, als seiner eigenen, und verkündete laut, daß kein Grund vorhanden sey, sich von Dem abzuwenden, was er so lange unter der Restauration vertheidigt hatte. Wenn er prophetisch aussprach, dies Gesetz sey falsch, weil es die Pairskammer zu einer Wahlkammer machen würde, wenn er meinte, daß Das, was seiner Natur nach beweglich sey, wie ein Preßvergehen, auch die beweglichen Richter, nämlich die Geschwornen verlange: so sind dies Gedanken und Ansichten, deren Tiefe vielleicht eine unbefangenere Würdigung in einer von den heutigen Tagesbegebenheiten etwas entfernten Zeit erhalten möchte. Wollte man indessen gerecht seyn, so mußte man der vorangegangenen Improvisation des Herzogs von Broglie, von der Seite des Talents aus betrachtet, alle Ehre widerfahren lassen. Er war concis, gedrängt, brachte seine Argumente auf einem Grund und Boden vor, auf welchem sie sich alle entfalten konnten, ohne daß sie gerade da einen bedeutenden Angriff zu erleiden gehabt hätten, und seine Hinweisungen auf die mitunter elende und schmutzige Gestalt der heutigen Literatur wurden geschickt als Gründe gebraucht, dem Gesetze eine andere als die Parteifarbe beizulegen. Unter den Kämpfern gegen das Intimidationsgesetz möchte ich noch Herrn *Dufaure* nennen, einen jungen Deputirten der

Gironde, der mit dem Accente der Wahrheit und Ueberzeugung, nicht mit gemachten advocatischen Phrasen, seine opponirende Meinung ausdrückte, und mir durch bedeutende Redegaben, Hoffnungen für eine nicht entfernte Zukunft an den Tag zu legen schien. Die Abstimmung über das Intimidationsgesetz in der Deputirtenkammer, obgleich sie eine noch bedeutende Majorität für die Minister zeigte, war doch nicht geeignet, ihnen große Hoffnungen für die Zukunft zu geben; denn es hatte sich die ministerielle Partei nicht um eine Stimme vermehrt. Am Abend des Votirens sahen die Minister nicht gerade zu lustig aus, und einer meiner Freunde ließ seine unmuthige Stimmung mit den Worten erschallen: Voilà la ténacité des partis: l'attentat ne vous a pas donné une voix de plus. Die Opposition dagegen berechnete schon die Chancen, die ihr zufallen würden, und Herr Pagès de l'Arriége setzte auseinander, wie nach Dem, was man vorhersehen könne, das Ministerium nur noch sechs Monate halten würde. In der That war diese Bestimmung richtig, wenn man darauf eingehen will, das heutige Ministerium für verschieden von dem gewesenen zu betrachten. Daß in der Pairskammer der Widerstand geringer, und die Discussion schnellfüßiger seyn würde, als in der Deputirtenkammer, war vorherzusehen. Wie Royer Collard in dieser opponirt hatte, so trat ein alter Freund der Minister Villemain, in jener auf. Der Redner hatte vor we-

nigen Tagen ein geliebtes Kind verloren, und war vom Schmerze niedergebeugt. Dennoch ließ er sich von seiner Pflicht nicht abhalten. Mit den Tönen der tiefsten Wehmuth, mit einer Rührung, die keinen Zuhörer kalt ließ, beschwor er die Kammer, im Interesse der eigenen, wie der allgemeinen Freiheit sich nicht zur Billigung der präsentirten Vorschläge herzugeben; er sagte, daß er ja selber Furcht gehegt habe, es würden die schlechten Regungen um sich greifen, daß seine Ansicht aber immer gewesen sey, die Freiheit der Presse wäre ein unantastbares Palladium. In der Villemainschen Rede sprach das Herz zugleich mit dem Verstande, und der trübe Gemüthszustand des Redners lieh den Worten desselben einen sonst unerreichbaren Grad der Vortrefflichkeit. Ich fragte mich immer, während ich zuhörte, was kann dagegen gesagt werden? wird der Parteigeist so stark seyn, daß man die Warnungen nicht achtet? Und man antwortete in der That nicht, aber man sprach von etwas Anderem. Man hob andere Seiten hervor, und suchte auf dem eigenen Terrain Recht zu behalten. Zum ersten Male trat in dieser Sitzung der Pairskammer ein junger Redner hervor, mit dem ich mich schon vor einigen Jahren in Berlin befreundet hatte, nämlich Herr von Montalembert. Er gehörte zu der katholisch liberalen Partei von Lamennais, und war nur in der neuesten Zeit durch einige Meinungsverschiedenheiten von ihm getrennt. Sinn

für deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst, namentlich für Das, was den Franzosen abzugehen scheint, und wir besitzen, das Gemüth, eine der Jugend eigenthümliche Schwärmerei und Begeisterung, die Lust, seinen Meinungen und Ansichten ein tieferes Gedankenbett zu graben, Aufgewecktheit für philosophischen Geist, so weit derselbe die dogmatische und anerkannte Gewalt der katholischen Kirche nicht überflügelte, zeichneten den jungen Mann aus, der auf seinen Wegen von vorn herein das Gemeine und Triviale weggeschoben zu haben schien. Seine Jungfernrede in der Kammer hatte noch etwas Anstudiertes und Pretiöses, aber sie war kernhaft und gedankenvoll, und seine Bemerkung im Eingange, daß er, obgleich ganz anderen Ansichten huldigend, sich doch der jetzigen Regierung anschließe, machte einen vortheilhaften Eindruck. Wenn die Katholiken sich dem Geiste, wenn die Legitimisten in Wahrheit sich der Freiheit zuwenden, wie sollte man sie nicht gern und lieber wie Andere empfangen, da sie den schweren Weg durch das historische Gerülle durchzumachen genöthigt waren! Die Opposition in der Rede war parlamentarisch gehalten, und frei von jener unedlen Form der Angriffe und der Betonung, wie sie sich nicht selten kund giebt: nur hätte ich gewünscht, daß sie nicht niedergeschrieben gewesen wäre, und daß das Maaß sich auch bei völliger Freihe itder Improvisation erhalten hätte. Der Graf von St. Aulaire antwortete dem Opponirenden mit aller

Anerkennung, die man dem tüchtigen Gegner widerfahren lassen muß, mit dem Anstande eines Cavaliers, und mit dem Tone der Ueberzeugung, die hauptsächlich darauf zu gehen schien, daß die vorgeschlagenen Gesetze der Freiheit keineswegs entgegenträten. Daß Herr Victor Cousin, der neucreirte Pair, in der Kammer keine große Bedeutung gewonnen habe, ging recht deutlich aus dieser Sitzung hervor. Er war einmal aufgestanden, und hatte das Wort verlangt, trat es aber ab, als der Herzog von Montebello dasselbe ebenfalls gefordert hatte, und ließ sich in der Discussion gar nicht mehr vernehmen. Des Abends traf ich ihn bei Herrn Thiers.

Cousin. Wenn ich heute das Wort erhalten hätte, so würde ich die sophistische Rede von Villemain todt gemacht haben.

Thiers. Und warum haben Sie es nicht gefordert?

Cousin. Allerdings forderte ich es, aber der Präsident hat es mir verweigert, und er hat Recht gethan. Denn er mußte wissen, daß der Sohn des Marschall Lannes (die Perle meiner Augen) auf die Kammer einen größeren Eindruck hervorbringen würde, als ich, Herr Victor Cousin.

Wer sich aber in der Discussion gegen irgend Einen selbst zurücksetzt, der hat ein Recht darauf erlangt, zurückgesetzt zu werden. Zu einem parlamentarischen Redner gehört übrigens nicht allein die Fähigkeit, Worte *zu machen, sondern* vor allen Dingen Charakter. Wer

geblendet ist von dem Glanze, der uns umgiebt, wer beständig die Traditionen früherer Erziehung und der Standeszufälligkeit nicht vergessen kann, ist dazu nicht angethan, ein Staatsmann zu seyn.

Seit fünf Jahren war nunmehr aber auch in der Führung und Haltung der Minister ein bedeutender Unterschied eingetreten; wenn früher die Leichtigkeit des Benehmens, und die Ungeniertheit in Erstaunen setzte, so war jetzt wiederum ganz die alte Sitte der Restauration zum Vorschein gekommen. Die doctrinairen Minister überboten sogar in angenommener Würde die früheren Karls X. Der Herzog von Broglie war gemessener und ernster wie vorher; Herr Guizot empfing mit einer gewissen Hoheit, und mit einem Ministerstolze, der auf einer sicheren Basis begründet schien; ja sogar Herr Düchatel war kälter und weniger zuthunlich als früher. Wie in einem Palimpsest die ältere Handschrift wieder aufgespürt wird, so hatte man die verwischten Titel Excellenz und Monseigneur wieder ausgegraben, obgleich die Gleichheitseifersucht der Franzosen ihre Wiedereinführung als unpraktisch und lächerlich verwarf. Das Volk hatte schon seit einigen Jahren seine Dimission gegeben, und es war nicht mehr Sitte, mit einem Ueberrocke, und mit ungeputzten Stiefeln in dem Salon eines Ministers zu erscheinen. Auch die Ansichten über die Welt und ihre Ereignisse hatten nach und nach eine *aristokratische* Form gewonnen. Hauptsächlich konnte

man dies in Beziehung auf die englischen Angelegenheiten merken. Die jungen Franzosen, die sich in den Salons geltend machten, waren alle Torys geworden, fanden nur in Sir Robert Peel eine wahre Stütze und Hoffnung, und ließen sich mit Wuth gegen Oconnell und die whiggistischen Minister vernehmen. Es verursachte damals eine wahre Freude in diesem Kreise, daß die Lords, die englische Municipalitätsbill so bedeutend modificirt hatten, und daß die Gemeinen unterwürfig genug waren, in die Amendments zu willigen. Daß zwischen den Whig's und Doctrinairs ein politischer Zusammenhang bestände, war wohl wahrzunehmen: daß dieser Zusammenhang aber keine politische Freundschaft sey, möchte daraus geschlossen werden dürfen, daß das französische Ministerium auch in England mehr für die Seite des Widerstandes, und der beschränkteren Concessionen stimmte. Der Eintritt der Mendizabalschen Verwaltung in Spanien zog auf eine andre Seite die allgemeine Aufmerksamkeit hin, und die starken Maaßregeln, womit dieses Ministerium begann, erregten Unzufriedenheit und Furcht: es möchte auch hier wieder durch das Nachbarvolk eine kaum beseitigte Aufregung hervorgebracht werden. Unter den Ministern hatte Thiers am Meisten den alten leichtfertigen Charakter beibehalten. Man merkte ihm das schnelle Glück, und die erklommenen Stufen nicht an. Seine Freunde rühmten, *daß er gleichartig* geblieben sey; seine Feinde beklag-

ten sich über seinen Hochmuth nicht. Daß er ein Mann von entschiedenem Geschäftstalent sey, daß er sowohl die innere Verwaltung, als die Finanzen, und wenn die Nothwendigkeit es erforderte, auch die auswärtigen Angelegenheiten leiten könnte, ging schon aus seiner universellen Bildung und aus seiner Leichtigkeit der Auffassung hervor: als Redner in der Kammer hatte er mehr ein Sprech- als ein Redetalent, denn die Heiserkeit der Stimme würde auch den substantiellsten Gedanken geschadet haben, und die Volubilität, mit der er sich ausdrückte, konnte doch den Kern nicht ersetzen, den oft nur wenige Worte enthalten.

Da auf diese Weise die politischen Gegenstände in den Hintergrund traten, so hätte man glauben müssen, daß der ganze alte Eifer der Martignacschen Zeit für Wissenschaft und Literatur wieder an die Stelle treten möchte. Das war aber nicht ganz der Fall. Freilich sprach man mehr von den Erzeugnissen des Geistes, wie im Jahre 1830, aber noch war man von den Anstrengungen der letzten Zeit nicht so erholt, daß man sich mit mehr als halbem Winde in den Wellenschlag des literarischen Meeres hätte begeben können. Die Geschichte wurde namentlich, wenn sie die mittlere und neuere Zeit betraf, mit Gelehrsamkeit und Geist behandelt. Ueber Michelets Geschichte von Frankreich waren recht abweichende Urtheile im Gange. Die Einen machten sich darüber, wie über etwas durchaus Phanta-

stisches lustig, und wollten Michelet nicht zu den Historikern rechnen: andere tiefere Gemüther, wie Quinet, Montalembert, vor allen Madame Recamier, hatten ihre Freude, an dem gediegenen und poetischen Ernst, womit der fleißige und gewissenhafte Autor verfuhr. Uns Deutsche mußte selbst das Ausschweifende seiner Genialität anziehen, und ich hatte genug damit zu thun, ihn in vielen meiner Kreise zu rechtfertigen, und ihm die Prognose einstiger großer Leistungen, und eines sicheren Ruhmes zu stellen. Unglücklicherweise befand sich Michelet auf Reisen im Süden von Frankreich, und ich konnte ihm daher nicht wieder sehen: aber er schickte mir durch seinen Vater seine Memoiren über Luthers Leben, die so vieles Wissenswerthe für die Franzosen enthalten, und die einem genauen Studium der Werke des Reformators entnommen sind. Mir that bei dem Durchlesen dieses Buches nur leid, daß dadurch die Fortsetzung der französischen Geschichte unterbrochen war, und die Erklärung, die der Verfasser darüber in der Vorrede abgiebt, war mir zwar subjectiv anschaulich, aber nicht objectiv wünschenswerth. Fauriels langjährige Arbeit über die Geschichte und Zustände der Gallier, und Mignets im Auftrage der Regierung unternommene Darstellung der Verhältnisse Ludwig XIV. zum spanischen Reiche wurden ehestens erwartet, und schon allerley von Denen daraus erzählt, die Bruchstücke gelesen, oder Einzelnes vernommen hat-

ten. Daß sich in Frankreich für ein Buch ein Publikum bildet, ehe das erste überhaupt da ist, hat den Vortheil, daß die rege gemachte Erwartung sogleich dazu übergeht, sich in den Besitz des Buches zu setzen, und daß eine mögliche Lesewelt der wirklichen voranschreitet. Zur Classe der geschichtlichen Werke wurden auch Chateaubriands Memoiren gerechnet, von denen der Verfasser bereits einige Bruchstücke bei Madame Recamier vorgelesen hatte, und die späterhin aus diesem Kreise selbst in Zeitungen übergegangen waren. Man freute sich neben vielem anderen Ausgezeichneten der politischen und gelungen dargestellten Zustände in der alten Bretagne, und wenn am Ende die vielen falschen und schlechten Memoiren eine Uebersättigung und gewissermaßen einen Ekel erregt hatten, so waren doch die zweier Männer als geschichtliche Kleinode betrachtet, nämlich Talleyrands und Chateaubriands. In der Rechtswissenschaft war nichts Allgemeines und Prägnantes erschienen, was auch als literarische Größe eine Bedeutung gehabt hätte. Die Zeit des Geistes der Gesetze war noch nicht wiedergekommen, und die Bücher über den Code konnten doch über den Kreis der Binnenjurisprudenz nicht hinausreichen. Ein Buch von Toqueville, das die demokratischen Zustände Nordamerica's beschrieb, und schon die dritte Auflage in kurzer Zeit erlebt hatte, war in Aller Händen, und wurde allgemein gelobt. Man findet in demselben die größte

Unpatteilichkeit, eine mit richterlichem Maaße geführte Schätzung und Würdigung der Verhältnisse, und neuen Geist mit altem Anstand verbunden. Die wissenschaftlichen, politischen und geselligen Zustände Deutschlands waren gerade von Lerminier in einem Buche au delà du Rhin dargestellt worden. Da ich selbst zu den Personen gehöre, über die ein Urtheil gefällt wurde, so möchte es sich nicht schicken, mit Lob oder Tadel aufzutreten. Nur so viel darf ich sagen, daß ich die nicht gerade glatte, sondern vielmehr scharfe Charakteristik nicht im Geringsten übel nahm, und während meines Pariser Aufenthaltes von 1835 mit Lerminier in der freundschaftlichsten Beziehung blieb, die ich auch späterhin, durch Theilnahme an dem von ihm mitgestifteten Blatte: le droit weiter bethätigte. Warum sollte es Schriftstellern nicht gestattet seyn, ihr freimüthiges Urtheil über ein Individuum, wenn es auch zu ihren Freunden gehört, offen an den Tag zu legen! In manchen Kreisen wurde viel von dem Heldengedichte Napoleon gesprochen, das Herr Quinet eben dem Drucke übergeben wollte, und von dem er einzelne Abschnitte manchen Freunden, namentlich bei Madame Recamier, vorlas. Ich selbst wurde damals verhindert, etwas davon zu hören: späterhin ist es der Oeffentlichkeit übergeben worden, und hat ein sehr tüchtiges Zeugniß von dem poetischen Metalle abgegeben, das Herr Quinet besitzt. Aufschwung, eine dem Boden der Wirklichkeit entrückte

Begeisterung, sind höchst lobenswerthe Eigenschaften des Gedichts, das sich bisweilen nur in zu sehr gesuchten Ausdrücken und Wendungen gefällt. Ob die Zeit der epischen Poesie überhaupt vorüber sey, ob nur Lyrik und Drama die Formen wären, in welchen sich die Dichtkunst der Zeit bewegen wolle, möchte einmal gründlich besprochen werden dürfen. Die didaktische Poesie hat schon lange ihre Dimission gegeben; wer liest heute noch Thomsons Jahreszeiten, und Popes Versuch über den Menschen? Aber nicht minder fängt auch das Epos an, Widersacher in Menge zu haben, und der Grund davon scheint zu seyn, daß das Spannende der dramatischen Form nicht bloß für die Darstellung, sondern für die Begebenheit selbst, das Erforderliche geworden ist.

In einer ruhigen Zeit hat man wohl Muße genug, sich mit den Dramen eines Volkes und ihrer Ausführung zu beschäftigen. Die Franzosen sind unter allen europäischen Nationen heutzutage fast die einzige, welche in der That ein fruchtbares eigenes Theater und dramatische Originalschriftsteller besitzt. Sie versieht mit ihren dramatischen Produkten, wie mit ihrem Wein und Oel, sogar die übrigen Völker, die bis auf geringe Ausnahmen ihre Bühnen mit französischen Dramen, Lustspielen und Vaudevillen überziehen; der Grund ist ganz einfach und liegt oben auf. Die Engländer sind materiellen und industriellen Interessen zugewandt,

und die poetische Form, in der sie sich ergehen, ist der Roman. Die Deutschen haben keinen politischen Mittelpunkt, der das Drama befruchten könnte, und keine Freiheit, sich darin auszubreiten; ihr poetischer Inhalt ist, sich mit Allem zu beschäftigen, zu versuchen, zu borgen, Fremdes anzuwenden, und eine Art von Eklekticismus zu begründen. Die Franzosen dagegen sind allgemein: ihr Leben ist schon dramatisch zugeschnitten: sie merken mit sarkastischem Sinn auf jede Lächerlichkeit und jeden Auswuchs der Zeit, und was sich heute begiebt, kommt morgen zu einem Stücke gefertigt auf die Bühne. Diese Productivität, welche als eine Möglichkeit schon Anerkennung verdient, ist indessen ganz von dem Inhalte des so Hervorgebrachten zu unterscheiden. Wir können nur über die Arbeiten seufzen, die sowohl auf dem Gebiete des Tragischen, als des Melodramatischen sich geltend machten. Die Gräuel, welche Victor Hugo in sich immer überbietender Gestalt nach und nach häufte, konnten nur durch die mephitischen Dünste vergessen gemacht werden, welche aus anderen Dramen hervorströmten; ich spreche hauptsächlich von einem Stücke, Robert Macaire, das gerade damals im Schwange war, und welches das Theater der Porte St. Martin vielleicht zum hundertsten Male darstellte. Den gemeinen Diebstahl, die Räuberei, und die lasterhaftesten Gesinnungen, im schmutzigsten Gewande dargestellt, zum Gegenstande komischer Effecte zu machen, ge-

hört schon so sehr einem unsittlichen Principe an, daß man sich mit Abscheu davon wegwenden mag; wenn nun aber das Laster am Ende nicht untergeht, sondern vielmehr triumphirend entwischt, so ist dies eine solche Ohrfeige für das zuschauende Publikum, daß man nur mit Ekel und Verachtung das Theater verlassen kann. Als ich aus Robert Macaire um zwölf Uhr Nachts herausging, hielt ich mir sorgfältig beide Taschen zu, weil ich der Ueberzeugung war, ein solches Stück müsse nothwendig praktischen Erfolg haben, und mehr wie Einer dadurch zu Verbrechen und Diebstahl aufgefordert werden. Mit dem Inhalte der dramatischen Kunst war auch die Ausübung im Sinken. Mlle. Mars, der einzige Mann in der Familie, jene beste Schauspielerin und jener beste Schauspieler zugleich, stand in ihrem bereits hohen Alter auf einer Stufe, zu der kein einziger von Nah und Fern sich heranwagte Talma hatte keinen Nachfolger: das tragische Pathos war ausgegangen, und Keiner war vorhanden, welcher behaupten konnte, eine komische Ader zu besitzen. Unter den Schauspielern der Theater zweiten Ranges mochte Bouffé als ein Mann von entschiedenem Talent, sowohl im Sentimentalen als im Komischen, genannt werden Was vom französischen Theater gesagt werden konnte, möchte nicht minder auf die Romanenliteratur angewandt werden dürfen. George Sand und Balzac waren die Helden des Tages. Das Wenige, das ich

mir von Beiden zu eigen gemacht hatte, war trotz allem Lobe, womit sie überschüttet wurden, keineswegs fähig, mich eine Fortdauer dieser Richtung wünschen zu lassen.

Sonderbar war es, daß nach diesem beinahe funfzigjährigen Kreislauf der französischen Revolution wieder ein wahrer Geschmack für die Kanzelberedtsamkeit eingetreten war. Die Redner in der Deputirtenkammer erregten keine Aufmerksamkeit mehr, das Drama zog nicht mehr an: man fand, daß einige Prediger eine wahre Suada besaßen, die an Bossuet und Massillon erinnerte, und Parteien erhoben sich für den Abbé Lacordaire, und für seinen Nebenbuhler, den Abbé Coeur. Daß ein wahrhaft kirchlicher Sinn, eine reine Frömmigkeit in diesen Tempelbesuchern gewesen seyn mag, möchten wir nicht behaupten. Die Mode und die Langweiligkeit der anderen Seiten stellten für den Augenblick die religiösen Uebungen als interessant heraus, und schon die bloß Neugierigen hatten dabei ihre Rechnung. Mein College Marheinecke besuchte mit gespannter Aufmerksamkeit den Gottesdienst des Abbé Chatel, der moderne Themata zu frommen Gegenständen umstempelte, und bei allem äußeren Zulauf doch nicht Substanz genug besaß, sich eine wahre Würdigung zu verschaffen.

Die französische Gesellschaft war aus dem anarchischen Sichgehenlassen von 1830 wiederum in die frühere Ordnung und Maßhaltung zurückgegangen. Für Vergnügungen war ein Sinn eingetreten, wie niemals

vorher. Man hätte, wenn nicht überall auch wiederum ein kräftigerer Geist entgegengekommen wäre, sich in die Zeit des Regenten Philipp von Orleans versetzt geglaubt. Eine Sucht nach Bällen, Festen, Putz und Freuden aller Art, eine Pracht, welche der wiederhergestellte Wohlstand hervorzulocken schien, waren an die Stelle von politischen Betrachtungen, von düsteren Aussichten, und von Furcht und Hoffnungen aufgekommen. Den Herzog und die Herzogin von Broglie fand ich in dem prächtigen Hotel der auswärtigen Angelegenheiten, das Marschall Berthier erbaut hatte, den Herzog wahrscheinlich präoccupirt von der Last seiner Geschäfte, weniger zugänglich wie früher, und fester schon in seinem ministeriellen Sitze eingerichtet; die Herzogin dagegen in aller Liebenswürdigkeit, Frömmigkeit und Güte früherer Zeit, so unveränderlich überhaupt durch alle Perioden gehend, wie der religiöse Sinn, der sie begleitete. Mlle. Rindal war gestorben, und die Herzogin weinte Thränen echter Freundschaft, als ich, von Nichts wissend, nach ihrer Gefährtin fragte. Auch eine schöne und liebe Tochter war ihr seit der Juliusrevolution verschieden, und die nicht minder vortreffliche, welche lebte, ließ sie das Nehmen und das Geben, als ursprünglich von Gott ausgehend, ebenso dankbar erkennen, als mit gehaltener Fassung tragen. Herr und Frau von St. Aulaire befanden sich gerade auf Urlaub in Paris, und das Hôtel Nr. 78 der rue de Lille bot jetzt, wenn auch

nur vorübergehend, einen ebenso großen Fonds liebenswürdiger Unterhaltung als früher dar. Meist alle Abende wurde hier empfangen. Der in die Familie getretene Schwiegersohn, Herr von Langsdorf, Herr Lebrun von der französischen Academie, Herr Doudan, der jetzt in den auswärtigen Angelegenheiten die rechte Hand des Herzogs von Broglie war, Herr von St. Priest, nunmehr Gesandter in Lissabon, Herr Büchon, der sich bedeutende Verdienste um die französischen Chroniken, und besonders um Froissart erworben hatte, Herr Pavée de Vandoeuvre, Herr von Montalembert, und andere unzählige Besucher füllten die kleinen Zimmer, um über Literatur, Politik, Wissenschaft, Kunst und Religion zu debattiren. Frau von St. Aulaire, die ich im Jahre 1833 in Baden bei Wien zu sehen das Glück gehabt hatte, sprach, obwohl sie vor allen Dingen eine Französin war, mit großer Hochachtung von den Tugenden der kaiserlichen Familie, namentlich des Erzherzogs Karl von Oesterreich, und meinte, daß ihre bevorstehende Rückreise nach Wien ihr in Dem, was sie in dieser Beziehung sähe, einen Trost gewähre. Bei weitem mehr, als das vorige Mal, sah ich Madame Recamier, wo ich in der That eine wahre Erholung fand, wenn mich die politische Verwandlung der jetzigen Zeit ein wenig verdrießlich gestimmt hatte. Es kam Einem in der Gesellschaft dieser, als *Typus der Liebenswürdigkeit* einzigen Frau die An-

schauung wiederum in den Sinn, daß die griechischen Gottheiten eine ewige Jugend bewahrten, und daß keine Zeitstörung hier vernichtend und aufhebend einzugreifen gewagt hätte. Zu den neuen weiblichen Bekanntschaften, die ich machte, gehörte die Prinzessin von Belgiojoso und Madame Delphine de Girardin, geborne Gay. Die erstere, eine der schönsten Mailänderinnen, die mir vorgekommen waren, aus der berühmten Familie der Triulzi, hatte sich durch lebhaften Sinn für Freiheit, und durch großartige Theilnahme an den Bestrebungen der Italiener im Jahre 1831 eine Art von Proscription zugezogen, die ihr Anfangs das Vermögen nahm, das sie besaß, späterhin aber aufgehoben wurde. Jetzt befand sie sich seit einem Jahre in einem glücklichen Zustand der Wohlhabenheit und bewohnte im Sommer 1835 das Schloß la Jonchère bei Ruel. Hier aß ich ein einziges Mal bei derselben in Gesellschaft der Herren Mignet, Martin, Ballanche, Büchon und des Generals Haxo. Ein lebhaftes und interessantes Gespräch, in welchem ich namentlich den Manzonischen Roman, i promessi sposi als Sittengemälde, weit über die Walter Scottschen setzte, und an Herrn Mignet einen eifrigen Widersprecher fand; dann die von mir verlangte Würdigung der deutschen Dichter, und die an mich gerichtete etwas naive Frage, ob ich Heine als Dichter in den ersten Rang neben Tiek, Uhland und Rückert, die ich genannt hatte, setzen

würde, sind mir davon in der Erinnerung geblieben. Der Eindruck, den mir die Prinzessin hinterließ, war ein sehr günstiger: ich fand, daß sie sich immer für die besten Meinungen erklärte, daß sie Gemüth und Aufgewecktheit besaß, und daß ihre Neigung und Abneigung auch die richtigen Menschen traf. Madame Delphine de Girardin gehörte zu den frühen weiblichen Berühmtheiten, die durch Dichtertalent und Schönheit einen vereinigten Anziehungspunkt gebildet hatten. Eine hohe Gestalt, ein griechisches Antlitz, Lebhaftigkeit und Bewegung in Allem, was sie sagte, ein Wesen, worin Laune und Spott mit Geist und übersprudelndem Ausdruck sich verband, machten sie nicht bloß beim Anfang einer Bekanntschaft, sondern auch bei weiterer Fortsetzung derselben interessant. Sehr spät des Abends versammelten sich hier junge Männer, theils berühmte, theils werdende Schriftsteller, Dandys und Fashionables, und sprachen über Menschen und Sachen, nicht gerade tief und erschöpfend, nicht gerade so aus der Fundgrube des Bewußtseyns heraus, wie bei der Frau von St. Aulaire, aber doch angenehm und leicht. Sehr oft mußte ich mir als ein Nichteingeweihter in den Irrgängen dieser liebenswürdigen Medisanz vorkommen, aber wie viel ich es auch versuchte, auf substantielle Allgemeinheiten, wie Wissenschaft, Religion, Politik oder Dichtkunst das Gespräch zu leiten, so scheiterte doch mein Bemühen *stets, ohne gerade* unfreundlich beseitigt worden zu seyn.

Unter den Männern, mit denen ich diesesmal besonders viel verkehrte, befand sich Herr St. Marc Girardin nicht. Er hatte gerade das Unglück gehabt, seine Frau durch das Umwerfen eines Kahns, worauf sie eine Spazierfahrt machte, zu verlieren, und war dem heftigsten Schmerze und der Verzweiflung preisgegeben. Lerminier dagegen sah ich oft, er war mit Studien und Hoffnungen auf eine Deputirtenstellung beschäftigt. Wenn er auch das erste Mal in seinen Anstrengungen scheiterte, so dürfte ihm die Möglichkeit, einen Platz in der Kammer zu finden, nicht immer entgehen, und ich glaube, daß seine bedeutende Geistesgegenwart und sein Talent, sich Worte zu schaffen, ihn einst zu den ansehnlichsten Rednern gesellen wird. Quinets sprudelnder und excentrischer Geist, Ballanches ruhige, und Gedanken in die schönste Form einarbeitende Tapferkeit, Buchons vielbewegter, literarischer Sinn, erregten mich auf mannichfache Weise, und eröffneten mir Seiten des Denkens und Richtungen, die mir früher wohl nicht beigekommen wären. Mignets Bekanntschaft machte ich eigentlich jetzt erst, und ich freute mich des schönen Mannes, der früh schon zum höchsten Ruhme gelangt war, und nun in gründlichen und langsamen Arbeiten die Muße hatte, denselben zu rechtfertigen. Er hatte zum Behufe seiner Geschichte der Reformation, Marheineckes historische Arbeit übersetzen lassen, und wünschte für den Bearbeiter derselben, einen jungen Elsässer, ei-

nen Verleger zu finden. Daß er selbst nicht Deutsch verstand, oder wenigstens nicht in hohem Maße, hielt er nicht für ein Hinderniß, sein eigenes Werk fortzusetzen. Zu den Männern, die ein gutgesinntes Streben mit Studium und Kenntnissen verbanden, gehörte auch Herr von Kergorlay, ein Neffe des Pairs Florian von Kergorlay, dessen ich im vorigen Aufsatz Erwähnung gethan habe. Er war zur gemäßigten Partei zu rechnen, aber durchaus gegen die Intimidationsgesetze, welche ihm gar keinen politischen Nutzen zu haben schienen. Freundlich, und ohne Das, was die Franzosen morgue nennen, bekümmerte er sich hauptsächlich um Nationalökonomie und Geschichte, war ein Anhänger und Bewunderer des Herrn Rossi, den er rücksichtlich der Gabe des Vortrags, und des geistreichen Inhalts sogar über Say setzen wollte. Obwohl er die ministeriellen Salons besuchte, so konnte man ihn doch auf keine Weise zur Ministerialpartei rechnen. Er wollte mit aller Ordnung auch alle Freiheit. Herrn Rossi sah ich nur einmal beim Herzog von Broglie: dann ging er nach der Normandie auf die Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und schickte mir Herrn Prevost aus Genf als einen Ersatzmann, mit dem ich mich unterhalten sollte. Dieser junge Mann hatte sich unter allen Franzosen mit der Hegelschen Philosophie am meisten beschäftigt, und einige sachhaltige Auszüge gegeben: er verband aber mit dieser

Kenntniß eine katholicisirende Richtung, und mystische Ingredienzen des Geistes, die der Speculation den reinen Boden, dessen sie bedarf, vermauerten. Viele Freundlichkeit hatte Madame Benjamin Constant für mich, und ich erkannte in ihr den edlen deutschen Charakter, den eine lange französische Gewohnheit des Lebens nur verschönert hatte.

Trotz diesen vielen erheiternden und belehrenden Kreisen, muß ich sagen, daß mir zum ersten Male Paris weniger unentbehrlich, die Form des dortigen Daseyns wemweniger mächtig anziehend, und das Ganze der Verhältnisse als im Erblassen begriffen, erschien. Wie betrübt war ich gewesen, als ich mich 1825 und 1830 dieser Gesellschaft zu entreißen hatte. Leichter ging ich diesesmal nach Belgien auf das Gut lieber italienischer Freunde, die mich bald durch geistreiche Tiefe Paris und Frankreich vergessen ließen. Nicht die hergestellte Ordnung, denn dieser bin ich unabänderlich zugethan, sondern die gemeineren Richtungen, die sich mit ihr auch immer wieder aufthun, die weniger ausgesprochene Kraft des Geistes, die dann im gewöhnlichen Bette einherschlendert, die Lahmheit, die als eine Folge übergroßer Anstrengung zurückbleibt, hatten für mich dieses Resultat gehabt. Wollte man Frankreich daraus einen Vorwurf machen, so hieße dies Gott anklagen, und die Weltgeschichte verläumden. Denn es werden sich in anderen Lustren noch

andere Richtungen aufzeigen, und die Feder, welche in unparteiischer Schilderung die Verschiedenheit dreier Epochen zu beschreiben hatte, dürfte der Größe des Gegenstandes in fernen Zeiten kaum mehr gewachsen seyn.

Der Salon der Madame Recamier.

In der Mitte der rue de Sevres liegt ein Haus, dessen erneuerte und schöne Bauart kaum anzudeuten scheint, daß es noch heute zum Theil zu klösterlichen Einrichtungen dient. Es ist die abbaye aux Bois, so genannt, weil sie wohl in ältern Zeiten außerhalb der Ringmauern der Stadt Paris liegen mochte. Das Kloster hat sich heut zu Tage mit der Weltlichkeit abgefunden, und neben den geweihten Schwestern sieht man auch einige wenige Mietherinnen daselbst, von deren Wohnung zwar auf die Zurückgezogenheit der Gesinnung, aber nicht auf das Aufgeben aller weltlichen Interessen geschlossen werden darf. Unter Anderem ist das Haus auch dadurch seit mehreren Jahren berühmt geworden, daß Madame Recamier in demselben wohnt.

Es würde kaum gestattet seyn, in die Schilderung eines Privatlebens oder einer Seite desselben einzugehen, wenn es nicht selbst zu den Zierrathen und Ausschmückungen des öffentlichen Geistes gehörte, und wenn nicht

gerade in seiner Ergründung eine tiefere Einsicht, als sonst irgendwo, in die mannigfach versteckten Fäden dessen, was sich begiebt, zu erlangen wäre. Madame Recamier hat nun seit so vielen Jahren an der Spitze des weiblichen Theiles der französischen Bevölkerung gestanden, daß man ihr auch in ihre Zurückgezogenheit folgen darf, um zu sehen, für welche Seite des heutigen Weltganges ihr einfacher und äußerlich unscheinbarer Gesellschaftssaal eine Anziehungskraft bewahrt. Man denke sich eine Frau in den Funfzigen, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches enthält, nicht bloß die Spuren, sondern vielmehr das Wesen und die Substanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was seit einigen dreißig Jahren in der Weltgeschichte Bedeutendes hervortrat, eine Sicherheit des Blickes und des Betragens gewonnen, die in Erstaunen setzen würden, wenn sie nicht in der allgemein menschlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu seyn schienen. Man denke sich diese Frau, noch heute umgeben von den Edelsten ihres Volkes, und allen Fremden, die den Vorzug genießen, bei ihr eingeführt zu werden, einen eigenen Lebenslauf besitzend, welcher gleichsam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges ist, und man wird nicht erst fragen dürfen, ob es wichtig und bedeutend sey, in diesen Kreis gesehen zu haben.

Madame Recamier nimmt die bei ihr eingeführ-

ten Herren gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf. Sie sitzt in der Regel an irgend einer Stickerei oder sonstigen weiblichen Arbeit. Ihr Gesellschaftssaal faßt kaum dreißig Menschen, und nur in seltenen Fällen ist diese Zahl des Abends, etwa zwei Mal im Monate vollständig. Die Arbeit, mit der sich Madame Recamier befaßt, ist das Symbol ihres Geistes: es ist ein durchaus weiblicher. Keine jener riesenhaften Abnormitäten, die in das Gebiet des anderen Geschlechts hinüberspielen und die Unterschiede wenigstens einen Augenblick verwischen, Nichts, was dem Manne sogleich den Faden aus den Händen spielt und ihn zum Organe und Nachbeter des schöpferischen Weibes macht, ist hier anzutreffen. Vielmehr besitzt Madame Recamier gerade die vielleicht seltene Fähigkeit, nach Allem, was um sie herum gesprochen wird, zu lauschen, die streitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in sich aufzunehmen und so zu erfahren, zu lernen und zu verarbeiten, was die tägliche Werkstatt ihrer Gesellschafter an geistigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an Tiefem und Erhabenem hervorbringt. Es wird zum Beispiel von der Todesstrafe gehandelt, und ein juristischer Kopf, von der Nothwendigkeit derselben ergriffen, beweist, daß, wenn man die Abschaffung derselben zugeben wolle, er auch das Verschwinden eines Verbrechens verlangen müsse. Gegen diese strenge und philosophische Ansicht erhebt sich nun ein christliches Gemüth, ein moralischer Mann, der

den Menschen dieses Recht der Todesstrafe nicht zusprechen zu können glaubt. Es wird scharf hin- und hergeredet: sehr oft berühren sich die Kämpfenden mit den Spitzen ihrer Gründe, aber wie feine und gewandte Männer verwunden sie sich nicht. Madame Recamier, immer emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, hat genau zugehört: kein Wort ist ihr entgangen: je nachdem der eine, oder der andere der Kämpfenden siegreich zu seyn scheint, hat sie ihn wohl angesehen, mit ihren ermunternden Augen verfolgt, und so bisweilen zu einem glücklichen Angriffe, oder Gegengrunde verholfen. Ist der Streit nunmehr beendet, so belohnt sie durch ein Wort des Lobes die Kämpfer, wenn sie sich mannhaft und gut geschlagen haben, und oft gar resumirt sie die Streitpunkte, und sucht sich selbst zu einem Endurtheile zu verhelfen. Denn man muß nicht glauben, daß es die leblose Passivität ist, die sich bei ihr vorfindet. Durch eine feine, nur nicht Alles beherrschen wollende Bemerkung weiß sie sehr oft den wechselnden Reden den richtigen Gesichtspunkt vorzuschreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Salz und Leben in abgedroschene Gegenstände, und die Kunst, mit leiser, fast unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zu andern übergehen zu machen, sichert vor Denen, die sich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die sanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geist

durch die Weichheit gesellschaftlicher Formen verdrängt. Beide Weisen anzuziehen, sind sich gewachsen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren sie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und selbst hier, nicht oft in anderer Gesellschaft zu finden ist.

Doch wer ist der kleine Mann, der allein auf dem Canape unter dem Bilde der Corinna sitzt? Er ist zwar schon über die Blüthenzeit des Mannesalters hinaus, aber so kräftig und rüstig als einer, der sich darin befindet. Seine ergrauenden Haare geben kein Bild irgend einer Abnahme, und sein feuriger Blick zeigt die unverwüstliche Kraft, die die Jugend auf das ungeschwächte Alter überträgt. Er ist auf sein Stöckchen gestützt, und besieht sich das Ende desselben. Bisweilen bereichert er das vor ihm hersummende Gespräch mit keinem Wort, und Fremde, die ihn nur ein einziges Mal gesehen, würden ihn, wenn er nicht das Auge bewegte, für einen stummen Einsiedler, oder für einen bloß zuhörenden Geist halten. Aber zufällig läßt einer der Anwesenden die Rede auf die Bretagne, auf alte französische Zustände, oder auch auf die neuen, die sich bilden wollen, kommen. Der bisher stumm Gewesene bewegt sich nun, und instinctmäßig schweigen die Andern. Denn wie auch Glück und Verdienst Manchen über die Grenze selbst seiner Erwartungen hinausgetragen haben mögen, so ist doch die Achtung vor Dem, was wirklich

einmal langjährig erworben, und in Sicherheit gebracht worden ist, eine weit gründlichere und gebietendere. Der jetzt plötzlich redselig Gewordene ist nämlich Chateaubriand. Viele französische Schriftsteller erkämpfen sich noch ihren Platz, und schweben in jener Mitte zwischen der Verdammniß und Apotheose, die man mit Recht das literarische Fegefeuer nennen könnte. Er dagegen hat seine Stelle über jede Anzweiflung erhoben, und wie Voltaire, Rousseau und Diderot nicht mehr in die Kategorie Derer gehören, die durch lebensvolle Befangenheit zu beurtheilen sind, so hat Chateaubriand das Glück, gleichsam zu den großen Gestorbenen gerechnet werden zu können. Wie sich der Staatsmann und ein langes politisches Leben zur literarischen Erscheinung gesellt, soll hier nicht weiter geprüft werden, aber Treue und Beharrlichkeit haben ein Recht, als seltene Vorkommenheiten geehrt zu seyn, und wenn zu ihnen unter allen Umständen noch die Liebe zur Freiheit als eine erwärmende Sonne tritt, so giebt es keine so verschiedene Ansicht, welche sich abgestoßen fühlte.

Von wem spricht aber Chateaubriand in diesem Augenblicke? Er spricht von einem großen Verstorbenen: er spricht von Benjamin Constant. Hört, wie er ihn lobt, wie er ihn neben Voltaire, dem feinen Verstande nach, setzt, wie geistreich er auf die französische Academie loszieht, die ihm den großen Viennet vorgezogen, weil dieser die Epistel an die Lumpen-

sammler geschrieben hatte. Von nun an bleibt der bisher Stumme Herr und Meister der Rede; der Uebergang auf die Zeit, in der wir uns gerade befinden, ist gleich gemacht. Das Preßgesetz wird sofort besprochen, und der Mann, dessen ganzes Leben der Freiheit der Presse huldigt, wird wohl am liebsten gehört werden, wenn es darauf ankommt, in ihren Irrsalen e pure si muove zu rufen. Plötzlich schweigt die lebendige Rede, und wie vorher besieht sich wieder Chateaubriand mit aller Ruhe das kleine Stöckchen. Man wendet sich einmal um, aber wenn man nach dem Platze wieder hinschaut, auf welchem er gesessen hatte, ist er verschwunden. Um fünf Uhr verläßt er das Zimmer, ohne sich zu empfehlen.

Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnstuhle sich ausbreitet, und meistens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten, oder eine kleine eingestreute Bemerkung zu machen, ist ein großer Theosoph der Geschichte, und wenn man etwa einen Preis im französischen Styl zuerkennen will, wird er zu den Wenigen gehören, die man nennt. Es ist ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat seine Werke auf eigene Kosten drucken lassen, und sie an seine Freunde vertheilt. Es ist Ballanche. Jünger, wie Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüstiges Aussehen, aber vollkommen alle guten und lieben Eigenschaften,

die einen Franzosen des ancien regime angenehm und werth machen konnten. Er ist freundlich und dienstfertig, denen, die er liebt, treu ergeben, und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In seinen geschichtlichen Ansichten kommen erstaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorschein, aber sie wachsen auf einem ganz eigenthümlichen, und von allen andern Philosophen getrennten Boden. Idyllische Geschichten, wie bei unserm Geßner, Ossianische Nebelgestalten, bilden den Hintergrund, auf dem sich alsdann die Formel für den Orient, und für das römische Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefste hingeleitet, und dann nimmt sich der Theosoph wieder in seinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche gesagt, gleichsam durch eine innere Anschauung dazu geführt, aber er ist abstracter, und zieht sich öfter und mehr in das Gehäuse der Formel zurück. Deswegen fängt erst jetzt die französische Jugend an, ihn nach und nach zu verstehen. Früher bloß dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftsteller der Nation zu seyn, und seine Darstellung wird dem schwierigen Gedanken die Pforten des Verständnisses öffnen. Die leichten Waffen der Conversation kann Ballanche nicht wie die schweren der Geschichtsergründung führen: nur selten erregt er durch eine caustische Bemerkung, oder durch eine wohlangebrachte Satyre, die Aufmerksamkeit

seiner Umgebung. Er sieht meist immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beschäftigt ist, die Spreu von den Goldkörnern zu scheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geschichte vergangener Zeiten bewegt sich in seinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße.

Ein Mann tritt ins Zimmer und grüßt die Dame vom Hause und die beiden Gegenwärtigen, die wir genannt haben. Er ist ziemlich groß gewachsen und hat das Ansehen eines Cavallerieoffiziers. Die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, wird nicht, wie bei Chateaubriand und Ballanche erst erwartet: sie ist gekommen, weil er da ist. Von den Nichtswürdigkeiten des heutigen Theaters, von Robert Macaire anfangend, geht er zu dem Charakter der gegenwärtigen Zeit über; er meint, eine Philosophie sei vor Allem in Frankreich nothwendig, um neuen und weitern Stoff für die Weltgeschichte zu liefern; nur müsse man nicht den Eklekticismus des Herrn Victor Cousin als eine solche betrachten, da der Urheber sie selbst wie eine Nothtreppe abgebrochen habe, nachdem sie ihn in die von ihm ausersehnte Pairskammer geführt hätte. Jetzt sitze Herr Cousin, wie ein Taschenspieler im warmen Stübchen, und lache, wenn er allein sey, über den schönen Hocus Pocus, der ihn zum reichen Mann gemacht habe, und sinne auf andere Späße ähnlicher Art. Aber Herr Lerminier, und wer wird nicht wissen, daß wir von Herrn Lerminier

sprechen, bleibt nicht lange bei seinem philosophischen Gegner stehen: er kommt von der Philosophie auf den Staat, und mit demselben Gleichmuth und derselben Geläufigkeit greift er das Preßgesetz und die veränderte Geschwornenabstimmung an. Er ist ein gefährlicher Gegner: denn er hat Geistesgegenwart und Redefülle: seine Gedankensätze schwellen an und bäumen sich, und werden dann wieder von dem Sprecher, wie es sich geziemt, gebändigt, und im Zaum gehalten. Wenn er in die Deputirtenkammer käme, und er sinnt darauf, hineinzukommen, so dürfte er durch manche Gaben einen großen Eindruck hervorbringen. Gesellte sich zur Fülle der Abstraction nun auch die Kenntniß der Einzelheit, zum Donner der Stimme auch die sanfte Suada, zur Philosophie auch das Philosophem, so könnten wir einen Nacheiferer des Mirabeau haben, dem nur der Hintergrund der guten alten Zeit, das anziehende Unglück, ein durchschwärmtes Leben und die Abenteuerlichkeit der Schicksale abgehen möchten.

Ihm gegenüber hat ein junger Mann von kränklichem Ansehen und blasser Gesichtsfarbe Platz genommen. Man beweist ihm die vollste Aufmerksamkeit und eine zarte Rücksicht. Er spricht in einer sich nicht hervordrängenden Weise von England und Amerika: nicht wie Jemand, der diese Stoffe gemacht hat, sondern wie Einer, der sie zu erforschen suchte. In seinem Betragen gefällt die Artigkeit und Freundlichkeit, die der jüngeren

französischen Generation weniger, wie der älteren eigenthümlich sind. Wer ist der junge Mann? fragte ich meinen Begleiter, denn er war mir gleich als bedeutend aufgefallen. Es ist Herr von Toqueville, antwortete dieser, der neuerdings das ausgezeichnete Buch über die Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika geschrieben hat. Dieses Buch hat ein eignes Schicksal gehabt. Es hat allen Parteien zu gleicher Zeit gefallen, und die Liberalen wie die Carlisten erheben es, ohne daß deswegen das juste milieu widerspricht. Wie es wenig Franzosen giebt, die einen so scharfen Geist ächter Beobachtung besitzen, als dieser junge Mann, so haben auch wenige Zeitgenossen sich einer solchen Aufnahme erfreuen dürfen. Er wird vergöttert und angebetet, alle Kreise wünschen ihn zu besitzen, denn wenn er auch einer altdynastischen Familie angehört, so hat er doch ächte und wahre Freiheitsliebe, und dem Einen genügt seine Geburt, dem Andern seine geistige Errungenschaft. Sein Reisegefährte, Herr Beaumont, ist vollkommen durch ihn verdrängt worden, und der amerikanische Roman ist durch und durch genöthigt gewesen, vor dem Beobachtungsbuche die Segel zu streichen. Ich freute mich, Herrn von Toqueville schon vor Tische gesehen zu haben, denn ich war denselben Mittag auf ihn gebeten worden, und fand auch späterhin Alles bestätigt, was mir mein Freund gemeldet hatte.

Die Thüre ging nunmehr auf, und einer der läng-
sten Männer, die ich jemals gesehen hatte, trat herein.
Er litt an den Augen, und ein Anwesender stand auf,
um ihm einen Platz zu suchen, der seine Leiden weniger
schärfe. Beim sich Niedersetzen operirte der lange Mann
mit seinen Beinen dergestalt, daß man ihn sitzend nicht
für so groß gehalten hätte. Er war einer der Biblio-
thekare des Königs, der ein höchst brauchbares Hand-
buch für Reisende in Italien geschrieben hatte, nämlich
Herr Valerys. Er hatte anmuthige und spaßhafte
Geschichten zu erzählen, wußte in manchen Dingen Be-
scheid, und schien überhaupt einer der täglichen Gäste
zu seyn, die dem Kreise wesentlich angehörten.

Einer der spätesten war ein junger Mann, dessen
erster Anblick gleich zu zeigen schien, daß es ein philo-
sophirender Poet sey. Was er sagte, erhob sich über
den Kreis gemeiner Anschauung: seine Aeußerungen
waren gewagt, aber sie hatten eine gewisse Substanz,
und seine sprudelnde Ideenromantik erinnerte an eine
Verwandtschaft mit deutscher Bildung. In der That
war er derselben theilhaftig geworden, und hatte sich
eine Zeit lang mit Heidelberger Marke ernährt. Freu-
dig begrüßte ich meinen Commilitonen, und das Ange-
denken an Thibaut, Daub und Creuzer sollte, son-
derbar genug, in einem französischen Salon erweckt wer-
den. Der neu gewonnene Freund war Herr Edgar
Quinet, ein junger überbegabter Mann, mit reichwo-

genden Gedanken, die nur noch im Begriff waren, das Bett zu suchen, in welches sie sich niederlassen durften. Er hatte damit begonnen, die Herderschen Ideen den Franzosen zu übersetzen, hatte dann im Ahasverus einen noch nicht genug begränzten Ausdruck seiner Anschauungen gefunden, und so eben trat er mit einem großen Gedichte, Napoleon, hervor, in welchem Helden er die ganze Zeit, die Vergangenheit und Gegenwart, so wie die Erwartung der Zukunft darzustellen sucht. Wir sprachen alsdann viel von seinem Helden, der mir nicht minder, als das schaffende Princip der gegenwärtigen Welt erscheint, und wie Alles bei den Franzosen sogleich mächtig zur Heutigkeit hinzieht, so kamen wir denn auch bald auf den vor uns liegenden Zustand. Quinet hatte hier einen eigenen und originellen Gedanken. Alle Schwankung und Unsicherheit in seinem Volke, den Wechsel, der in allen Verhältnissen sich kund giebt, will er von der Invasion der fremden Truppen herleiten, die eine Zerrissenheit des Bewußtseyns hervorgerufen habe, aus der man sich noch nicht wieder zur Verständigung und Einigung habe zusammenfassen können. Erst wenn die moralische Nachdröhnung dieser Zeit vorüber wäre, dürfte man auf Eigenes und Beständiges gefaßt seyn.

Aber fehlt es denn dem sich um Madame Recamier versammelnden Kreise ganz an weiblichen Gestalten? Das auf demselben Flure mit Madame Recamier wo-

nende Fräulein Clarke erscheint bisweilen. Es ist eine Engländerin, die aber schon seit langen Jahren mit ihrer bejahrten Mutter in Paris wohnt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit handhabt sie die französische Sprache, und sie ist gewiß eine der Wenigen ihrer Nation, die man geneigt wäre, für eine Französin zu halten. Die politischen Gesinnungen der Miß und ihrer Mutter sind sich entgegengesetzt. Während die erstere sich einer aus wenigen bestehenden Aristokratie erfreuen möchte, ist die Mutter mehr zu radicalen Aenderungen hingeneigt. Doch führt selten bei Engländern eine politische Verschiedenheit zu geselliger Entzweiung, und noch seltener werden die Bande des Blutes dadurch loser. Der sich am andern Ende des Stockwerks um Miß Clarke sammelnde Kreis besteht zum Theil auch aus solchen, die die Gesellschaft der Madame Recamier besuchen.

Sehr oft wechseln die im Salon der Madame Recamier erscheinenden Personen. Nur Chateaubriand,, Ballanche und vielleicht auch Herr Valerys bilden die Seite der Stetigkeit.

Wollen Sie Herrn St. Beuve sehen, der seiner früheren überdemokratischen Romantik Zügel angelegt, und sie in das Joch der Anerkennung des juste milieu gefügt hat, Herrn Präsidenten Pasquier, der in seiner ernsten Juristenmiene die Sorge um den Fieschischen *und Aprilproceß trägt*; Herrn Fauriel, den meine

liebste Freundin den deutschesten der Franzosen nennt, Herrn Guizard, welcher zur rechten Mitte der öffentlichen Arbeiten gehört; Herrn von Kergorlay, den freisinnigen, vielfach umsichtigen Neffen des hartnäckigen Carlistenpairs; die beiden Ampères, beide Mitglieder des Instituts, Beide am Collège de France, und Beide berühmt; den Russen, Herrn Turgueneff, dem bisweilen die Erlaubniß zu Theil wird, seinen verbannten Bruder in Paris sehen zu dürfen; nun so suchen Sie um die Erlaubniß nach, Madame Recamier Ihre Aufwartung machen zu können. Es schlägt drei Viertel auf Sechs, und die Gesellschaft hat sich plötzlich verloren. Jeder geht in seinen vielleicht ganz verschiedenen und abweichenden Kreis, in seine Restauration oder zu einem Freunde, der ihn geladen hat: aber die Eindrücke, welche diese gesellige Zusammenkunft bald reicher, bald dürftiger hervorbringt, die Anziehungspunkte, die man gefunden hat, geben Kraft und Muth zu gestählter Thätigkeit, und gehört Jemand einmal zu den Eingesessenen dieser Gesellschaft, so wird er schwer dazu kommen, sich wieder loszureißen.

Dies führt uns schließlich zu den Vorzügen, welche die französische Geselligkeit darbietet. Bei keinem Volke der Erde ist wie bei den Franzosen das Wesen derselben die Gleichheit derer, welche sich sehen. Die Unterschiede des Standes, der zufälligen Prärogativen, der Geburt, des Reichthums, sind in jedem Salon von

vorn herein ausgelöscht; bei den Ministern, wie bei Privaten, bewegt man sich mit jener Leichtigkeit, die durch das Gefühl erzeugt wird, daß man ein Mensch sey, und daß diese Qualität durch nichts, was noch dazutritt, aufgewogen werden dürfe. In keiner Gesellschaft herrscht ein übermäßiger Respect vor der Stellung eines Anwesenden; man hat sich selbst durch Verstand, Geist und Wendungsfähigkeit eine bleibende Achtung zu sichern. Ist aber Gleichheit das Fundamentalgesetz der Gesellschaft, so bedarf diese, um zu bestehen, auch nur ihrer selbst. In Deutschland wird noch immer Etwas außer dem Zusammenseyn gefordert, damit man zusammenkomme. Man will essen und trinken, lange bei Tische sitzen, man braucht Spielkarten und Musik, wenn man es aushalten soll. Wirth und Gäste rücken sich wie Potentaten entgegen, beobachten sich, und man macht wechselweise an einander Ansprüche. In England giebt es eigentlich gar keine Geselligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor, als irgendwo, aber außer denselben ist nichts, als der baare, enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß besonders, wie eine Festung, erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf dasselbe verlassen. Wagt es aber auch hier einmal, euch bei der Familie ansagen zu lassen, wenn sie unvorbereitet am Kaminfeuer sitzt, und wenn ihr jemals sonderbare Gesichter sehen wollet, so werdet ihr sie hier finden. In Italien giebt es nicht

allein keine Geselligkeit, sondern auch keine Gesellschaft. Die Familien sind außerhalb, im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, so wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corso mitmachen dürfet. Das geistreichste, lebendigste und genialste Volk muß, so will es leider das Gesetz der Geschichte, seine Thüren den Fremden verschließen, die Gastfreundschaft verlangen.

Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, gleich, leicht sich findend, wendend und wiederfindend, ohne Ansprüche und Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne.

Ein Abend zwischen Sieyes und Merlin.

Wir hatten am 2ten September 1825 Paris verlassen, und wie uns verschiedene Richtungen, Geschäfte und Neigungen dahin brachten, so waren auch unsere Ansichten über Das, was wir zurückließen, und Das, was etwa in Erwartungen vor uns lag, verschieden. Der eine Theil der Reisegefährten bestand aus Aerzten, die sich schon im Voraus an dem Genuß der Krankheitsformen weideten, die ihnen das zu hoffende England darbieten würde; der andere war aus enthusiastischen Kunstfreunden zusammengesetzt, denen zur Zeit die niederländische Malerschule über Alles ging, und welchen die Hoffnung, sich bald auf belgischem Grund und Boden, in dem Vaterlande von Eyck und Hemmeling, zu befinden, einen mächtigen Ersatz für den Louvre und was da zusammengehäuft war, gewährte. Nur ich allein war still, und ich möchte sagen bewegt, als wir aus der Barriere von Paris fuhren. Denn neben meinen Bibliotheksstudien, neben dem Besuche der juristischen Klinik in

den Assisen und Gerichtshöfen, hatte ich einen großen Theil meiner Zeit auf Menschen und Salons verwandt, mich an literarische und staatsmännische Berühmtheiten heranzubringen gesucht, und zum Erstenmale in einem so großen und anziehenden Kreise eine Freundlichkeit und ein Wohlwollen empfunden, wie mich es auch mindere Gestalten in der Heimath nie hatten genießen lassen. Ich fühlte, daß diese neue Lebensweise mit dem Aufenthalte in Paris beschlossen sey, und sehnte mich nach einem Orte zurück, wo, abgesehen von Stand, Reichthum und sonstigen glücklichen Aeußerlichkeiten, der Mensch allein durch sich selbst eine Geltung hat. Was ich von Belgien, Holland, England zu erwarten hätte, erschien mir schon im Voraus im ungünstigen Lichte.

Um einige Entschädigung für Das, was ich wenigstens auf zwei Monate aufgab, zu erhalten, hatte ich mich mit Empfehlungen an historisch-wichtige Personen versehen. Der Professor Blondeau in Paris gab mir einen Brief für Merlin von Douay mit, und der geistreiche und gefällige Oelsner versah mich mit einem einführenden Schreiben an Sieyes; ich sollte, so dachte ich mir, einen Schritt rückwärts gehen, und wenn ich die entscheidenden Restaurationsmänner in Paris kennen gelernt hatte, so mußte ich nach Brüssel, um das verwiesene Directorium zu betrachten.

Brüssel mit seiner niederen und seiner hohen Stadt, mit seiner französisch überzuckerten Flamänderei, mit sei-

mein ganzes Leben über gesehen hätte. Es wurde von der Conversion der Renten, die damals noch stark im Schwange war, von Haiti, von Karl dem Zehnten, vom künftigen Tendenzprocesse, von dem Erzbischofe von Paris, von der Dauphine und noch von einigen andren Unzähligkeiten, theils geistreich, theils flach, immer aber geschmackvoll gesprochen, und ich fand mich, eben in einen Brüsseler Salon eingetreten, unter Pariser Bekannten. Eines fiel mir an diesen Emigranten auf: die Sicherheit und Festigkeit nämlich, mit welcher sie ihre Behauptungen aufstellten. Karl der Zehnte, sagten sie, könne nur noch wenige Jahre herrschen; die ganze Sache sey ihrem Ende nahe. Als präsumtiven Thronfolger bezeichneten sie aber sämmtlich den Herzog von Reichstadt, und ich merkte an dieser Meinungsäußerung, daß ich es mit Napoleonisten zu thun hatte. Fünf Jahre nachher sagte mir einmal in Paris der Marschall Saldanha, Don Miguel könne nur noch einen Monat herrschen, er wisse es bestimmt; denn bei Verwiesenen werden Hoffnungen Thatsachen, und da Das, was sie erwarten, das Einzige ist, wonach sie greifen, so schwindet die Gegenwart, um allein der Zukunft den Platz zu eröffnen.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde auf diese Weise geplaudert haben, als die Thür sich öffnete, und ein kleiner Mann eintrat, der mit einer ziemlich wohlgebauten Gestalt ein feuriges Auge verband, in dem

aber mehr das Forschen, wie das Wirken ausgedrückt lag. Er schien tief in den Sechzigen zu seyn; hatte aber, wie manche Franzosen in diesem Alter, das Haar noch wohl conservirt, es war glänzend schwarz, und kaum ein weißes Härchen bemerkbar, er war mit einem braunen Rocke bekleidet, mehr ordentlich als elegant angezogen, und legte bei seinem Eintritt in's Zimmer ein Stöckchen bei Seite.

Sie sind aber lange geblieben, Herr Merlin, rief ihm Madame vom Canapee aus entgegen, und wir unterhalten uns schon lange mit einem Herrn, der als Jurist Ihnen allein zugehört: er bringt Ihnen einen Brief von Blondeau.

Ich hatte mich bei diesen Worten ganz umgewandt, und Merlin trat langsam an mich heran. Er betrachtete mich ernst und feierlich mit einem durchbohrenden Blicke, nahm mir den Brief, den ich den ganzen Abend über gehalten hatte, ab, und durchlas ihn.

Sie haben schon mancherlei geschrieben, sagte er mir darauf ganz freundlich, mich bei der Hand fassend: es ist Schade, daß ich nichts davon vernehmen kann, denn ich lese nicht deutsch. Wir Franzosen sind eigentlich übel dran. Unsere Sprache ist die Weltsprache geworden, und wir haben uns an diese Bevorzugung so gewöhnt, daß wir es nicht für nöthig halten, uns mit anderen zu beschäftigen, und doch entgeht uns so viel

Vortreffliches und Wissenswerthes, eben durch diese Unwissenheit.

Ich war in Verlegenheit, was ich auf dieses Selbstgeständniß antworten sollte. Endlich erwiederte ich: Franzosen und Deutsche seyen eben zwei entgegengesetzte Pole. Die Ersten seyen praktisch, und dürften wegen Dessen, was sie thäten, die Meinungen der Andern nicht eben aufmerksam beachten: die zweiten wären bloß theoretisch und speculativ, und könnten, weil sie gar nichts praktisch zu wissen schienen, sich wenigstens nicht entschlagen, auf Das genau zu achten, was die Uebrigen gearbeitet hätten.

Das glaube ich auch, sagte mir Merlin, sein Gesicht etwas mehr als früher zum Lächeln verziehend. Und der stärkste Beweis für diesen Ausspruch mag wohl der Gegensatz seyn, der sich zwischen unserm Code und Ihrem preußischen Landrechte findet.

Wie verstehen Sie das? sagte ich. Es möchte mir doch scheinen, als wenn in unserm Landrechte ein ganz entschiedener und sehr eigenthümlicher Geist vorherrschend wäre.

Allerdings, aber im Praktischsten, nämlich in einem Gesetzbuche, hat man gleich das Praktische weggelassen. Es ist ein eigener Gedanke, einen Codex festzustellen, der zu gleicher Zeit keine Gültigkeit haben soll.

Wie, sagte ich, keine Gültigkeit? aber seine Wirksamkeit ist ja für alle alten Provinzen des preußischen *Staates unbestritten.*

Doch nur, sagte Merlin, der die Sachen sehr zu kennen schien, wo keine Provinzialgesetze vorhanden sind. Das Gesetzbuch ist so nur ein allgemeines Schema, ein Gespenst, das erscheint, wo keine bestimmten Individuen sich zeigen. Bei uns Franzosen wären subdiäre Gesetze ein Unding. Wir wollen, daß Das, was gilt, auch gleich, bestimmt und entschieden gelte.

Ich schwieg, denn ich hatte nichts zu erwiedern, und da ich im Grunde von Hause aus denselben Ton angeschlagen hatte, den jetzt Merlin so meisterhaft durchführte, so glaubte ich mich nicht berechtigt, mich selbst zu widerlegen. Inzwischen war ein Bedienter in's Zimmer gekommen, und hatte gemeldet, daß angerichtet sey. Denn in Brüssel hatten die emigrirten Franzosen die heimathliche Sitte abgelegt, und sich wiederum zu den petits soupers ihrer Vorfahren bekannt. Madame Merlin saß mir zu weit ab, als daß ich ihr den Arm hätte reichen können, und so blieb mir nichts übrig, als Merlin in das nächste Zimmer zu folgen, in dem ein runder Tisch für die Anwesenden bereitet war.

Es waren, außer Merlin und seiner Frau, mit mir neun Personen zu Tische. Ich saß neben Merlin, aber zu meiner Rechten war ein leerer Platz geblieben, gleichsam für Banquo's Geist eingerichtet, ich dachte; daß dieser für ein Mitglied der Familie bestimmt wäre, das noch nicht gekommen sey, und unterhielt mich mit Merlin über die Einrichtung der deutschen Universitäten so

eifrig, daß ich nicht bemerkte, daß der Platz sich inzwischen gefüllt hatte. Als ich mich einmal herumwandte, fiel mir plötzlich mein neuer Nachbar auf, eine ehemals, wie es schien, hagere Gestalt, die aber jetzt eingeschrumpft war, nicht sehr feurige, aber kluge Fuchsaugen, ein Ausdruck der Verachtung gegen das Menschengeschlecht, der zum Theil sehr deutlich ausgeprägt war, endlich die Bemühung, das Alter zu unterdrücken, das aber stärker wie die Kraft des Willens zu seyn schien. Manches zeigte mir, daß dieser Mann ehemals müsse bedeutend gewesen seyn, daß aber die höchste Geistigkeit selbst den Anforderungen der Natur verfalle, und nur noch in der Erinnerung ihr Daseyn habe. Die hohe Achtung, die ihm die Anwesenden zu bezeigen schienen, der selbstgefällige Ernst, mit dem er die Gegenstände um sich herum betrachtete, vereinigten sich bei mir mit einer gewissen Ahnung, die wohl die Wichtigkeit eines Mannes im Voraus erweckt, und sie als Verkündigerin seiner selbst voranschickt.

Nachdem eine Pause eingetreten war, und ich eben einen Augenblick Zeit gewonnen hatte, die Physiognomie der Gesellschaft in mich aufzunehmen, wurde ich in dieser Betrachtung durch meinen neu erworbenen Nachbar unterbrochen.

Sie sind aus Berlin, wie ich höre, fragte er, indem er mich einen Augenblick ansah, und dann die Augen wieder sinken ließ.

Allerdings, sagte ich.

Auch ich bin zu meiner Zeit in Berlin gewesen. Es sind aber sieben und zwanzig Jahre her, und zwar als Gesandter der französischen Republik. Sind jetzt noch so viele Gegensätze als sonst vorhanden?

Wie, meinte ich, Gegensätze? Bei uns ist, so viel ich glaube, dieses Wort gar nicht anzuwenden.

Ich habe, erwiederte mein Nachbar, die stärksten daselbst vorgefunden; breite zum Theil wohlgebaute Straßen, und das ärgste Pflaster, das man in einer großen Stadt zu finden vermöchte: Jacobiner, die bei uns Alles recht fanden, was Robespierre, Couthon, Marat, Scheußliches vollführten, und in ihrem eigenen Lande zu gleicher Zeit die zahmsten und titelsüchtigsten Narren waren, die man irgend antreffen konnte; die tiefgelehrtesten Menschen, die so ungeschickt sich geberdeten, wenn es galt, nicht etwas Politisches zu thun, sondern nur Etwas zu begreifen, was gethan war, Aufgewecktheit für die Ereignisse der Weltgeschichte, und zugleich einen Schellenstolz für die Narrheiten der eigenen Stadt. Sind das nicht Gegensätze?

Ja, sagte ich, solche, wie man sie wohl überall findet. Jeder Mensch hat Gegensätze der Art, und ohne diese giebt es gar kein Leben. Ich wollte eben anfangen, die speculative Entwickelung des Gegebenen auf Französisch zu radebrechen, als die Tafel aufgehoben wurde.

Sogleich eilte ich zu Merlin, um ihn über den Namen meines Nachbars zu befragen.

Es ist ein alter College von mir in der Convention und dem Directorium. Sie werden wohl von ihm gehört haben, es war der Graf Sieyes.

Wie, sagte ich, mich zurückwendend, um ihn aufzusuchen und meinen Brief zu übergeben. Er hatte sich aber schon, wie die meisten Anwesenden, entfernt. Auch ich mußte gehen, denn es schien Sitte zu seyn, daß das Aufheben der Tafel auch das Zeichen für den Aufbruch gebe.

Es regnete draußen sehr stark, aber in meinem Innern war eine so heftige Bewegung, daß ich auf die Regengüsse nicht achtete. Ich hatte den Abend zwischen zweien Directoren der französischen Republik, als diese die Weltgeschicke beherrschte, gesessen, zwischen zweien Königsmördern, durch deren Votum das Haupt Ludwig des Sechszehnten gefallen war. Konnte man etwas von diesen Weltgeschicken in dem Benehmen der beiden Personen lesen? Nein, es waren freundliche, artige, gefällige Privatleute, die man, wenn sie Deutsche gewesen wären, etwa für Geheime Kammerräthe hätte halten können.

Der Regen wurde endlich so stark, daß ich in eine Bierkneipe flüchtete. Hier fand sich eine Kehrseite für Das, was ich erlebt hatte. Die Stellung der um die Tische herumgekauerten Männer und Weiber, das Ergreifen und Wiederwegstellen der Bierkannen, die son-

derbare auf diesen flamändischen Gesichtern gemalte Pfiffigkeit, die noch eigenthümliche Tracht erinnerten sofort an jene Hauptbilder von Adrian von Ostade, die mir hier nun in lebendigster Natürlichkeit erschienen.

Ich kam nach Hause. Die Reisegefährten waren schon ins Bett gegangen. Kinder, rief ich ihnen zu: denkt euch, ich habe heute zwischen Merlin und Sieyes gesessen!

Meinetwegen zwischen dem Teufel und seiner Großmutter, riefen sie — laß uns schlafen.

Brüssel am 26sten August 1830.

Mein Freund, der Professor der Physiologie an der Berliner Universität, Schultz und ich, wir fuhren am 24sten August 1830 ganz wohlgemuth zu Dampfboot den Rhein von Mainz nach Cöln entlang. Es war ein schöner Tag, und die Erwartung Dessen, was wir in Paris zu schauen gedachten, hinderte uns nicht, ein Bemerkerauge auf das Treiben der übergroßen Anzahl von Passagieren zu werfen. Junge Mädchen, die zum ersten Male überhaupt eine Wanderung zu unternehmen schienen, saßen mit ihren Eltern oder Verwandten auf dem Verdecke des Schiffes, und konnten sich nicht satt sehen an den Rebhügeln des Rheingaues, und an den überraschend schönen Wendungen, die der Strom jede fünf Minuten machte: Engländer saßen gruppenweise an demselben Orte, in ihre Karten, oder in Reichards Reisebuch schauend, ohne einen Augenblick die schöne, ihnen vorüberziehende Wirklichkeit anzublicken. Ein Ein-ziger, gleichsam der Vormann des Geschwornengerichts,

warf bisweilen sein sich sogleich wieder wegwendendes Auge auf die Gegend, und sagte dann mit gedämpfter Stimme: That's Bingen, That's Rudesheim, That's Astmannshausen, worauf dann die Anderen, ohne aufzusehen, im Chorus, Bingen, Rüdesheim und Asmannshausen wiederholten. Getrennt von den Uebrigen, in malerischer Isolirtheit, saßen einige englische Damen, in ihr Sketchbook verschiedene Gegenden, so gut es eben gehen wollte, einzeichnend. Wenn auch gerade nicht der Ort, bei dem man vorbeifuhr, wiedergegeben wurde, so sollte es doch dieser seyn, und solches genügte. In der Cajüte streckten sich Mitglieder aller Nationen aus, Wein, Kafé, Chocolate, Geflügel und Wildbraten nehmend, wenig bekümmert um die draußen liegende Natur, aber mit dem Zermalmen der Speisen eifrigst beschäftigt; deutsche Jünglinge sagten sich laut: wir wünschten, es wäre erst Essenszeit; Engländer lasen in ihrem Byron oder Shakespeare mit unveränderlicher Impassibilität, Polen liefen ungeduldig, bald herauf, bald herunter, und eine französische Dame, die der Karlistischen Partei anzugehören schien, fragte mit der größten Ungeduld jeden Bekannten und Unbekannten, ob er keine Nachrichten aus Paris habe, und ob er nicht wisse, was die Dauphine mache.

Näher hatte sich zu uns auf dem Dampfboote ein Professor der Botanik an einer kleinen deutschen Universität gesellt, den wir ohne Weiteres mit dem Namen

Professor X bezeichnen wollen. Er ging nach Brüssel, um die Flora Belgica zu studiren, und wollte späterhin nach Paris sich wenden, um dem Institute von Frankreich einige seiner Entdeckungen aufzuweisen. An Dem, was sich geistig in Paris begeben hatte, an dem Umsturze der vorigen Regierung, und an dem Aufkommen der neuen, schien er kein großes Interesse zu nehmen, sondern diese Allotria als eine Störung seiner Zwecke höchlich zu verdammen. Was hilft das mir, pflegte er ewig zu sagen, werde ich durch die Revolution eine Pflanze mehr bekommen? Und wenn man ihm dann begreiflich machen wollte, daß die Menschen doch auch edle Pflanzen seyen, deren Bestimmung und Gedeihen wissenschaftlich selbst von Bedeutung wäre; so lachte er darüber und konnte sich nicht davon überzeugen. Nicht bloß die Politik war ihm gleichgültig, sondern auch die Poesie, alle Künste überhaupt, und so geistreich er sich selbst auszudrücken wußte, wenn es sich um naturwissenschaftliche Gegenstände handelte, so that er wie ein Ungelehrter, ja bisweilen wie ein Ungebildeter, so wie man es darauf anlegte, seine Meinung über einen Dichter, oder über eine Erscheinung in der Literatur zu verlangen. In menschlichen Dingen war er von der höchsten Naivetät, ja man möchte sagen von kindlicher Art und Weise: und man war häufig in Verlegenheit, den Gipfel wissenschaftlicher Vollendung in ihm mit den Ausdrucksformen seiner Lebensgestalt in Verbindung zu bringen.

Wir waren nur eine Nacht in Cöln geblieben, und des anderen Morgens früh nach Aachen gereist, wo wir zuerst eine belgische Diligence bestiegen. Die Gesellschaft bestand außer dem Professor Schultz, dem Botaniker X und mir, aus einem langgewachsenen und lebhaften Franzosen, der, eben von Wien und München kommend, über Brüssel nach Frankreich zurückwollte; aus zweien Engländern, die nur wenig sprachen und kaum eine Antwort gaben, wenn man eine Frage an sie richtete, sich auch überhaupt als Waaren betrachteten, die zur bestimmten Zeit in Brüssel abgeliefert werden müßten, aus einer jungen Belgierin, die in Aachen Verwandte besucht hatte, und recht viel politische Theilnahme besaß, aus einem niederländischen Offizier, der in seine Cantonnements zurückkehrte, und endlich aus einem alten Brüsseler, der unter Napoleon Capitain gewesen war, und sich auf die Tapferkeit seiner Nation außerordentlich viel zu Gute that. Das Gespräch im Wagen wandte sich stets um die französische Staatsumwälzung, das Thema des Tages überhaupt. Man debitirte so viel Lügen und Unglaublichkeiten, und in einem so bestimmten Tone, daß ich erkennen konnte, es sey das Wesen der Kannegießerei in allen Ländern dasselbe, und bestehe in einer hyperbolischen Auffassung wirklicher Zustände. Der alte Belgier war vorzüglich wüthig auf die holländische Regierung; er hielt Herrn de Potter für den größten Staatsmann der Welt, für einen ver-

bannten Themistocles; er weissagte in derben Redensarten eine Umwälzung in Belgien, und endigte seine lange Diatribe mit den Worten: Vous verrez, elle aura bientôt l'honneur de paraître.

Mais ce sera alors au profit de la France, schrie der lebhafte junge Franzose dazwischen. Der Belgier wurde darob noch wüthender, als vorher, und bewies, daß die Belgier weder die Holländer noch die Franzosen brauchten, daß sie eine große eigene Nationalität besäßen, und diese im Nothfalle jedermann zeigen dürften.

Als nun der Franzose sich an mich mit den Worten wandte: Mais est ce que vous avez jamais entendu parler d'une nationalité belge? entstand ein furchtbarer Lärm, in den sich nunmehr auch die junge Dame mischte, indem sie lebhaft die Partei ihres alten Landsmannes ergriff. Ich hatte Mühe, die guten Leute aus einander zu bringen, und war ganz erstaunt, unseren Botaniker über die ganze Verhandlung eingeschlafen zu finden. Erst in Mastricht wachte er auf, und war außerordentlich verwundert, davon zu hören, daß man über politische Gegenstände gestritten hatte.

Die Nacht wurde mit beständigem Wechsel der Wagen und der daraus entspringenden Unruhe zugebracht. Gegen halb sechs Uhr Morgens gelangten wir nach Löwen; ich benutzte die Zeit während des Umspannens der Pferde, das schöne Rathhaus wieder einmal zu besehen, *das sicherlich* das prächtigste Monument gothischer Ei-

vilbaukunst in diesem Theile von Europa genannt werden kann. Bei meiner Rückkehr in die Passagierstube fand ich die Reisenden mit dem Lesen belgischer Zeitungen beschäftigt. Sie waren, namentlich der Franzose, über die heftigen Ausdrücke höchlich erstaunt. Der alte Belgier, der noch vom vorigen Tage her seine Rancune gegen den Franzosen behalten hatte, sagte mir ganz leise ins Ohr: Ils ne nous connaissent pas ces gens-la; nous sommes bien plus forts qu'eux. Zwischen Löwen und Brüssel hielt die Diligence einige Minuten bei einem Wirthshause an. Wir stiegen aus dem Wagen, und der Franzose und ich, wir gingen in die Wirthsstube, wo wir eine junge Frau fanden, der ich in den höflichsten Worten meine Freude über die unendliche Reinlichkeit und Wohlhabenheit an den Tag legte, die aus der ganzen Einrichtung hervorging. Davon haben wir nichts, gelobt zu werden, sagte die Frau mürrisch. Ein Mann, der was verzehrt, ist uns lieber.

Den Franzosen ärgerte diese Antwort mehr, wie mich: er konnte sie gar nicht vergessen, und noch ganz voll davon, sagte er zur Reisegesellschaft, als er wieder in den Wagen stieg: Je prétends, Messieurs, que ce peuple est tout à fait incapable de faire une révolution. La grossièrete et l'avarice n'en sont pas les élémens.

Wir waren so ungefähr eine halbe Stunde weiter gefahren, als wir vor uns eine große Staubwolke be-

merken konnten. Mehrere Reisewagen mit Herren und Damen, dem Anscheine nach Engländern, zogen in gewaltiger Eile vorüber: ihnen folgten Reiter, die ebenfalls so schnell wie möglich davon zu kommen suchten; als endlich sogar Fußgänger in Masse ankamen, wurde der Conducteur der Diligence etwas aufmerksamer auf die Vorübergehenden. Er hatte sich indessen noch nicht zu fragen entschlossen, was sich ereigne, als ein langer Engländer von etwa vierzig Jahren, mit einem breiten Quäkerhute und einem Stocke versehen, gleichsam wüthig auf ihn loskam und stop schrie. Der Postillon hielt die Pferde an, der Conducteur sprang von der Imperiale herunter, und nachdem er einige Worte mit dem Engländer und seinen dazugekommenen Landsleuten ausgewechselt hatte, wandte er sich an uns, die Passagiere im Wagen, und erzählte, gestern Abend sey nach Beendigung der Müette von Portici eine Revolution in Brüssel ausgebrochen, man schlage sich noch in diesem Augenblicke in den Straßen, und die Herren Engländer, die eben Reißaus nähmen, hätten ihm gerathen, nicht in die Stadt hineinzufahren. Er wolle daher dies seinen Reisenden überlassen. Wir hatten es kaum vernommen, so waren wir auch schon aus dem Wagen gestiegen, und umgaben die Engländer, welche nun aufgefordert wurden, weiteren Bericht abzustatten. Unsere englischen Mitreisenden im Wagen waren die Einzigen, welche ganz unbeweglich sitzen blieben, ohne sich zu re-

gen. Sie wollten nach Brüssel, weil sie dort gewesen seyn mußten: es war ihnen aber gleichgültig, auf welche Weise sie dahin kämen, und was sich daselbst ereignete. Mir schien es, als hätten sie aus den Wagenfenstern auf die untenstehenden Engländer geschielt und dieselben nicht ganz fashionable gefunden, also auch nicht mit ihnen anbinden mögen. Nichts kam aber dem Spektakel gleich, das sofort unser Botaniker X erhob, als er von den neuen Ereignissen in Kenntniß gesetzt worden war.

Geben Sie mir meinen Koffer! schrie er sogleich dem Conducteur zu: ich will mit meinem Koffer zu Fuße nach Aachen laufen.

Aber wie wollen Sie denn fortkommen? Den Koffer kann ich jetzt nicht suchen: erst heute Abend möchten Sie ihn bekommen.

Sie werden mir doch nicht zumuthen, mit Ihnen nach Brüssel zu fahren. Wo man schießt, werde ich gewiß nicht hingehen. Beim Schießen läßt sich nichts lernen: ich kann überhaupt Revolutionen nicht leiden, und reise nicht, um erschossen zu werden.

Sie allein, mein Herr, werden doch hier nicht entscheiden wollen: ich kann nur thun, was die Mehrheit meiner Passagiere will.

Aber in Teufelsnamen, steht mir denn die Mehrheit für mein Leben? ich allein muß dafür sorgen.

Der Streit wurde so heftig, daß die übrigen Passagiere sich von den Engländern losmachten, und sich

um den Conducteur und den Botaniker drängten. Der Franzose wandte sich an den niederländischen Offizier und sagte: Mais c'est un lâche; die Dame sah ihn mit einem Gesichte der Verachtung an, und ich und der Professor Schultz mußten alle Mühe aufbieten, um ihn wieder zur Ruhe zu bringen.

Aber lieber Freund, besänftigen Sie sich doch, sprach ich: wir werden ja Alle mit Ihnen nach Brüssel gehen!

Ich gehe Sie ja gar nichts an, schrie er noch lauter. Wenn Sie auf Revolutionen reisen, so ist das recht schön: ich reise auf Pflanzen, und will nichts mit Schießen zu thun haben.

Da wir aber Alle entschlossen waren, in die Stadt einzufahren, und der Botaniker trotz alles Geschreies seinen Koffer nicht wieder bekommen konnte, so setzte er sich mürrisch zu uns in den Wagen, band sich ein Tuch um den Kopf, eine Binde um den Leib, und bekleidete sich mit allen Röcken, deren er habhaft werden konnte. Als wir auf diese Weise in die Stadt einfuhren, bemerkten wir, daß nur ein Einziger aus der Reisegesellschaft verschwunden war. Es war der alte Belgier, der vor Ungeduld nicht warten zu können glaubte, sondern sich zu Fuß auf den Marsch nach Brüssel begeben hatte. Der niederländische Offizier hatte an Allem was geschah den geringsten Antheil genommen. Nur auf meine Vorstellungen ließ er sich dazu bewegen, meinen Mantel über seine Uniform zu

werfen, um gegen etwaige Straßenangriffe gesichert zu seyn.

Den Plan, im Hotel de Flandres auf dem großen Platze beim Schlosse zu wohnen, mußte ich von Hause aus aufgeben, weil ich gehört hatte, daß hier hauptsächlich der Ort des Angriffs und der Vertheidigung sey: ich überließ es daher dem Conducteur, mich da abzusetzen, wo er es für gut und passend finden würde. Wir kamen endlich an die Stadt, und sie bot von vornherein keinen Schauplatz des Scharmützels dar, wie wir es uns vorgestellt hatten. Die Häuser und Läden waren geschlossen, auf den Straßen der unteren Stadt waren wenige oder gar keine Menschen zu finden. Es war gerade ein Donnerstag, aber man hätte aus der Stille auf einen englischen Sonntag schließen dürfen. Vor den Thüren der Häuser standen bisweilen einige einzelne Bewohner, mit Aengstlichkeit auf die Straßen, und auf die vorüberkommenden Diligencen schauend: auf ihren Gesichtern war keine Freude ausgedrückt, sondern vielmehr Bekümmerniß um die Zukunft, und der Wunsch, es möchte doch noch Alles leidlich vorübergehen. Hier unten schien überhaupt das Terrain für die Empörung nicht zu seyn, sondern vielmehr in der höheren Stadt, in der Umgebung des Schlosses. Bisweilen hörte man noch einige Schüsse, die aber mehr aus der Absicht, die Aufregung zu erhalten, abgefeuert wurden, als weil ein Gefecht vorhan-

den war. Dieses war, wie wir schon, ehe wir aus der Diligence stiegen, vernahmen, beendigt, und die Stille, welche wir bemerken konnten, deutete wenigstens auf einen Waffenstillstand hin, den die Parteien stillschweigend geschlossen zu haben schienen.

Wir kehrten im Hotel der Diligence selbst, im Miroir ein, und ich wandte mich sogleich an den Wirth, um Aufschluß über die ganze Begebenheit zu erlangen. Dieser war. ein Anhänger der Königlichen Interessen, dem ganzen Revolutionsgedanken entgegen, und erzählte etwa folgendermaßen.

Es habe schon seit mehreren Wochen eine große Aufregung, namentlich durch die vorangegangene Verbannung von Potter, Tielemans und Bartels geherrscht, und nach der französischen Revolution habe es auch nicht an Lust gefehlt, ein Seitenstück zu derselbigen zu liefern. Gestern hätte man gleich vermuthen dürfen, daß die Aubersche Oper, die Müette de Portici, welche Anspielungen genug enthält, eine Gelegenheit zum Ausbruche liefern würde; trotz dem sey man so einfältig gewesen, die Aufführung nicht zu untersagen: das Haus wäre gleich überfüllt worden, und die unendliche Menschenmenge, welche keinen Platz hätte finden können, wäre vor dem Theater stehen geblieben, und hätte gleichsam den Chorus der darin Versammelten geliefert. Alles was im Stücke vorkomme, und auf die gegenwärtige Lage die geringste Beziehung habe, sey mit dem laute-

ſten Enthuſiasmus aufgenommen worden; während der Zwiſchenacte ſeyen die Zuſchauer in die Corridors und außerhalb der Häuſer gegangen, und hätten ſich mit den draußenſtehenden Gruppen in Verbindung geſetzt. Kaum ſey der Vorhang gefallen, ſo habe nun die im Theater verſammelte Menge mit der außerhalb deſſelben ſich befindenden Gemeinſchaft gemacht, und der Ruf nach dem Büreau des National, wäre das Kriegsgeſchrei geworden. Dieſe Zeitung, deren Redacteur, der Buchhändler Graf Libry Bagnano, ein verurtheilter Sträfling ſey, habe durch die Vertheidigung der dynaſtiſchen Intereſſen gegen die Rechte und Freiheiten des Volkes ſich beſonders den Haß des letzteren zugezogen, und ſo ſey auch in der Aufregung, welche in der vorigen Nacht geherrſcht habe, ſowohl das Haus, welches das Bureau der Zeitung enthalten, als auch das Wohngebäude des Libry Bagnano, demolirt worden, und er ſelbſt nur mit Mühe und Noth dem gegen ihn erſchallenden Todesgeſchrei entronnen. Hätte nun in dieſem Augenblicke der Commandant der Beſatzung, General Bylandt, die tauſend Mann, die ihm etwa zu Gebote ſtanden, gegen den mehr lärmenden als Strich haltenden Pöbel geführt, ſo ſey es keinem Zweifel unterworfen, daß der Aufſtand als ein ganz gemeiner ſofort unterdrückt worden wäre. Da aber die Autorität bis zum heutigen Morgen durchaus unthätig geweſen ſey, da der Widerſtand, der geleiſtet worden, nur einzeln, und ohne

mentlich die ganze Wuth des damaligen Hasses fiel. Wir sahen sein Hotel noch fast zerstörter, wie das Haus von Libry Bagnano, denn man hatte sich nicht allein begnügt, es zu plündern, sondern Feuer angelegt, und ein dicker Rauch quoll aus dem Gebäude entgegen. Es war dicht bei dem Hause eine Gensdarmenwache, und einige Gensdarmen hatten gleich von Anfang an gewagt, einen Widerstand zu bereiten: aber sehr bald vom Pöbel zurückgedrängt, waren sie alsdann neutral geblieben, und hatten selbst die Spritzen nicht unterstützt, die von allen Seiten heranzogen, aber vom Pöbelabgehalten wurden, ihre Wirksamkeit zu entfalten. Gegen die Häuser des Provincial=Gouverneurs und des Polizeidirectors wurde auf ähnliche Weise verfahren. Es wurde zwar keine grobe Gewalt gegen die Bewohner verübt, aber Alles was darin, war vernichtet, Kupferstiche und Gemälde zerstört, Porcellan und Geschirr zerbrochen, und ganze Haufen von Gaffern verweilten beständig vor dem Schauplatze dieser Unthaten, um sich an ihnen zu weiden. Die Weinkeller der verschiedenen demolirten Häuser waren zuvörderst stark von dem Pöbel besucht worden; betrunkene Männer, und fast noch mehr betrunkene Weiber begegneten uns auf allen Straßen. Einige Mitglieder der gemeinsten Classen, die en avant, Belges! schrien, wankterk so von der einen Seite zur anderen, daß man einen lächerlichen Eindruck verspürte. So viel schien aus Allem, was man sah, als gewiß hervorzuleuchten, daß ein eigent=

licher Anführer des Aufstandes bis zu dem Augenblicke, von welchem wir sprechen, sich noch nicht vorgefunden habe, daß das Ganze noch ein gemeiner Pöbelaufruhr sey, und daß nur ein geringer Entschluß dazu gehöre, hier entscheidend und bewältigend aufzutreten.

Wir wollten nicht allein, was äußerlich sich begeben hatte, betrachten, sondern auch einen Blick auf die innere Stimmung der Bürger werfen, und verweilten daher bisweilen, wenn wir Gruppen von solchen bemerkten, die sich mit einander unterhielten.

Erster Bürger. Haben Sie eine Vorstellung davon, was man eigentlich will, und wozu man uns machen möchte?

Zweiter Bürger. Das geht darauf los, die Franzosen ins Land zu bringen, und aus unseren Provinzen französische Departements zu erschaffen.

Dritter Bürger. Als wenn wir diese Glückseligkeit nicht schon gehabt hätten: ich denke doch, wir sind heute wohlhäbiger, wie in den zwanzig Jahren von 1794—1814.

Vierter Bürger. So weit darf es nicht kommen. Wenn der König im Schloß Loo von den Begebenheiten unterrichtet seyn wird, und das dürfte wohl Morgen früh geschehen, so ist es keinem Zweifel unterworfen, der van Maanen bekommt seine Entlassung, und wird hierzu noch die Mouture Taxe abgeschafft, so geht Alles wieder in die gewohnte Ordnung zurück.

Fünfter Bürger. Das glaube ich nicht. Wir müssen ein Geschwornengericht und unabsetzbare Richter haben. Und was das Holländische betrifft, so wird man es hier nie durchsetzen. Wie kann eine so hochgebildete Nation, wie die unsere Holländisch reden?

Erster Bürger. Gott, wenn man hochgebildet ist, so schadet Einem eine Sprache mehr nicht so außerordentlich viel.

Zweiter Bürger. Und einen Bruch in unserer Verfassung haben wir auch nicht zu beklagen. Denn wenn auch der König eigensinnig ist, so wird ihm doch Keiner die Rechtlichkeit und die Geschäftsthätigkeit absprechen.

Dritter Bürger. Und erinnert euch nur: die Verfassung haben wir ja nicht einmal gewollt: er hat sie uns aufdringen müssen.

Fünfter Bürger. Darum sind wir auch berechtigt, sie zu verbessern, da wir sie einmal haben.

Dritter Bürger. Daß sie hier den Franzosen beständig nachmachen, ist recht schön: nur sollten sie dabei bleiben, wenn es sich um das Mein und Dein handelt: Plünderung und Zerstörung sind ein miserabler Anfang von Neuerungen und Verbesserungen.

In diesem Augenblicke waren öffentliche Anschläge an die Ecken der Straße gemacht worden, und die Bürger hatten sich hingewandt, um sie zu lesen. Gegen Mittag desselbigen Tages, von dem wir sprechen,

hatten sich nämlich auf dem Stadthause die Notablen versammelt, und eine Proclamation an die Einwohner Brüssels erlassen, worin sie versprachen, daß von Maanen seine Entlassung erhalten würde, daß die Verantwortlichkeit der Minister eingeführt werden sollte, und daß man sofort geneigt wäre, die Mouture Taxe aufzuheben. Wiewohl man die Befugnisse der Municipalobrigkeit nicht begreifen konnte, solche Versprechungen zu geben, so mußte man doch den guten Eindruck bemerken, den dieser Anschlag hinterließ. Es war eine gewisse Stille eingetreten: der Auflauf schien bewältigt, und wir gingen nach unserem Wirthshause zurück, das Erlebte und Gesehene still verarbeitend und ordnend. Dem Franzosen schritten die Sachen nicht lebhaft genug fort: er konnte es gar nicht begreifen, wie in einer Revolution, für welche doch die heutige Begebenheit gehalten seyn wollte, Truppen ruhig vor dem Schlosse gelagert seyn konnten, und wie sich der Pöbel damit begnügen könne, sie zu umstehen und anzugaffen: er erinnerte mich an die Wirthin von diesem Morgen, deren Aeußerungen ihn zu der Einsicht in die Unmöglichkeit einer belgischen Revolution geleitet hatten; mit großer Selbstzufriedenheit führte er diesen Gedanken weiter aus, und wurde durch Alles, was er gesehen hatte, darin bestätigt. Mich schmerzte die eben eingetretene Begebenheit aus einem anderen Grunde, weil ich darin die mögliche Veranlassung zu großen

europäischen Bewegungen, zu einem endlosen Kriege gegen Frankreich, und zu einer Verwickelung der Verhältnisse erblickte, in welcher kein Mitlebender Freude und Genuß würde finden können.

Als wir nach dem Wirthshause zurückgekommen waren, fanden wir eine große Bewegung vor demselben. Sechs bis sieben bewaffnete Männer, unter ihnen der Wirth des Hauses, präsentirten sich als die ersten Nationalgardisten Brüssels. Wir erfuhren, daß die vermögenden Bürger, um weiteren Unruhen zu steuern, beschlossen hätten, in eine Bürgergarde zusammen zu treten, daß schon die Compagnien gebildet wären, daß Patrouillen, um die Ordnung herzustellen, in alle Straßen abgeordnet seyen, und daß die Wachtposten, welche die Truppen verlassen hatten, nunmehr von Nationalgardisten eingenommen würden. Es hieß, daß Graf Merode, Baron Hoogvorst und einige Andere der ersten Aristokraten des Landes sich diesen Bemühungen anschlössen; daß man Plünderung auf der Stelle bestrafen, und neben der Freiheit auch die Sicherheit wolle.

Bei Tische mußte man rechts und links die Masse sämmtlicher Meinungen durchmachen, welche in dieser Zeit das Land durchzogen. Einige holländisch Gesinnte sprachen so laut, als sie nur irgend konnten, von dem Wahnsinn, der die Brüsseler ergriffen habe, sich einer Regierung entgegenzusetzen, der sie für Alles,

was gethan worden so sehr verpflichtet seyn müßten: verschiedene Franzosen nahmen schon mit den Unterlippen Besitz von Belgien, und acceptirten utiliter Alles, was an diesem Tage sich ereignet hatte: einige alte Belgier sprachen von den glücklichen Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, und wieder andere davon, daß man Morgen Abend eine Antwort vom Schlosse Loo gewärtigen könne.

Des Abends war es auf den Straßen ziemlich leer: Gruppen wurden nicht geduldet, und die Nationalgarde patrouillirte mit großer Emsigkeit und Strenge. Doch sah ich jetzt zuerst von vielen Seiten das belgische dreifarbige Banner, Roth, Schwarz und Gelb, entfalten, und dies war mir gleich ein Zeichen, daß man mit einer Einverleibung an Frankreich nicht zufrieden seyn würde. Da die Straßenlaternen zerbrochen waren, so hatte man eine allgemeine Erleuchtung angesagt, und diese Thatsache contrastirte seltsam, mit der anscheinenden Stille der ganzen Bevölkerung, und mit dem unfestlichen Gemüthszustande der höheren Classen.

Am anderen Morgen hatte ich mir vorgenommen, eine holländische Familie zu besuchen, die seit einigen Jahren in Laeken bei Brüssel wohnte, und der ich durch ihre Verwandte in Berlin empfohlen war. Nur mit der größten Noth konnte ich einen Kutscher bewegen, mich dahin zu bringen. Ich glaubte die Familie in

Noth und Angst zu finden, aber gerade das Gegentheil fand statt. Sie war heiter und guter Dinge, und schien mir das Brüsseler Ereigniß gar nicht zu ernst zu nehmen, es mehr von der Seite des Straßenaufruhrs anzusehen, und an eine baldige Beendigung aller Mißverhältnisse zu glauben. Ich fand den katholischen Pfarrer von Laeken da, welcher gar nicht jenen fanatischen Priestern vergleichbar war, die meine Phantasie sich immer in Belgien ausgemalt hatte. Er sprach ganz ruhig von den Fehlern der Regierung, war aber nicht auf der Seite Derer, die dem Gang derselben durch Aufruhr entgegenzutreten gedachten.

Am anderen Tage ereignete sich wenig. Man hoffte auf Nachrichten, daß Antwerpen und Gent sich für die Rebellion erklären würden; aber diese blieben aus, oder lauteten im umgekehrten Sinne. Wir hatten nicht länger Lust, in der Langenweile eines ungaren Aufstandes auszuharren, und da unser Botaniker sich schon längst, wir wußten nicht, wann und wie, heimlich von Brüssel entfernt hatte, so gedachten wir es ihm nachzuthun, und reisten den 27sten Abends nach Paris ab, dorthin gleichsam die ersten ausführlichen Nachrichten der Brüsseler Begebenheit bringend. Als wir zu Paris aus der Diligence Lafitte Caillard stiegen, erwartete uns der Botaniker schon.

Ei, sind Sie hier? sagte ich: wir haben Sie ja seit unserer Ankunft in Brüssel nicht wieder gesehen.

Die Revolutionspflanzen, erwiederte er lachend, sind auch die einzigen, die ich weder lebendig noch todt in meinem Herbarium leiden mag. Hier ists aber schön: hier denkt man schon wieder an Wissenschaft, und von eurer Juliusemeute redet kein Mensch mehr.

Ein Besuch bei Jeremias Bentham.

Am zwanzigsten October 1831 war zu London ein Nebel, wie ich ihn nie früher in meinem Leben gesehen hatte. Auf der Straße konnte man Niemanden erkennen, kaum einen Schritt vor sich sehen: den Wagen wurden Fackeln und Leuchten vorgetragen: trotz dem wanden sie sich nur langsam durch die hoch immer wogende Menge. Ich hatte es versucht, einen Ausgang zu wagen, war aber nach einigen Schritten wieder umgekehrt, weil ich mehr wie jemals die Pickpockets fürchtete, denen Nebel und Finsterniß dienstbare Geister sind.

So lag ich denn in meinem Wirthshause auf dem Leistersquare, in der Sablonière auf dem Canapé, von den verschiedensten und unangenehmsten Gedanken berührt. Die dicke, unreine und feuchte Luft stellte mir die drei Tage, welche ich noch in London bleiben mußte, als eine Art von Strafe vor, die ich durchaus zu erdulden hätte. Meine Geschäfte waren abgemacht; die politischen Notizen, die ich sammeln wollte, waren mir

von allen Seiten reichlich zugeflossen: und von Abschiedsbesuchen, die durchaus nöthig gewesen wären, blieben nur zwei oder drei übrig, die in einigen Stunden füglich beendet werden mochten. Daheim wüthete die Cholera, sie konnte jeden Augenblick einen theuren Freund dahinraffen: vielleicht hatte sie es in diesem Momente schon gethan. Mich drängte es, auf meinem Posten zu erscheinen, um nicht wie ein Feigling angesehen zu werden, der eine Reise als Ausflucht benutzte, einer gefürchteten Krankheit nicht ins Auge zu blicken.

Von einer so niederdrückenden Gegenwart, von einer nicht heitreren Zukunft verdrießlich gestimmt, wollte ich eben die königliche Auflösungsrede des Parlaments in die Hand nehmen, als ein Freund ins Zimmer trat.

Es war Herr Abraham Hayward, Advocat von der Genossenschaft des Tempels, Uebersetzer des Savignyschen Buches, über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, des Goetheschen Faust's, ein Mann mit fremder Literatur höchst vertraut, und Fremden in jeder Weise ebenso nützlich, als angenehm. Ich komme, Ihnen, mein lieber Freund, eine gute Nachricht zu bringen, sagte er. Jeremias Bentham hat davon gehört, daß Sie hier sind, und wünscht, Sie kennen zu lernen.

- Nun, ich bin alle Tage bis zwölf Uhr zu Hause, sagte ich etwas unaufmerksam, und vielleicht noch immer empfindlich.

Bei diesen Worten sprang Herr Hayward einige Schritte zurück und, nachdem er zuvor, wie erschreckt gewesen war, konnte er endlich das Lachen nicht unterdrücken. Sie erwarten, sagte er etwas spöttisch, daß Bentham Sie aufsuchen wird, weil er Sie kennen lernen will, wie ich es etwa gethan habe: Sie erwarten vielleicht, daß Sie ihn werden besuchen können, wann es Ihnen beliebt. Nein, mein Herr! Bentham geht weder aus, noch empfängt er Besuche.

Nun so wird er mich wahrscheinlich kennen lernen, ohne daß er mich sieht, erwiederte ich, verletzt durch den Stolz, den die eben sich anbietende Höflichkeit als ihren Gefährten zeigte.

Die Sache liegt anders, sagte Herr Hayward. Bentham ladet Sie auf morgen um sieben Uhr zum Essen ein. Bei dieser Gelegenheit empfängt er einzig und allein Die, welche er sehen will. Diese Mittagsessen sind berühmt. Es können nur vier Personen daran Theil nehmen, denn der Tisch faßt nicht mehr.

Auf diese letzten Worte legte ich kein großes Gewicht. Was sie bedeuteten, sollte mir erst später klar werden.

Aber was kann, meinte ich, Bentham für ein Interesse haben, mich zu sehen. Ihn aufzusuchen, wäre mir nie eingefallen. Seine Schriften kenne ich nur oberflächlich aus Dumont's französischer Bearbeitung: und die Philosophie der französischen Encyclopädisten

in einem englischen Exemplare wiederzufinden, hätte ich nie für wünschenswerth gehalten.

Sie sind sehr unpraktisch, erwiederte Herr Hayward. Ich zum Beispiel würde viel darum geben, wenn mir Bentham erlauben wollte, zu ihm zu kommen.

Sie kennen ihn nicht? rief ich erstaunt.

Nicht im Mindesten: ich habe oft über ihn gespottet und ihn angegriffen, ohne daß deswegen meine Achtung vor seiner Bedeutung vermindert sey. Was er von Ihnen will, möchte ich wohl im Voraus sagen. Er weiß, daß Sie ein Gegner der historischen Schule sind, wie er immer ein Feind des geschichtlichen Englands war. Er hält Sie daher für den deutschen Bentham, und möchte einmal sein überseeisches Conterfey erblicken.

Wie wenig ich nun auch irgend von mir die Vorstellung hatte, mit Bentham die geringste Aehnlichkeit zu besitzen, so reizten mich doch seine Worte, eine Bekanntschaft nicht abzulehnen, die wegen des hohen Alters Dessen, zu dem ich geführt werden sollte, schnell gemacht werden mußte, und die für meinen ganzen englischen Aufenthalt einen interessanten Schluß darzubieten versprach. Recht gern, sagte ich daher nach einer Pause, will ich morgen mit Ihnen zu Bentham gehen.

Nicht mit mir, meinte Herr Hayward: ich bleibe ganz aus dem Spiele, aber ich werde Sie einem Freunde, einem Redacteur des Examiners, überliefern,

der zu den Flügeladjudanten Benthams gehört, und der Sie, wie es sich gebührt, an Ort und Stelle führen soll.

Wo werde ich denn mit dieser mir unbekannten Person zusammenkommen?

An der Ecke von Pall Mall und Regentsstreet. Begeben Sie sich um halb sieben Uhr Abends hin, da werden Sie mich und Ihren Begleiter finden.

Mit diesen Worten verließ mich Herr Hayward, etwas verdrießlich, wie es schien, daß ich nicht lebhaftere Freude über die mir zugedachte Ehre gezeigt hatte, und durch Rede und Gegenrede erst mir klar zu machen versuchte, weswegen mich denn Bentham sehen wolle.

Der andere Tag und die festgesetzte Zeit erschien. Sehr pünktlich fand ich mich auf dem Rendezvous ein. Herr Hayward übergab mich mit wenigen Worten meinem Führer und empfahl sich.

Wir gingen nun Beide, der Redacteur des Examiners und ich, stillschweigend und langsam an dem James-Palaste vorüber, versenkten uns in die Straßen, die bei dem Jamespark herumliegen, und wären, ohne irgend ein Wort mit einander gewechselt zu haben, zu Bentham gekommen, wenn mir nicht daran gelegen gewesen wäre, vor dem Eintreten einige Kenntniß von der Lebensweise des Mannes zu erhalten, zu dem ich gebracht werden sollte.

Geht Bentham nie aus? fragte ich.

Niemals.

Empfängt er häufig Fremde?

Nur höchst selten, und dann müssen sie was gethan haben.

Arbeitet er fleißig in seiner Einsamkeit?

So rüstig in seinem acht und achtzigsten Jahre, wie in seiner Jugend. Er macht Vorschläge über Alles, was sich in der Gesetzgebung bewegt, und nachdem er in seinem Alter sich bewahrheiten sieht, was er nie in seiner Jugend hätte erwarten dürfen, ist er, wo möglich, noch unzufriedener mit Dem, was geschieht, als mit Dem, was gewesen ist.

Und was müßte ich, meinen Sie, thun, um ihn zu bewegen, sich recht zu öffnen, und sein ganzes Wesen mitzutheilen?

Sie müssen ihm nie widersprechen, auf ihn, wie auf ein Orakel hören, und Das, was er Ihnen sagt, wie zustimmend wiederholen, um neue Entwickelungen von ihm zu erlangen.

Hier wurde die Unterredung durch das Rasseln mehrerer Wagen unterbrochen, und ich war im Stande, einsame Betrachtungen über meine heutige Zusammenkunft mit Bentham anzustellen. So viel ich diesen Mann bisher kannte, war er ein Geschöpf des achtzehnten Jahrhunderts, das er noch mit allen in demselben gültig gewesenen Abstractionen darstellte. Der Nutzen war ihm der Hebel aller menschlichen Dinge: Göttliches und Schönes verschwanden in dem großen Tiegel, aus

dem nur gemünztes Metall hervorging: die historischen Unterschiede, die volksthümlichen Besonderheiten, waren in seiner Vorstellung ausgelöscht und sollten nicht wieder zur Erscheinung kommen. Aber trotz allem dem war er ein Engländer im festesten und entschiedensten Sinne des Wortes: seine freiesten Allgemeinheiten waren englisch zugeschnitten, seine Logik und Philosophie die Vorhumesche, und sein Leben selbst hatte mehr durch die Zurückgezogenheit, als durch Antheil an den Bewegungen der Geschichte eine Auszeichnung erlangt. Dagegen hatte ich immer in der Geschichte nur ihr Inneres, und ihre geistige Verschiedenheit erkennen wollen; nie war ich mit einem einzigen Maaße an ihre Entwickelung gegangen, und Gleichmacherei war mir wie Geistlosigkeit zuwider.

Eben war ich im Begriffe, mich auszumalen und, wie ich glaube, nicht häßlicher, als ich war, darzustellen, als wir in das Haus eintraten.

Man durchschnitt einen kleinen Garten, um zu demselben zu kommen, und an der Thüre empfing uns ein Bedienter. Mein Begleiter sagte ihm einige Worte ins Ohr, und sofort wurde unten ein Zimmer geöffnet, in welchem wir Bentham erwarten sollten.

Nachdem mein Begleiter und ich hier wieder ungefähr eine Viertelstunde ganz einsylbig zugebracht hatten, hörten wir einen langsamen Tritt auf der Treppe, und nach einigen Minuten befand sich Bentham unter uns.

Er zeigte mir eine alte, aber kräftige Physiognomie, ein Gesicht, das wie aus der Antike geschnitten war, und mit den englischen Charakteren wenig Gemeinschaft hatte. Sein Gang war nach der linken Seite zu, etwas wankend, und ein Stock half nach, da wo die eingeborne Kraft zu sinken schien. Sein blaues und großes Auge zeigte weder von einem langen staatsmännischen, noch von einem beschaulichen Leben, sondern von dem Wunsche, mit dem Bewußtseyn des eigenen Werthes auch in den Augen Anderer etwas gelten zu mögen. Er betrachtete mehr meinen Begleiter als mich, und fragte ihn laut. Ist das Herr Gans?

Das ist er, sagte dieser.

Nun, so freue ich mich, den eifrigen, beständigen, und, wie ich hoffe, auch nicht unsiegreichen Gegner der historischen Schule kennen zu lernen.

Sie thun mir zu viel Ehre an, mein Herr, wenn Sie mich zum Haupte einer Partei machen, durch deren Bemühung irgend etwas Oeffentliches hat zu Stande gebracht werden sollen. Der Streit, der zufällig durch mich sich entzündete, ist ein rein wissenschaftlicher, und zwar ist er nicht gegen die Geschichte gerichtet, sondern lediglich gegen die Weise, wie die Geschichte anzusehen sey.

Halten Sie auch noch etwas von der Geschichte, dieser Stütze aller Geistlosigkeit, diesem Blatte, wo Verstand und Dummheit auf gleiche Weise eingeschrieben

werden, und die letztere häufig den Sieg erringt. Sehen Sie unsere Vorurtheile, unsere Narrheiten, unsere Einbildungen und unsere Fortschritte an, und sagen Sie einem Engländer, daß Sie die Geschichte lieben.

Und dennoch würde ich es gerade hier sagen, daß ich es thue, erwiederte ich, denn wenn auch in keinem Lande von Europa so viele alt eingewurzelte Berechtigungen zu finden sind, wie gerade hier, so giebt es doch auch keines, in dem historische Ueberbleibsel so ehrwürdig, ja ich möchte sagen, Vorurtheile selbst, so wesenhaft und so einschmeichelnd erschienen.

Pah. Lassen Sie uns einen Gang durch den Garten machen. Die Geschichte modificirt sich, während man geht, setzte er spöttisch hinzu.

Und so gingen dann Bentham, der Redacteur des Examiners und ich, sechs bis siebenmal in dem kleinen Garten auf und ab, ohne daß meine Ansichten über die Geschichte sich irgend ermäßigt hätten. Bentham fragte seinen Freund viel nach den Neuigkeiten des Tages, beurtheilte die Thronrede, welche er über die Maaßen lächerlich fand, und schien sich so doch mehr geschichtlichen Eindrücken zu überlassen, als man von ihm zuerst hätte annehmen dürfen. Hier hatte ich denn auch Gelegenheit zu sehen, wie ein hoher und sich ganz offen darthuender Grad von Eitelkeit des in gewisser Weise höchst schätzbaren Mannes sich nach und nach bemächtigt hatte. Kennen Sie Lord Brougham, oder kennen Sie den

Fürsten Talleyrand? fragte er mich mehrere Male, und ohne sich daran zu erinnern, daß er schon oft dieselbe Anfrage gemacht hatte. Er wartete meine Antwort nicht ab, und bemerkte dann sofort, daß Brougham eigentlich sein, wenn gleich jetzt abgefallener, Schüler wäre, daß alle Reformgedanken von ihm selber gekommen seyen: nur nicht die heutigen, die weiter nichts, als die weiße Farbe bedeuteten, womit man den schmutzigen grauen Parlamentstisch angestrichen habe. Talleyrand sey sein alter Mitbürger, wie Lafayette, denn er, Bentham, sey, wie Thomas Payne, zum französischen Citoyen ernannt worden, und habe früher mit Beiden in nahen Berührungen gestanden. Als er nun in weitere Erzählungen von seinen Verhältnissen zur constituirenden Versammlung und zur Convention eingehen wollte, rief der an der Thür des Hauses stehende Bediente, daß angerichtet sey. So kommen Sie, meinte Bentham: wir bleiben ja noch bei einander.

Wir stiegen nun eine kleine Treppe hinauf und befanden uns in einem ziemlich geräumigen Arbeits- und Bibliotheksaal. Unten war Alles mit Büchern angefüllt: aber nicht wie sonst bei den Engländern, mit reichen Ausgaben von Classikern, sondern mit Werken aus allen Sprachen, besonders aber spanischen und portugiesischen. Dicht bei den Büchern stand Benthams Arbeitstisch, an dem er noch jetzt den größten Theil des Tages zuzubringen fortfuhr. Mitten im Zimmer waren

zwei sich schlängelnde Treppen angebracht, wie man sie in französischen Kaffeehäusern zu sehen gewohnt ist. Sie führten zu einer Erhöhung, von der man eine Aussicht auf die unten stehenden Bücher hatte, und auf welcher sich ein Tisch befand, an dem vier Personen gerade zu sitzen vermochten; zu uns Dreien hatte sich im Bibliothekszimmer noch Benthams Secretair gesellt, der bei unserem Mittagsessen den stummen Zuschauer abgeben sollte. Wie ein Licht ging es mir nun auf, was Herr Hayward mit seiner mysteriösen Rede, daß der Tisch nicht mehr, als vier Personen fasse, habe sagen wollen. Es war nämlich außerdem kaum so viel Platz, daß der Bediente, welcher die Schüsseln keuchend heraufstrug, den Weg um den Tisch zu machen vermochte. Wir wollen nun ans Essen gehen, meine Herren, sagte Bentham, Sie mit Geschmack, und ich ohne diesen.

Was wollen Sie damit sagen? meinte ich.

Daß ich schon seit zehn Jahren mein Geschmacksorgan verloren habe, daß ich nicht weiß, was sauer, süß, bitter oder salzig ist, und daß, was ich esse, mir insofern gleichgültig erscheint. Meine Freunde, setzte er lächelnd und beinahe etwas spöttisch hinzu, würden es freilich lieber sehen, wenn ich den Geschmack für das, was sie thun, verloren hätte, wenn ich die Reformpille, die sie jetzt dem englischen Volke eingeben, für vortrefflich hielte, bloß weil ich nicht wüßte, wonach sie schmeckt. Mit

dem politischen Gaumen weiß ich aber noch das Bittere vom Süßen zu unterscheiden.

Die Angriffe auf die Reformbill ärgerten mich, der ich damals ein entschiedener Anhänger des Ministeriums des Lord Grey war, und ein plötzliches Vernichten aller historischen Grundlagen des alten Englands für ebenso unmöglich als geschmacklos und unpoetisch gehalten hätte.

Was geht der jetzt im Oberhause verworfenen Reformbill ab, fragte ich? Hätten Sie vor zwanzig Jahren dergleichen erwarten dürfen, oder wäre es vor vier Jahren Canning irgend eingefallen, daß das nächste Lustrum nach seinem Tode die Abschaffung der Test- und Corporationsacte, die Emancipation der Katholiken, und die immanente Nothwendigkeit der Reformbill vor Augen haben dürfte?

Gilt Ihnen auch der Sohn der Schauspielerin noch etwas? erwiederte Bentham mit einem Gesichte, das eben sauer zu werden anfing, und mit einem verachtenden Tone, welcher zeigte, wie wenig der radicale Mann sich von seinen angebornen Vorurtheilen loszumachen gewußt hatte. Der Sohn der Schauspielerin, setzte er hinzu, hat im Mutterleibe schon die komödienhafte Fähigkeit erworben, Gesinnungen anzuziehen, wie sie die Titelrolle des Stückes gerade nöthig macht; der überpittische Tory hat in den letzten Jahren seines Lebens recht gut den zürnenden Whig gespielt, und als er sagte,

daß er das Geheimniß besitze, zu allen Völkern zu sprechen, da glaubte das Parterre es ihm aufs Wort, und die Franzosen, die auch nur Worte und Redensarten wollen, schlugen eine Medaille auf ihn. Der Mann, den Sie als eine gewichtige Autorität citiren, starb auch wie ein Schauspieler an der Kabale, denn seine Hauptrolle, den ersten Lord der Schatzkammer, gönnten ihm die Mitspielenden nicht.

Wenn ich auch über Canning ganz anders denke, wie Sie, versetzte ich, durch die heftige Gegenrede besonnen geworden, so können wir doch den Todten ruhen lassen. Aber die Reformbill, deren Gang und Entwickelung zu beobachten ich hergekommen bin, werden Sie mir so leicht nicht herabsetzen.

Also der Reformbill wegen sind Sie hergekommen, um zu sehen, wie die Vierzigschilling-Freisassen nun zweihundert Schilling bezahlen müssen, wie zehn Pfund-Miether wählen dürfen, und wie East Retfort künftig Birmingham heißt. Sie sind hergekommen, um zu bemerken, wie vernunftlose Zustände, weil sie einige Ringe ihres Daseyns verlieren, sich gern sofort vernünftige nennen möchten. Was kann eine solche Reformbill nützen? Werden wir weniger Arme haben, als zuvor? Wird Irland dadurch satter? Werden die Lebensmittel wohlfeiler, und die Pfaffen weniger feist seyn? Ich kann den Nutzen einer Maaßregel nicht einsehen, die nur eine veränderte Decoration ist, und die

räuchrige Stube Englands in einen Saal verwandelt, der wahrlich keine besseren Sitzplätze enthält.

Geschichtliche Zustände, bemerkte ich dagegen, können da, wo sie eingewurzelt sind, und in Sitte und Leben ihre Berechtigung und Anerkennung gefunden haben, nicht anders verwandelt werden, als es hier geschieht. Würde ein Wahlgesetz, wie in Frankreich, gegeben, verführe man nach dem Maaßstabe der Bevölkerung des Territoriums oder der Abgabe, so setzte solches ein vorher gleichgemachtes Land voraus, wovon sich in England noch keine Spur zu finden scheine. Hättet ihr Engländer nicht eure glorreiche Revolution gehabt, wäre es den Stuarts gelungen, nach dem Muster und Beispiel Ludwig des Vierzehnten, eure Freiheiten in die Säule der absoluten Gewalt einzubauen, so würden eure Reformen leichter, umfassender und geschmeidiger seyn dürfen.

Pah! Und wenn Ihr so gut wisset, was uns fehlt, und woran wir leiden, was kommt ihr, uns zu sehen? Wollt ihr ein Krankenhaus betrachten, um eure medicinischen Kenntnisse zu bereichern, und namentlich herauszubringen, welche Gebilde der chronische Wahnsinn erzeuge. Wir müßten vielmehr in euer Land uns begeben, wo die Gesundheit durchgängiger Reform seit beinahe einem Jahrhundert herrschend ist, und das Volk mit seiner Regierung so zusammengewachsen erscheint, daß keine Abweichung bemerklich wird. Was wollen

alle unsere Kirchenverbesserer, unsere Zehntenaufheber gegen die Energie eures Mannes mit dem Zopfe bedeuten?

Unseres Mannes mit dem Zopfe? erwiederte ich. Verstehen Sie etwa Friedrich den Großen darunter.

Nein, ich verstehe darunter jenen hartnäckigen, beständigen und tapferen Prediger des göttlichen Wortes, der seine Tracht des gewöhnlichen Lebens auch auf der Kanzel nicht verlassen wollte, und vor Gott erschien, wie er vor den Menschen zu erscheinen pflegte. Mit solcher Größe können weder Brougham, ich muß sagen, wie er heute ist, noch Stanley, noch Grey, noch Althorp in die Schranken treten.

Mir fiel nun auch nach und nach der Mann ein, von dem hier gesprochen wurde, nämlich der Prediger Schulze auf Gielsdorf, der unter dem Namen Zopfschulze den Lesern bekannt seyn wird. Was mich aber in Erstaunen setzte, war, ihn in der Erinnerung eines englischen Rechtsphilosophen, von dem Glanze einer Bedeutung umgeben, die ihm bei uns abging, wiederzufinden.

Woher ist Ihnen dieser Mann und seine nicht sehr verbreitete Geschichte zugekommen? fragte ich.

Als ich in Berlin war, sagte er, machte diese wichtige Geschichte den Hauptgegenstand der Unterredung aus. Ich habe Berlin auch gesehen, als euer großer König darin leuchtete, wie ich von Polen zurückkam.

Mir fiel hier etwas spät der Rath ein, den mir der Redacteur des Examiners gegeben hatte, nämlich Bentham nicht zu widersprechen, und seine Entwickelungen ruhig durch Zuhören zu unterstützen. Diesmal that ich also nichts, was den Anschein einer Entgegensetzung haben konnte: ja, ich erlaubte mir nicht einmal eine Frage; Bentham erzählte nun viel von den gesetzgeberischen Vorschlägen, die er damals der Republik Polen gemacht hatte: er ging dann zu seinen Verhältnissen mit den spanischen und portugiesischen Cortes über, berührte die Entstehungsgeschichte seiner three tracts, relative to the spanish and portugueze affairs, und konnte nicht oft genug wiederholen, wie er damals, namentlich in der Versammlung der portugiesischen Cortes, anerkannt und geehrt worden wäre. Um diese seine Anführungen zu unterstützen, lief er mehrere Male mit der Behendigkeit eines Jünglings die Treppe zur Bibliothek auf und ab, holte die Quartanten der Cortesverhandlungen herauf und zeigte schwarz auf weiß, wie damals über ihn geurtheilt worden sey. So endigte er seine lange Rede endlich mit den Worten: In Polen, in Frankreich, in Spanien und Portugal, und vor Allem in meinem Vaterlande habe ich immer gegen die historische Schule gekämpft.

Es schlug zehn Uhr, und mein Begleiter machte mir ein Zeichen, daß die Stunde des Aufbruchs gekommen sey. Ich hatte während des langen Gesprächs den alten, kräfti-

gen und redseligen Mann lieb gewonnen, und es wurde mir schwer, mich schon von demselben trennen zu müssen. Ich ging auf ihn los und sagte ihm: Hoffentlich werde ich Sie nach einigen Jahren eben so rüstig und wohl bei einem abermaligen Besuche dieses Landes wiederfinden.

O ja, erwiederte er, die Hand drückend: ich fühle noch nichts von dem schwarzen Gespenst in mir, das man Tod nennt.

Mein Begleiter führte mich nun auf dem kürzesten Wege zum Platz vor der Westminster Kirche: hier setzte ich mich in eine hackney coach, und kehrte sinnend über den interessanten Abend in meine Wohnung zurück.

Den anderen Morgen sandte mir Bentham einige Pamphlets, die er bei Gelegenheit der Reformbill hatte drucken lassen; als Beilage aber ein Manuscript gegen die historische Schule, das freilich auf unsere Verhältnisse keine Anwendung hat, das ich aber wie eine ehrwürdige Reliquie bewahre.

Wenige Monate nachher, nachdem er noch das Vergnügen gehabt hatte, den Fürsten Talleyrand an seinem viersitzigen Tische zu empfangen, starb der alte Jeremias, und der Tod, als der älteste Reformer, welcher lebt, trug den Sieg über den reformirendsten Engländer davon, der jemals existirt hatte.

Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Unter den vielen Vorzügen, die ein Aufenthalt in Paris darbietet, darf auch der nicht zu gering angeschlagen werden, daß man durch eigenthümliche Wahlverwandtschaften mit Landsleuten in Verbindung kommt, die einem das Vaterland, welches keinen gemeinsamen Mittelpunkt besitzt, auf ewig entzogen haben würde. Gehört man einem bestimmten, zum Beispiel dem gelehrten Stande an, so dürfte es schwierig seyn, nicht sehr bald zu wissen, was die Heimath von gleicher Farbe und Gestalt der Welthauptstadt zugeführt hat, und der enge Kreis, in dem sich Personen eines gewissen Faches trotz der weiteren Umgebung bewegen, macht ein Zusammenkommen unvermeidlich.

Als ich eines Tages nach Mitternacht in den kleinen Zimmern des Malers Gerard auf- und abging, bemerkte ich einen älteren Mann, und eine dem Ver-

hältniß nach junge Frau, die zwar hin und wieder an dem herumsummenden Gespräche Theil nahmen, aber nicht mit derjenigen Lebhaftigkeit, die ihnen sonst wohl zuzuschreiben gewesen wäre. Sie schienen sich etwas unbehaglich bei dem losen und häufig wechselnden Faden des Gespräches zu fühlen, und an eine derbere und zugleich gemüthlichere Grundlage gewöhnt zu seyn. Ich wagte es nicht sogleich mich ihnen zu nähern, als aber einmal die Frau von ihrem Manne getrennt war, und durch Alexander v. Humboldt einigen Damen vorgestellt wurde, trat ich an den älteren Herrn heran, und sagte ihm auf Französisch eine jener gleichgültigen Redensarten, womit man überhaupt nur ausdrücken will, daß man ein Gespräch anknüpfen möchte. Hier war es die: Es ist sehr heiß in diesen Zimmern. Das ist auch meine Empfindung, antwortete der Mann auf Französisch, aber, setzte er auf Deutsch hinzu: da mir gesagt wird, daß Sie ein Deutscher sind, so wird es wohl besser seyn, in der Muttersprache sich zu verständigen.

Bald waren die Namen mit einander ausgetauscht, und ich vernahm, daß ich den berühmtesten deutschen Buchhändler, den Freiherrn von Cotta, vor mir hatte. Schon seit vielen Jahren hatte ich gewünscht, mit demselben bekannt zu werden, ohne daß je eine Gelegenheit zur Erfüllung dieses Begehrens sich aufgewiesen hätte. Dreimal war ich in Stuttgart gewesen, das

Letztemal sogar, nachdem ich schon als Schriftsteller aufgetreten war. Allein kann sich doch ein Deutscher nicht vorstellen, und so war ich denn immer aus der würtembergischen Hauptstadt abgereist, ohne den Papst derselben gesehen zu haben. Aber solche Schwierigkeiten löst dann der Zufall auf die unerwartetste und glücklichste Weise, und die Sphäre der Pariser Geselligkeit beweist erst den Deutschen, daß sie sich zu finden haben.

Herr von Cotta war nach Paris gekommen, um gewisse große Unternehmungen, die er gemacht hatte, z. B. das Gausche Werk über Nubien, ihrem Ende näher zu bringen, und in seiner Gesellschaft befand sich nächst der liebenswürdigen und munteren Frau einer meiner früheren und älteren Bekannten von Heidelberg her, nämlich Sulpiz Boisserée. Wir trafen uns von nun an häufig in manchen Abendgesellschaften. Bei Raoul Rochette und Abel Remusat wurden die deutschen Großmeister der Gelehrsamkeit richtig zu würdigen und zu stellen gesucht, und da es sich gerade um die Aufnahme Creuzers in das Institut handelte, so wurde auf Boisserée's und Cotta's Urtheil gar Mancherlei gegeben. Eine rege Neugier, so möchte man wohl vorzugsweise das erwachte Streben nennen, that sich damals in Paris in Beziehung auf deutsche Literatur kund; jeder Schriftsteller schien ein Repräsentant jener fast noch unbekannten, und deswegen höher ge-

schätzten Größe zu seyn. Cousin hatte durch lebhafte und vielsagende Geberden zu verstehen gegeben, daß er die deutsche Hieroglyphensprache kenne. Guignault versuchte es eben, Creuzers Symbolik in das Französische zu übertragen, und dadurch klarer und deutlicher zu machen. Böckhs Staatshaushaltung der Athener war bei den Antiquaren ein Gegenstand wahrer Bewunderung geworden, und wenn in der Rechtswissenschaft die sogenannte historische Schule noch in hohen Ehren stand, so fingen die Franzosen doch schon an, Rücksicht auf die sie bekämpfenden Bestrebungen zu nehmen. Ich will gar nicht einmal von dem Antheile sprechen, den unsere großen Dichter, Schiller und Goethe, in Frankreich fanden, aber der Mann, der gleichsam als ein Dritter in diesem Bunde stand, der diese Heroen vom Anfang ihrer dichterischen Laufbahn an befördert und ins Werk gesetzt hatte, konnte wohl einen Abglanz ihres Ruhmes für sich in Anspruch nehmen.

Ich will hier einen Augenblick den Faden meiner Erzählung unterbrechen und mich zu der Schilderung des Herrn von Cotta wenden, den ich nachher in Berlin, wo er wegen des baierischen und würtembergischen Anschlusses an den Zollverein einen längeren Aufenthalt nahm, näher zu betrachten Gelegenheit hatte, und mit dem ich späterhin bis an sein Ende in freundschaftlichster Verbindung stand. Wie alle Männer, die

sich von geringen und unscheinbaren Verhältnissen zu einer bedeutenden Stellung durch inwohnende Kraft heraufgearbeitet und gewunden haben, trug er noch immer die Spuren und Merkmale dieses Anfanges in sich. Er war in seinem Wesen höchst einfach, und hatte selbst bei veränderter Lage und Ausdehnung seiner Geschäfte den äußeren Apparat derselben nicht vermehrt. Ein Diener, der allein die ausübende Gewalt vorstellte, war nach wie vor, trotz dem wachsenden Umfange der Unternehmungen, Besorger der äußeren Angelegenheiten geblieben; die sich immer mehr häufende Correspondenz nicht bloß in buchhändlerischen, sondern auch in so vielen öffentlichen und Privatgegenständen, wurde von Cotta selbst und im Nothfalle von seiner Frau besorgt, die eben so gewandt zu solcher Aushülfe, wie liebenswürdig im gesellschaftlichen Verkehre war. Genau rechnend, und man könnte sagen, sogar etwas geizig in kleinen Dingen, in Portoausgaben und in dergleichen mehr, war er wie verändert, wenn es sich um eine Unternehmung, um einen möglichen Fortschritt in wissenschaftlichen und öffentlichen Angelegenheiten handelte. Traf der Vorschlag mit Dem, was ihm recht und nützlich schien, zusammen, so war auch von weiter keinem Abdingen die Rede mehr; er bewilligte in der Regel, was gefordert wurde, und freute sich mehr noch, wie der proponirende Autor, des abgeschlossenen Geschäfts. Daß die Hoffnung auf Gewinn entfernt war, wollen wir nicht

behaupten, aber das Interesse an den Sachen war so schön damit verschmolzen, daß man nicht sogleich an kaufmännische Berechnung erinnert wurde. Wie viele Vorschüsse hat Cotta nicht den Schriftstellern gemacht, um sie nur auf die Bahn des Arbeitens zu geleiten, wie leicht war er in der Bewilligung solcher Anleihen an die schlechtesten Debitoren überhaupt, und wie schwierig und eng, wenn es sich darum handelte, einen Brief von ihm zu bekommen, der oft den wochenlangen Umweg der Kummerschen Buchhandlung in Leipzig machte. Auch in der äußeren Ausstattung seiner Verlagsartikel hatte er noch die dürftige Weise älterer Buchhändler beibehalten, und selbst unser erster Dichter ist in einem Gewande erschienen, das weder der Nation, noch seiner selbst würdig war.

Eines Tages hatte ich mich lange in dem Louvre aufgehalten, um einige Meisterstücke der italiänischen Schule recht genau in Augenschein zu nehmen. Als ich gerade fortgehen wollte, trat Cotta mit seiner Frau und Boisserée ein. Cotta, der weniger Liebhaberei für Bilder, als Lust zu menschlicher Unterhaltung haben mochte, nahm mich, den Weggehenden, beim Arm, und ersuchte mich, so lange mit ihm in den schönen Sälen auf- und abzugehen, bis seine Frau in Gemeinschaft mit dem erklärenden Boisserée einige Gemälde würde besichtigt haben. Wir sprachen von der deutschen Literatur, von den Hoffnungen, die der Buchhandel hegen

dürfe, auch nach Frankreich einen Ausweg zu erhalten, und da ich noch niemals Cotta ein Anerbieten gemacht hatte, was ich für aufdringlich, und dem guten Tone zuwider hielt, so war ich sehr überrascht, Folgendes von ihm zu vernehmen.

Werden wir denn gar nicht einmal zusammenkommen? sagte er im freundlichsten Tone.

O Gott, mir kann nichts Angenehmeres begegnen. Mein Erbrecht befindet sich in sehr schwachen und unkräftigen Händen, und gern würde ich Ihnen die weiteren Bände antragen.

Und hätten Sie keine sonstigen Plane oder größere Unternehmungen?

Einen recht umfassenden, nur würde es zu weitläuftig seyn, ihn hier in Frankreich vorzutragen. Erlauben Sie mir, auf meinem Rückweg nach Berlin über Stuttgart zu gehen, und mich dort mit Ihnen darüber zu besprechen.

Es sey, und wann denken Sie zu kommen?

Gegen Ende dieses Jahres (wir waren im Monat Juni). Wenn nicht unerwartete Umstände dazwischen treten, werde ich gewiß nicht ausbleiben.

Wir gingen auseinander und sahen uns jetzt seltener. Einige Wochen nachher reiste Cotta ab, und im Gewühle meiner Arbeiten und Bekanntschaften hatte ich meinen Plan, ja sogar meine beabsichtigte Reise nach Stuttgart bald vergessen.

Aber als wir Anfangs December unsere Anstalten zur Rückreise in die Heimath treffen wollten, bekam einer meiner lieben Reisegefährten und Freunde, Hotho, Lust, gelegentlich Correspondenzen für's Morgenblatt zu schreiben, um durch Ausführung seiner Kunstansichten eine gewisse Uebung im Darstellen zu gewinnen. Ich selbst mochte ihn diesem Plane nicht abgeneigt machen, und so kam mir gleichsam durch die Zwecke eines Freundes meine frühere Zusage wieder in den Sinn. Was ich Cotta vorzutragen haben würde, arbeitete ich auf der Mallepooste nach Straßburg im Stillen aus, setzte es in die gehörigen Worte, und kam wohlgewaffnet und versehen in Stuttgart an.

Als ich den andern Morgen in Cottas Zimmer trat, da war seine erste Frage:

Nun, welcher Plan ist es, den Sie mir von Frankreich mitbringen, und der nach so vielen Monaten jetzt ein gut ausgetragenes Kind seyn muß?

Es ist der Gedanke einer in Berlin zu stiftenden Literaturzeitung, erwiederte ich. Die deutsche Literatur hat bei allem Reichthum ihrer sich immer steigernden Entwickelung noch nicht dazu kommen können, einen Mittelpunkt zu gewinnen, der sie nicht beherrschen, aber vereinigen soll. Namentlich ist dieses von der kritischen Seite derselben zu sagen. Die bisher entstandenen Literaturzeitungen haben meistens eine große extensive, *aber gar* keine intensive Bedeutung. Wenn sich auch

die Wiener Jahrbücher durch oft gediegene Aufsätze von den übrigen unterscheiden, so ist bei den wenigen Schriften eines beschränkten Inhalts, über welche sie sich erstrecken, eine allgemeine Wirkung nicht anzunehmen; in den Heidelberger Jahrbüchern, und in der Halleschen Zeitung kommen wichtige kritische Abhandlungen nur als sporadische Ausnahmen vor, und die durchaus verbreitete Sitte, dem Buche eines genannten Autors eine anonyme Recension entgegen zu setzen, führt zu hämischen Angriffen, zu einer Verstecktheit, der vor allen Dingen die Literatur am Meisten fremd seyn sollte, und in Folge dieser Zustände zu einer Anarchie, die man doch am Ende durch Anstand, Ton und Würde zu bezwingen suchen müßte. Berlin hat sich in den letzten Jahren als eine neue Universität aufgethan; hier sind die mittelaltrigen Formen abgestreift; eine Reihe berühmter Lehrer hat die heranwachsende hohe Schule bereits zu einer der ersten der Welt erhoben, und es läßt sich nicht begreifen, warum nicht auch hier für eine neue Wendung des Recensirwesens Kräfte und eine sich darauf beziehende Initiative gefunden werden könnten. Ich weiß zwar sehr wohl, daß man schon oft daran gedacht hat, man hat es aber immer falsch angefangen. Zuerst schrieb man Abhandlungen, und machte, wie das in Deutschland immer gleich geschieht, große Pläne: die Ausführung sollte hinterherkommen und unterblieb. Wir müßten es gerade umgekehrt beginnen, wir müß-

ten mit der Sache anfangen, und die weiteren Anordnungen daraus hervorgehen lassen.

Als ich diese Rede beendigt hatte, war mir gleichsam ein Stein von der Seele gewälzt; ich hatte mich zwar lange vorher darauf vorbereitet, ich wußte aber nicht, ob ich im Augenblicke das Richtige würde treffen können, und ob der Wunsch, Alles zu sagen, dem Einzelnen nicht hinderlich seyn dürfte. Herr von Cotta ging, während ich sprach, im Zimmer auf und ab, endlich sagte er:

Mir scheint Ihr Vorschlag höchst wichtig, höchst bedeutend, nur zwei Bedenken werden Sie mir verzeihen. Das eine ist gegen mich, das andere gegen Sie gerichtet. Werden die Berliner Gelehrten, die Sie nothwendig dazu ziehen müssen, wird der Staat, der nicht ganz gleichgültig dabei seyn kann, werden endlich die dortigen Buchhändler es gern sehen, daß eine preußische Unternehmung in die Hände eines auswärtigen und ziemlich entfernten Mannes gelangte? Und was Sie betrifft, trauen Sie sich die Kraft und ich möchte auch sagen das Glück zu, einige hundert Männer zu gewinnen, die doch von Hause aus ein so weitschichtiges Beginnen zu unterstützen haben? Ueberlegen Sie sich beiderlei Einwände.

Beides habe ich mir schon lange überdacht, erwiederte ich. Gegen das erste Bedenken wird es hinreichend zu bemerken seyn, daß Berliner Buchhändler sich

bisher sehr säumig und furchtsam, ein solches Unternehmen zu beginnen, gezeigt haben. Die Sandersche Buchhandlung hatte es einmal proponirt, ohne Kraft und Mittel zu besitzen, anderen ist es nicht eingefallen, darauf aufmerksam zu machen. Dann aber ist die Sache eine deutsche und keine preußische. Wir würden ohne die Beihülfe deutscher Gelehrten von allen Enden des Vaterlandes keinen Augenblick der Literaturzeitung Eingang zu verschaffen wissen, und für ein deutsches Unternehmen ist wohl vor allen Dingen der deutsche Buchhändler κατ᾽ ἐξοχὴν gefordert. Was mich betrifft, so darf ich es freilich am Wenigsten wagen, Ihr Bedenken zu beseitigen, aber wir werden gar nicht anfangen, ehe nicht eine bedeutende Anzahl von Theilnehmern sich einfindet, und so liegt gleich in der Eröffnung die Bürgschaft des wenigstens gelehrten Erfolges.

Nun wenn Sie so guten Muthes sind, so geziemt es sich für mich nicht, an dem Gelingen zu zweifeln. Sie bleiben doch noch einige Tage in Stuttgart, wir wollen die Bedingungen feststellen, das Uebrige muß der Correspondenz überlassen bleiben. Essen Sie morgen Mittag bei mir, aber Punkt zwölf; von dem Unternehmen reden Sie nicht, denn ein Erfolg hängt immer von der Verschwiegenheit ab.

Den anderen Tag kam ich und meine Reisegefährten Hotho und Decker, die inzwischen Cotta vorge-

stellt worden waren, zur bestimmten Zeit. Sulpiz Boisserée, Wolfgang Menzel und Gustav Schwab waren außer uns zugegen, und ein lebhaftes Gespräch, das die Literatur, die Völker und die Politik umfaßte, erhob sich zwischen uns. Gerade war die Nachricht von dem plötzlichen und unerwarteten Tode des Kaisers Alexander eingetroffen, und die Wendung, die diese Begebenheit den europäischen Angelegenheiten geben möchte, was Constantin, der damals noch als Kaiser betrachtet wurde, für Aenderungen einzuführen für gut finden würde, beschäftigte alle den öffentlichen Dingen zugewandten Gemüther. Die Gegenwärtigen huldigten ganz verschiedenen Ansichten, und so gab es Gelegenheit zu Angriffen und Vertheidigungen, die im Ganzen jedoch nicht in Bitterkeit übergingen. Wir trennten uns ohne Säure, und ich folgte Cotta in sein Kabinet, um Weiteres über unsere Unternehmung mit ihm zu besprechen.

Hier kam mir zum Erstenmale eine ganz wunderbare Erscheinung vor. Ich hatte eine bestimmte Forderung an Cotta gestellt, über Das, was man den verschiedenen Gelehrten anbieten sollte, er ging nicht darauf ein, aber in einem anderen Sinne, als dies gewöhnlich geschieht: er wollte das Honorar erhöht wissen.

Man muß niemals, meinte er, ein Unternehmen so *anfangen, als* wenn man gleich von Hause aus ver-

zweifelte. Das größere Honorar, das man sofort giebt, gewährt auch den Gelehrten mehr Spielraum zur Entwickelung ihrer Kräfte; das Publikum findet sich angezogen, einem Beginnen Dauer zuzumuthen, das die Anordner durch Das, was sie anbieten, selbst für begründet halten. Ich glaube Derjenige zu seyn, der zuerst den größeren Ehrensold, den Gelehrten gegenüber, einführte, und ich habe in Pausch und Bogen nie Gelegenheit gehabt, es zu bereuen. Die Literatur kann sich nur heben, wenn man sie wirklich achtet, und die Empfänglichkeit des Publikums steht in der genauesten Wechselwirkung mit dem Felde überhaupt, das man den Gelehrten eröffnet.

Meine Erfahrungen in diesem Punkte waren so gering und Alles, was ich hätte sagen mögen, verschwand so völlig der gewiegten Autorität gegenüber, die ich vor mir hatte, daß ich mich in meine gezwungene Gehaltserhöhung fand. Alles Andere wurde bald abgemacht, unentschieden allein blieb, ob wir die Zeitschrift in Monatsheften oder in Wochenlieferungen herausgeben sollten, und ob sie in Augsburg oder in Berlin gedruckt würde.

Auf meiner Rückreise nach Berlin beschäftigte mich kaum etwas Anderes, wie die Literaturzeitung; dieselbe war fertig, aber ein Schiff ohne Wasser, ein Staat ohne Land und Bewohner, eine Möglichkeit ohne noch entsprechende Realität. Ich kam mir wie Don Quixote

vor, der auf den Kampf mit unbekannten Riesen losgeht, und je phantastischer das ganze Luftgebäude meiner Hoffnungen war, desto mehr war es mir erlaubt, es auszumalen, ihm fast unmögliche Schönheiten anzudichten, und eine Wirkung hervorzuzaubern, wie sie leider immer jeder Hauch der Thatsächlichkeit zerstört. Doch erschien mir auch wieder das vollkommen Abenteuerliche des ganzen Unternehmens im vollen Lichte; wie sollten die verschiedenen Parteiungen zusammengebracht, die Anarchie, die der Gelehrtenrepublik einmal eigen ist, beschwichtigt, und ein Ineinanderarbeiten bewirkt werden, das doch unentbehrliche Bedingung schien?

Doch das Leben und das Thun ist die beste Lösung aller Schwierigkeiten, die immer nur das Nichtthun als gespenstische Seifenblasen erhebt, um die Thätigkeit damit abzuschrecken. In meinem Eifer für das Unternehmen hatte ich mich doch nicht mit bloß Phantastischem abgegeben, sondern schon sehr bestimmt an die Personen gedacht, an welche ich mich wenden, und die ich zu Genossen des bald in die Welt zu Setzenden haben möchte. Es waren bloß zwei, die eine war Hegel, mein theurer Lehrer, Gönner und Freund, die andere Varnhagen von Ense, dem ich für manche Begünstigungen große Dankbarkeit schuldig war, und der mir ganz der Mann schien, um mit Geist und dauerndem Eifer eine solche Angelegenheit zu befördern.

Den Tag, nachdem ich in Berlin angekommen war, begab ich mich gleich zu Hegel und fand ihn in einem grünen Schlafpelze mit schwarzer, barettartiger Mütze, eben mit der einen Hand eine Prise aus seiner Dose nehmend, mit der andern in Papieren, die unordentlich vor ihm aufgeschichtet waren, etwas suchend.

Ei, sind Sie auch endlich wieder da? sagte er lächelnd zu mir: Wir haben Sie schon seit einem Monate erwartet; der Geheimerath Schulze glaubte, Sie würden gar nicht wiederkommen, und die Professur, um die Sie sich beworben haben, gar nicht antreten.

Man läuft ja doch gerade nicht fort, wenn man etwas später kommt, erwiederte ich, und daß ich spät komme, hat einen guten Grund. Ich treffe nämlich nicht allein ein, sondern mit einer großen berliner Literaturzeitung.

Das mag mir eine schöne Literaturzeitung seyn; wo haben Sie denn den aufgegabelt, der die unternehmen will?

Es ist eben kein schlechter Mann, es ist Cotta, dessen Bekanntschaft ich in Paris machte, und mit dem ich in Stuttgart die Sache beinahe abgeschlossen habe.

Ei der Cotta. Hat der die Horen noch nicht vergessen, und die schlechten Geschäfte, die man mit gewissen Dingen im zweiten Jahre macht, nachdem sie sich im ersten gut anzulassen schienen. Aber der Cotta versteht die Sache besser wie wir Alle, und wenn der

etwas angefangen hat, so können wir uns seiner Leitung wohl überlassen. Hat er Ihnen den Vorschlag gemacht?

Nein, eigentlich ich ihm. Ich meinte, eine Universität, wie die Berliner, könne nicht lange mehr ohne eine literarische Zeitung bleiben, und die Willkühr und das bloß Negative, das in den bisherigen Unternehmungen der Art herrscht, erfordere, daß von einem großen Mittelpunkte aus dergleichen auf positive Weise betrieben würde.

So habe ich auch gemeint, und deshalb an das hohe Ministerium schon vor Jahren einen Aufsatz abgegeben, worauf indessen bis jetzt noch keine Resolution erfolgt ist. Will man dort nicht anbeißen, so können wir es ja unter uns machen. Besorgen Sie nur vorerst Ihre Professur. Von dem Anderen sprechen wir noch weiter.

Der Aufsatz, auf den sich Hegel hier berief, und der jetzt im siebzehnten Theil seiner Werke (S. 368—390) abgedruckt ist, hatte allerdings im Ganzen auf die würdigere Stellung hingewiesen, die einer solchen Recensiranstalt zu verleihen sey. Aber er war von dem Gedanken ausgegangen, daß sie zu diesem Ziele nur gelangen könne, indem sie eine Staatsanstalt würde, und das **Journal des Savans**, welches schon seit so vielen Jahren besteht, und unter dem Patronate de **Monseigneur** le *garde des sceaux* (Hegel XVII. 382.) sich befindet,

war ihm gleichsam der Prototypus, auf den er hinblickte. Gegen diese Ansicht einer Staatsanstalt war ich von Hause aus. Mir schien das Ansehn, das sich Hegel davon versprach, auch zugleich durch die Steifigkeit und die Rücksichten verkümmert, welche unabwendliche Folgen eines solchen Ursprungs seyn müßten; die deutsche Gelehrsamkeit war seit drei Jahrhunderten schon so republicanisch geworden, daß es nicht gelingen konnte, ihr mit einem Male die staatliche Autorität als Vorstand aufzustellen; eine Gesellschaft, von Gelehrten gebildet, schien mir daher einen weit größeren Erfolg zu versprechen, weil ihr Ausgangspunkt selber die Wissenschaft war, die sich durch nichts Anderes vertreten läßt. Selbst das Beispiel des Journal des Savans mußte mir gegen Hegel dienen, der sich darauf stützte. Denn es war bekannt, daß unter allen französischen kritischen Blättern dieses die wenigsten Abnehmer und Leser hatte, weil die schwerpfündige Erudition, die hier in langsamer Bewegung einherschritt, nicht gut im Stande war, Eingang und Theilnahme zu finden.

Nachdem ich Hegel gesehen hatte, suchte ich Herrn von Varnhagen auf. Mein Vorschlag wegen der Literaturzeitung fand nicht bloß Anklang, sondern, was ich gar nicht hätte erwarten dürfen, eine alle meine Hoffnungen selbst überragende Stimmung. Varnhagen, der in Beziehung auf Takt, Feinheit der Darstellung und saubere Ausarbeitung des Stiles so wenig Gleichstehende

in Deutschland findet, und der durch Treue der Gesinnung, durch einen Gleichheitssinn, wie er der Wissenschaft geziemend ist, so wie durch ausdauernden Eifer, ein jedes Unternehmen heben wird, dem er sich zugesellt, nahm, was ich ihm von der Angelegenheit und von Cotta sagte, mit übersprudelndem Enthusiasmus auf. Er malte mit ganz anderen Farben, als mir zu Gebote standen, den eventuellen Erfolg aus, den diese Literaturzeitung haben könnte: wiederhergestellte Würde der Literatur, Freiheit der Ansichten und des Mitwirkens, Unparteilichkeit in der Sache, mit gewahrtem Anstande der Form nach, Verbannung der Anonymität, die wir damals noch mit unschonendem Ausdruck das Banditenwesen nannten, das waren ungefähr die Grundsätze, wie sie im Hin- und Herreden über die Sache hervortraten. Frau von Varnhagen, die geistreiche, rhapsodische und incisive Frau, belebte bei unseren Abendgesprächen die Hoffnungen, die sich kund gaben, und schickte uns, wie eine Spartanerin oder Römerin ihre Kinder in die Schlacht gesendet haben würde, dem kritischen Feuer entgegen, das wir anzünden wollten.

Einige Wochen vergingen, ohne daß Anderes geschah, wie das Besprechen über die Weise, wie man eine Gesellschaft, zu der nun auch Hegel seine Einwilligung geben mußte, zu bilden haben würde. Inzwischen hatte ich eine Professur erhalten; meine Correspondenz mit Cotta war eifrigst fortgeführt worden. Hegel und Varn-

hagen communicirten mit mir über allerlei Mittel der Ausführung, ohne daß jedoch alle Bedenklichkeiten über die sich entgegensetzenden Hindernisse gehoben gewesen wären. Ich erinnere mich sehr wohl, daß, als ich mit Hegel und Hotho in den Pfingstfeiertagen von 1826 auf einige Tage nach Potsdam ging, Hegel noch gar nicht befriedigt von Dem schien, was bisher sich gemacht hatte; er hatte allerlei Aber zu opponiren, und in seiner Gründlichkeit alle Seiten und Schwierigkeiten in allen ihren Nüancirungen betrachtend, hatten diese oft die Wirkung, die Substantialität der Sache zu verdecken. Mir war dagegen ein jedes Aber verhaßt, und weil ich mich jünger und lebhafter fühlte, so behauptete ich immer, daß wenn man einem eben erst werdenden Menschen die Schranken, die er zu durchbrechen haben würde, vorher erzählte, er niemals sich entschließen möchte, geboren zu werden.

Am 18. Julius 1826 endlich erließ Hegel, dem wir die Führung der einleitenden Schritte allein überlassen hatten, ein Circularschreiben an folgende Männer, mit denen mündliche Besprechungen schon stattgefunden hatten. Zur Universität gehörten davon Boeckh, Bopp, Dirksen, Hegel, von Henning, Fr. Hufeland, Heinr. Leo, Marheineke, Carl Ritter, von Raumer, Schultz und ich. Pohl, Johannes Schulze, Streckfuß, Varnhagen und Waagen traten diesem Vereine bei, doch hat Raumer eigentlich

nie daran Theil genommen, sondern sich von Hause aus wieder davon entfernt. In der nunmehr am 23. Julius in Hegels Hause abgehaltenen Versammlung der eben genannten Gelehrten wurde die Gesellschaft, der man den Namen der Societät für wissenschaftliche Kritik beilegte, für constituirt erklärt, dieselbige in drei Klassen, die philosophische, die naturwissenschaftliche und die historisch philologische getheilt, und für jede dieser Abtheilungen ein Secretair gewählt. Für die philosophische Klasse wurde ich, für die naturwissenschaftliche Schultz und für die historisch philologische Leo ernannt. Außerdem übergab man mir die Leitung der sämmtlichen Geschäfte in so weit, als man mich zum Generalsecretair der Gesellschaft bestimmte, worin die Verpflichtung lag, für die Ordnung des Manuscripts, für das Geldwesen und für den größten Theil der Correspondenz Sorge zu tragen. Es wurde ferner beschlossen, das Statut der Gesellschaft zu entwerfen, und damit reglementarische Verordnungen in Verbindung zu setzen. Auch diese Arbeit fiel mir zu.

In vier bis fünf Sitzungen discutirten wir mit der größten Umständlichkeit und Weitläuftigkeit die vorgeschlagenen Gesetze. Wer diesen Debatten beigewohnt, und die Schärfe bemerkt hätte, mit der im Einzelnen hin und her gestritten wurde, hätte nicht minder an eine sehr lange Dauer dieser gesetzlichen Bestimmungen glauben müssen. Es ist dies aber der Unterschied der Eng-

länder, Franzosen und Deutschen, daß die Ersten instinctmäßig an der Form halten, die zweiten dieselbe dem Inhalte vorziehen, und daß die Letzten endlich aus Liebe zu einem vermeintlichen Stoffe sich gar bald aller Form zu entschlagen wissen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich von Hause aus, wenn ich mit einer gewissen Feierlichkeit präsidiren und Ruhe gebieten wollte, das Gelächter der übrigen Mitglieder erregte. Die reglementarischen Anordnungen wurden noch eine Zeitlang streng gehalten, dann schob man sie mehr und mehr bei Seite, und endlich dachte man kaum weiter daran, daß man ein Statut besitze. Der Umstand, daß später nur die redigirenden Mitglieder an den Sitzungen Theil nahmen, daß von diesen ungefähr nur die Hälfte erschien, und daß deswegen eine gewisse Vertraulichkeit nicht ausbleiben konnte, trat der Handhabung des Reglements feindlich entgegen.

Ich will nun von den wissenschaftlichen Grundsätzen sprechen, welche in diesen vorläufigen Sitzungen festgestellt wurden. Zuerst wollte man nicht bloß einzelne Bücher anzeigen und beurtheilen, sondern zu bestimmten Perioden, am Ende des Jahres oder sonst, eine allgemeine Uebersicht des Ganges der ganzen Literatur, der neuen Entdeckungen und Fortschritte überhaupt geben. Man schloß von den wissenschaftlichen Werken, die in den Kreis der Gesellschaft zu fallen hätten, zuvörderst diejenigen aus, welche mehr dem Hand-

werke als der wahren Gelehrsamkeit angehörten. Zu ihnen rechnete man die meisten Compendien, alle Schriften über Pastoraltheologie, Schulbücher und solche Ausgaben von Classikern, die mehr zu einem Handgebrauch angefertigt waren; endlich ökonomische und technische Werke. Es sollten die Bücher nicht zufällig, und weil gerade ein Recensent dafür da wäre, beurtheilt werden, sondern man beabsichtigte gleichsam, wie vor Hochgeschwornen, die Voruntersuchung anzustellen, ob die Schrift eine wahrhaft würdige sey, die Wissenschaft bereichere, und deswegen eine Anzeige verdiene. Die Recensionen sollten vorgelesen, geprüft, und nur dann zugelassen werden, wenn sie Anstand mit Würde und Haltung des Tones zu verbinden wüßten. Endlich wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, daß Anonymität unter keiner Bedingung zu gewähren sey, daß der Richter keine Vehme üben, sondern mit seinem Namen dem Schriftsteller gegenüber stehen müsse. Diese letzte Anordnung war gleichsam die Ergänzung aller vorangegangenen Bestimmungen.

Merkwürdig ist es, und wir können die Betrachtung hier schon anschließen, daß kein einziger dieser mitgetheilten Grundsätze der Erklärung der Rechte der Schriftsteller und Recensenten, im Laufe der Zeit unangefochten stehen blieb. Nachdem ich zweimal, im Anfange des Jahres 1828 und 1829, eine Uebersicht über den *Gang der Literatur* in den Jahrbüchern zu geben ver-

sucht hatte, ging die Sitte, eine solche auszuarbeiten, unter dem folgenden Generalsecretariate vollkommen unter; man hielt sie für unmöglich, und sie war es, nach der Weise, die man eingeschlagen hatte, auch durchaus geworden. Die ausgeschlossenen Predigten, Schulbücher, Handausgaben und Compendien schlichen sich durch eine Hinterthür wieder ein, indem man das Princip geltend machte, daß unnütze Bücher durch gute Recensionen gehoben werden könnten; die Vorbeurtheilung der Bücher ging mehr in eine bloße Nennung und in ein Anerbieten von Seiten der Recensenten über; das Vorlesen der Kritiken verschwand nach einem Jahre ganz, namentlich wegen der vielen Zeit, die darauf verwendet werden mußte, und weil es bequemer schien, dem Urtheile zweier Referenten Glauben zu schenken; endlich wurde auch zuletzt die Nennung der Namen angetastet, indem man für kleinere Anzeigen die Anonymität zu gestatten und beinahe zu fordern schien.

Große Schwierigkeiten machte es, dem Kinde einen passenden Namen zu geben. Die Bezeichnung Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik wurde endlich durchgesetzt, doch nicht ohne große Discussionen, ob das Wort Berliner nicht dabei stehen müßte. Man kam darin überein, die Zeitschrift nicht in Monatsheften, sondern in wöchentlichen Lieferungen auszugeben, und nach einigem Zögern wurde auch darein gewilligt, sie in Augsburg drucken zu lassen. Die Censurfreiheit,

deren wir dort genossen, die größere Bequemlichkeit, welche Cotta dadurch haben würde, waren die Gründe, welche uns endlich bewogen.

So war denn alles Vorläufige eingerichtet, als ich im September 1826 von den redigirenden Mitgliedern der Gesellschaft Auftrag und Vollmacht erhielt, mich nach Stuttgart zu begeben, um dort mit Cotta definitiv abzuschließen, und die Zeitschrift, als im Januar 1827 erscheinend, ankündigen zu lassen. Eine Schwierigkeit war nur dabei, man wußte gar nicht, wo sich Cotta dermalen befand. Er hatte bald in München, bald in Stuttgart zu thun, war eine Zeitlang in dem Wildbade Kreuth gewesen, mochte sich auf seinen würtembergischen, bairischen oder badischen Besitzungen aufhalten, und es konnte sich leicht ereignen, daß, indem ich ihn in seinem Wohnorte aufsuchte, er zum Trotze gerade anderwärts beschäftigt war. Endlich lief ein Brief von Cotta ein, der ebenfalls nichts Bestimmtes über seinen Aufenthalt meldete, mir aber etwas mysteriös anzeigte: ich würde von seinem Correspondenten, Herrn Küffner in Nürnberg, das Weitere erfahren. Am 11. September war ich mit meinem Freunde Hotho im Reisewagen, um über Jena, Coburg und Bamberg nach Nürnberg zu gehen.

Als ich dort angekommen war, kostete es mich zuvörderst eine gewaltige Mühe, den Herrn Küffner herauszufinden. Da mir der Stand desselben in dem Cot-

taschen Briefe nicht angegeben war, so meinte ich zuerst, es würde wohl ein Buchhändler seyn, aber kein Buchhändler kannte einen Collegen Namens Küffner. Ich glaubte nun, nach einem Privatgelehrten oder Kaufmann forschen zu müssen, aber der Erfolg war eben so vergeblich. Endlich erfuhr ich ganz zufällig durch einen Kellner des Bairischen Hofes, in welchem wir wohnten, daß er zwar einen Herrn Küffner kenne, aber gewiß keinen solchen, mit dem ich zu thun haben dürfte, denn es sey ein Gewürzkrämer. Ganz verzweifelt darüber, meinen Mann nicht finden zu können, wollte ich es endlich mit dem Gewürzkrämer versuchen, und bat den Hausknecht, mich hinzuführen. Es waren nur einige Schritte vom Wirthshause. Ich trat in einen Laden ein, der etwas Kellerartiges an sich trug, und sah einen ziemlich alten Mann sitzen, der Pfeffer emsig zu wiegen schien. Ganz betreten ging ich auf ihn los, und sagte ihm: Herr von Cotta habe mich an einen Herrn Küffner in Nürnberg gewiesen, von dem ich erfahren sollte, wo jener sich jetzt befinde. Ich wüßte aber nicht, ob ich mit dem rechten Mann spräche.

„I bins wohl,“ sagte er lächelnd, und indem er mich mit abgenommener Brille ansah, „ober i weiß nit, wo er itzunder steckt.“

Der Correspondent des Herrn von Cotta bildete mir jetzt eine so komische Figur, daß ich nicht umhin konnte, mich weiter mit dem guten Manne einzulassen und bald

herausbrachte, daß er die Nürnberger Geldgeschäfte Cottas besorgte, die wahrscheinlich in besseren Händen sich befanden, als wenn sie ein großes Banquierhaus, oder eine große Buchhandlung gehabt hätte. So viel Trost schöpfte ich denn auch für mich in diesen Reden, daß Herr Küffner meinte, Herr von Cotta müßte gewisser Gründe halber, die er mit feierlichem Tone verbarg, am 24sten September in Stuttgart seyn.

I wünsch glückliche Reis, un gutte Geschäft, sagte der Mann, als ich wegging, indem er sitzen blieb, und die Mütze abnehmend Pfeffer zu wiegen fortfuhr.

Wir hatten bis zum 24sten September noch einige Tage vor uns, und gedachten sie in Nördlingen zuzubringen, wo schöne Bilder von Herle und Scheiffelin sich vorfanden, und das gar nicht entfernt von der Gallerie des Fürsten von Wallerstein Oettingen lag, die für deutsche Kunst so bemerkenswerth erschien. Von dort wandten wir uns über Aalen nach Stuttgart, und hatten das Glück, auch Cotta daselbst anzutreffen.

Seit dem letzten Briefe, den ich von Cotta erhalten hatte, war inzwischen ein Incidenzpunkt eingetreten, der für die eben entstehen wollenden Jahrbücher gefährlich zu werden drohte. König Ludwig von Baiern hatte seine neue Regierung mit dem Plane begonnen, die Universität Landshut nach München zu verlegen. Es war überall verbreitet worden, daß die neue Universität in *einem Style* erbaut werden solle, wie nie eine errichtet

gewesen. Männer wurden aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes verschrieben, und es hieß, sie hätten den Ruf bereits angenommen: Kräfte und Geldmittel waren dem Gerüchte nach vollauf vorhanden, und wie für die Kunst in München ein neues Leben begonnen hatte, so sollte auch für die Wissenschaft das Gleiche geschehen. Die baierische Regierung hatte sich um dieselbige Zeit an Cotta gewandt, ihm die Erlaubniß zu einem artistisch buchhändlerischen Etablissement in München gegeben, und ihn aufgefordert, eine Literaturzeitung zu übernehmen, die von der Universität und der Akademie der Wissenschaften ausgehen sollte. Cotta fand sich somit im Gedränge zwischen den Bedingungen, welche er den Berliner Gelehrten gewährt hatte, und den Anforderungen, die, da sie in München vom höchsten Orte kamen, nicht gut abgelehnt werden konnten. Er wollte noch nicht mit mir abschließen, sondern laviren, und kam endlich auf den Gedanken, mir eine Vereinigung des Berliner und des Münchner Unternehmens vorzuschlagen.

Sehr gern, sagte ich, werden wir darein willigen: was kann es uns schaden, in den Münchener Gelehrten tüchtige Mitarbeiter zu finden. Ueber die Weise, wie bald hier, bald dort die Herausgabe bewirkt werden könnte, dürften wir schon einig werden. Aber die Münchener wollen sich erst zu einem solchen Unternehmen sammeln: wir sind fertig: zweimal kann ich nicht nach

Stuttgart kommen, und durch Correspondenz kann der Contract nicht füglich geschlossen werden. Haben Sie die Güte, mich abzufertigen, und ich will nach beendigter Sache nach München reisen, um die Vereinigung beider Recensiranstalten, zu einem gemeinsam gehenden deutschen Gerichtshofe mit zweien Senaten, zu Stande zu bringen.

Cotta besann sich eine Zeitlang, endlich willigte er in meinen Vorschlag ein. Hätte ich das Eintreten unserer Literaturzeitung von dem Münchener Anschluß abhängig gemacht, so würde dieselbe nie zu Tage gefördert worden seyn. Der Contract wurde nach den vorher brieflich bestimmten Bedingungen abgeschlossen und unterschrieben, und ich trat noch an demselbigen Tage meine diplomatische Reise nach München an.

Hier werden der Erzählung von dem Erfolge oder dem Mißglücken der Unterhandlung einige Schilderungen des damaligen Münchener Zustandes vorangehen müssen. Zum zweiten Male sollte sich die alte Ingolstädter *) Universität auf die Reise nach einem andern Orte, diesmal nach der Hauptstadt, begeben, und Alles war in den höchsten Erwartungen, welcher neue Glanz dieselbe hier auszeichnen möchte. Man konnte unter den Münchener Gelehrten zwei ganz verschiedene Raçen un-

---

*) Diese Universität war von Ingolstadt nach Landshut verlegt worden.

terscheiden, welche, wie die Mongolen und Tartaren in China, zwar neben einander wohnten, aber in Geist, in Sprache, in Sinn und Gemüth vollkommen von einander abstanden. Es waren die Altbaiern, und die hinzugekommenen, allen andern deutschen Landen angehörigen Männer, die der Ruf großer Freigebigkeit nach München gezogen hatte. Die Altbaiern hatten eine so eigenthümliche Bildung und waren auf das Autochthonische und Seltsame derselben so versessen, daß sie, wie die österreichischen Gelehrten, von dem übrigen Deutschland wie geschieden waren, und es kaum gelang, sich in einem wissenschaftlichen Gespräche mit denselben zu verständigen. Sie betrachteten die Fremden, die man herbeizuziehen bemüht war, wie Eindringlinge, deren man füglich entbehren könne, und sie waren stolz darauf, wie ein eigenes Bier, so auch eine eigene ihnen zusagende Wissenschaft zu besitzen. Als ich eines Tages mit einem jetzt verstorbenen altbaierischen Professor in dem englischen Garten spazieren ging, und die Universität glücklich schätzte, daß sie sich der Anwesenheit Schellings zu erfreuen haben würde, antwortete dieser mir: „Ei, was haben wir denn den Schelling nöthig: wir besitzen ja einen weit klareren Philosophen."

Und wen denn? fragte ich darauf verwundert.

Kennen Sie den Meilinger nicht?

Ich mußte allerdings gestehen, nie von ihm gehört zu haben. Wie aber die Altbaiern einen ihnen allein zuständigen Philosophen besaßen, so hatten sie auch ihre

Historiker, Juristen, Aerzte und Naturforscher. Weil sich in Oesterreich das Fremde nicht niederläßt, betrachtet man es wenigstens mit Milde; hier in Baiern, wo das ausländische Element von vielen Seiten herbeigezogen wurde, wo ein Theil des Inlandes selbst, Franken, Schwaben und der Rhein für Ausland gehalten wurde, mußte es aber oft zu Collisionen mit dem eingebornen Elemente kommen. Die Fremden, welche hier bei alledem das Bedeutendste leisten, Cornelius, Klenze, Schelling, Niethammer, Roth, Thiersch und Andere, sind daher genöthigt, eine Art von Gegensatz zu bilden, und befinden sich mehr in der Stellung hochstehender und gedrückter Ausländer, wenn sie es nicht vorziehen, zu den anderen Fahnen überzugehen, und sich zu dem Biere und der Wissenschaft der Altbaiern zu bekennen. Von Seiten der Regierung hatte wenigstens während meines Aufenthaltes in München diese altbaierische Tendenz etwas abgenommen. Es gab keinen bedeutenden Mann in Deutschland, auf den man nicht ausging. Tieck, Savigny, Raumer waren gerufen, und hatten auch, wie man behauptete, bereits zugesagt; sie würden unfehlbar, hieß es, zu Ostern 1827 eintreffen. Als man nun nach dem Gehalte fragte, das diesen Männern geboten worden wäre, so wurde bald ein erstaunlich hohes genannt, bald aber bemerkt, daß man dies späterhin reguliren möchte. Aus Allem, was bereits unternommen worden *war, aus Allem*, wovon man sprach, konnte man in-

dessen absehen, daß der Glanz der Universität wohl mehr in dem Wunsche, als in den Kräften, mehr in Reden, als in Thatsachen, mehr in Dem, was München schon besaß, als in Dem, was es noch erringen könnte, liegen dürfte. Man schmeichelte sich auch mit Fremdartigem, das von der Universität ganz ablag. Man glaubte, die Nähe Italiens würde viele Norddeutsche hinziehen, als wenn der Werth der Münchener Hochschule in einer Entfernung von ihr liegen könnte, und als ob solche, die nach dem hesperischen Lande reisen, es nicht noch vorziehen würden, München dazu zu sehen.

Die Gegensätze des altbaierischen und fremden Elements machten sich auch in dem Eindrucke bemerklich, den Unparteiische in Beziehung auf die geltenden Zustände erhielten. Wie, wenn im Monat April warmes und kaltes Wetter neben einander geht, so wanderten hier Liberalismus und Jesuitismus Hand in Hand. Man konnte bisweilen ganz entzückt seyn, wenn man an die Worte freier Selbstständigkeit, welche der König aussprach, erinnert wurde, wenn man an die Munificenz in der Kunst, an das Streben in der Wissenschaft dachte: aber damit konnte man wieder die den Klöstern, ja selbst den Redemtoristen zugewandte Gunst nicht vereinigen; es widersprach der dunkle mittelaltrige Ton, der allen diesen Unternehmungen beigelegt war, das Erhalten der Particularitäten, und das Auffinden neuer

Besonderheiten, welche mehr als jemals im Schwunge waren. Späterhin hat sich das letztere Moment noch bedeutend vermehrt, und es sind sogar die Benediktiner als Stütze der Wissenschaft zu Hülfe gerufen worden.

Diese Zustände mußten mich gleich davon überzeugen, welchen Beistand ich hier für unsere Zeitschrift zu erwarten hätte. Alles war noch anarchisch, und an einen Verein gleichgestimmter Männer, wie es nöthig gewesen wäre, gar nicht zu denken. Obgleich Thiersch in der damaligen Zeit nicht im Geringsten zur Opposition gehörte, und in mehr als einer Beziehung von dem künftigen Glanze der Universität sich das Beste versprach, so konnte er doch nicht läugnen, daß in den ersten Zeiten eine Literaturzeitung in München nicht füglich zu Stande kommen könne. Die früher bei Fleischmann erschienene war unbemerkt wiederum verschieden. Die Akademie der Wissenschaften, von der das neue Unternehmen ausgehen durfte, hätte sich mit der eben entstehenden Universität darüber in Verständniß setzen müssen, dies konnte aber erst einige Zeit nach dem Zusammentreten derselben geschehen. Niethammer war ganz der gleichen Ansicht, und die Aufforderung der baierischen Regierung an Cotta schien mehr eine eventuelle Künftigkeit, als ein jetzt zu Bewerkstelligendes zu bezwecken. Eine einzige Zusammenkunft, welche ich mit dem damaligen Staatsrath, späteren Minister von Schenk hatte, bestätigte mich immer fester in der Mei-

nung von der Unfähigkeit der Münchener, ein solches Unternehmen kräftig zu unterstützen, oder selbst zu halten. Ich hatte Herrn von Schenk einen Brief von Cotta zu überbringen: ich fand einen noch jugendlichen, schönen, rothwangigen Mann, der von der entfernten Absicht der Regierung sprach, eine Literaturzeitung mit der Universität und der Akademie in Verbindung zu setzen, der auch mit diplomatischer Wendung hinzusetzte, daß er gar nichts dagegen haben würde, wenn die Berliner Kräfte sich anschlössen, der aber weder zu mir, noch zu meiner Mission Vertrauen hatte. Dieser Mangel an Zutrauen lag darin, daß ich mich bisher als Gegner der historischen Schule gezeigt hatte, die nicht bloß bei Herrn von Schenk, sondern fast bei allen münchener Gelehrten in hohem Ansehen stand. Als ich Herrn von Schenk bemerklich machte, daß wir bereits fertig und geschlossen seyen, gab er mir den Rath: wir sollten nur anfangen und vorangehen: der Anschluß Münchens würde sich alsdann wohl finden.

Diese Lage der Sachen veranlaßte mich, von München aus an Cotta zu schreiben, und ihm anzuzeigen, daß an eine Vereinigung des Südens und Nordens von Deutschland gar nicht zu denken wäre, daß es noch lange dauern könnte, ehe man in München zu einem Entschlusse und dessen Ausführung kommen würde, daß wir indessen gerüstet seyen, und am 1sten Januar 1827 ins Zeug treten könnten. Was ich ihm von der

Verzögerung des münchener Unternehmens meldete, bewährte sich späterhin aufs Glänzendste. Erst vor wenigen Monaten, also zehn Jahre später, ist die münchener Literaturzeitung erschienen, und zwar so farblos, daß man ihr das Horoskop im Voraus stellen könnte.

Während dieses Münchner Aufenthaltes brachten wir die meisten Abende in Thiersch's Hause zu, und ich müßte undankbar seyn, wenn ich nicht der liebevollen Aufnahme, der freisinnigen und geistreichen Gespräche, des offenen und biderben Wesens Erwähnung thun wollte, das uns hier entgegen kam. Ohne irgend den Zweck meiner Reise im Geringsten erreicht zu haben, kehrte ich nach Berlin zurück, und der Anschluß dreier münchener Männer, Wening-Ingenheims, Niethammers und Thierschs waren alle Früchte, die ich nach Hause brachte.

Auf diese erste Zeit der Errichtung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, auf den Eifer, den Fleiß, den Enthusiasmus, der hier herrschte, kann ich nur mit der Wehmuth zurücksehen, womit Jemand im Mannesalter seine durchlaufene Jugend betrachtet. Alle anderen wissenschaftlichen Arbeiten und Geschäfte standen bei mir für den Augenblick zurück, und die Correspondenz, die Freude, Mitarbeiter angeworben zu haben, das Leidwesen, wenn Jemand abschrieb, waren die Alles ausfüllenden Beschäftigungen und Leidenschaften geworden. Es mußte für die Anzeige der Jahrbücher gesorgt und

dieselbe discutirt werden: Manuscript sollte beschafft seyn, und die erste materielle Noth und Armuth eines solchen Unternehmens selbst ist ein so mächtiger Hebel und Anreiz, daß die Freude, für den Augenblick geholfen zu haben, unendlich befriedigender, wie das Gefühl, im reichsten Besitze zu seyn, ausfällt.

Wenn in Frankreich oder in England ein solches National-Unternehmen angekündigt würde, so dürften das Publikum, ja selbst die Gegner dasselbe zuvörderst erwarten, seine Acta und seinen Geist sich entwickeln lassen, und dann, wenn sie es nicht zustimmend begrüßen, ihr Urtheil fällen. Anders verhielt es sich in Deutschland. Kaum war die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung erschienen, so wurde von einem sonst geistreichen und gesinnungsvollen, hier aber mißtrauischen Schriftsteller eine Warnungsbrochüre angekündigt und verbreitet; der Staat wurde angeschuldigt, hinter der Literaturzeitung sich zu verbergen, die Freiheit der Wissenschaft und des literarischen Strebens wurde als gefährdet dargestellt; ja die Nennung der Namen selbst als ein Mittel betrachtet, alles Tüchtige zu unterdrücken. Ein in späteren Jahren zu dichterischem Rufe gelangter Advocat, der vor seinem Ende diese poetische Errungenschaft wiederum in schlechte Journalistik verzettelte, Müllner griff mich und die Jahrbücher, in seiner neuen Zeitschrift, der Mitternachtszeitung, durch endlose Artikel an; es wurde auch lange vor dem Erscheinen

Ansicht, daß man auch diesen auffordern müsse, daß überhaupt gar keine Ausschließung stattfinden dürfe. Hegel aber sprang von seinem Sitze auf, ging mit heftigen Schritten auf und ab, und murmelte vor sich hin, daß dies nichts Anderes heiße, als ihn selber vertreiben. Nachdem hin und her, für und wider gestritten und geschrieen worden war, wurde endlich der immer stärker werdende Lärmen dadurch beseitigt, daß man darauf aufmerksam machte, es sey gerathener, Schleiermachern nicht einzuladen, weil dieser der Aufforderung nicht Folge leisten und somit die Gesellschaft sich etwas vergeben möchte. Auftritte der Art kamen späterhin nie wieder vor, aber Hegels Widerwillen gegen Schleiermacher beruhte gar nicht auf wissenschaftlichen Verschiedenheiten, sondern lediglich auf persönlichen Verhältnissen, deren Initiative Schleiermacher zur Last fiel. Es hatte dieser nämlich mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, Hegel von der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften fern gehalten, und die Aufnahme in die Akademie war nicht ohne Bezug auf diesen einen Mann durch Schleiermacher bedeutend erschwert, und selbst, wenn eine Minorität sich widersetzte, unmöglich gemacht worden. Kurze Zeit vor Hegels Tode löste sich dieser Widerwillen in etwas, und einige Monate vor demselben sah ich Hegel und Schleiermacher im freundlichsten Gespräche den Rutschberg von Tivoli herunterfahren.

Nachdem wir ein Jahr lang, mit sparsamen Vorräthen, aber mit gutem Muth und Eifer unseren Haushalt geführt hatten, sah ich mich genöthigt, erst das Generalsecretariat, dann die Classendirection und endlich auch die Cassengeschäfte, die ich anfänglich noch behalten hatte, niederzulegen. Die Menge dieser literarisch-ökonomischen Geschäfte, die Masse der Briefe, die noch nicht lithographirt waren, sondern alle geschrieben werden mußten, und zwar ohne Beihülfe eines späterhin erst angestellten Schreibers, zogen mich so sehr von allen eigenen, wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten ab, daß ich gar nicht mehr zu denselben gelangen konnte. Meine Geschäfte gingen an Herrn von Henning über, der sie seitdem mit nicht genug anzuerkennendem Eifer und mit den uneigennützigsten Zeitopfern verwaltet hat. In der Redaction der Jahrbücher blieb ich aber, nach wie vor, und bin noch heute nicht daraus geschieden.

Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik aber blieben nicht, was sie im Anfange hatten seyn sollen, sondern veränderten vollkommen ihren Charakter. Anstatt über der Wissenschaft als besprechendes und zusammenziehendes Organ zu stehen, folgten sie derselben, wie jede andere literarische Zeitung, und überließen es der Gunst des Augenblicks, ob ein wichtiges Buch angezeigt werden dürfte oder nicht. Zum Theil waltete allerdings der Zufall oft auf verrätherische Weise, und

renwerthe Handlung Duncker und Humblot über, deren eifrigem Bemühen eine Vermehrung des Absatzes, besserer Druck und schöneres Papier zu verdanken ist. Wie schon gesagt worden, trat für kleinere Anzeigen, die sich nunmehr häuften, eine gewissermaßen geforderte Anonymität ein, die nur hin und wieder durch solche, welche den alten Ansichten treu blieben, gebrochen wurde.

Wie die Jahrbücher entstanden sind, was daran das Zufällige, was das Nothwendige war, habe ich mit historischer Treue zu erzählen versucht. Ob sie den mehr gewöhnlichen Kreis, in den sie zurücktraten, verlassen, und mit den riesenhaften Kräften, die sie eigentlich besitzen, es wiederum unternehmen möchten, einen höheren Standpunkt zu gewinnen, wird ihrer weiteren Geschichte überlassen bleiben. Ich wollte nur Das aufzeichnen, worin sie sich mit meinen Lebensverhältnissen begegnen, und wenn diese Erzählung außerdem einen literarhistorischen Werth hätte, so wäre dieses ein Erfolg, den sie nur im Vorbeigehen erstrebt.

Die Schweiz am Ende des Jahres 1832.

Wenn man den Namen der Schweiz als Ueberschrift eines Aufsatzes gebraucht, so entsteht sogleich der Gedanke, daß es besonders die Naturschönheiten seyn dürften, von denen man eine rühmende oder wenigstens doch eine andeutende Erwähnung machen werde. Hier wird aber Alles, was die Natur angeht, verschwinden, oder in den Hintergrund treten, und zwar aus der einfachen Ursache, weil ich nicht das geringste Talent zur Landschaftsmalerei besitze. Hätte ich Zutritt zum Fürsten Pückler Muskau, so würde ich ihn ersuchen, die Landschafterei zu übernehmen, und mir die Staffage zurückzulassen, wie dies unter Malern in alten und neuen Zeiten wohl häufig geschehen ist. Nur so viel durfte hier vom Natürlichen durchscheinen, als dasselbe einen Einfluß auf die Bildung der Personen und Zustände gehabt hat, und als die Politik von Berg und Thal an sich schon verschieden ist, von der, welche in großen Städten und in der weiten Ebene sich begiebt.

Um mich indessen nicht selbst zu verläumden, will ich anführen, daß, als im Spätsommer 1832 der Vorsatz in mir reif wurde, die Schweiz zu besuchen, die Menschen und die Staatskunst nichts dazu vermochten, ihn auszuführen, sondern gerade die Natur ihre Anziehungskraft bewährte. Ich wollte einmal abgewendet von Allem, was das Politische betraf, im vollkommen Heterogenem meine Erholung suchen, und das Berner Oberland und der Genfer See schienen mir geeignet, auf die anmuthigste Weise solche Metamorphosen hervorzubringen.

Von Demjenigen, was einem im Durchreisen durch deutsche Städte Freundliches begegnet, kann man füglich schweigen, weil es ein lieber, immer wiederkehrender Genuß ist, und weil die Freunde es sehr gern sehen, wenn man sie nicht nennt. Wir wollen also den Anfangspunkt unserer Darstellung dicht vor die Thore der Schweiz, nach Freiburg hin verlegen, jenen Hauptort des ehemaligen Breisgaus, wo deutsche Civilisation sich schon mit schweizerischer Derbheit paart, und wo auf eigenthümliche Weise ein fester constitutioneller Sinn mit einer beibehaltenen Anhänglichkeit für das österreichische Haus gemischt ist.

Schon auf dem Wege von Kehl nach Freiburg hatte ich mich in dem Wagen neben einem Manne befunden, der mir sehr guten Bescheid in allen Dingen gab, über die ich ihn befragte. Er kannte die Freibur-

ger Professoren, die badischen Abgeordneten sehr genau, war auch mit den Landleuten auf familiärem Fuße, und da er Freiburg selbst bewohnte, so erbot er sich sogleich, mir in Allem behülflich zu seyn, was mir dort wünschenswerth und erfreulich seyn dürfte. Späterhin entdeckte es sich erst, daß ich einen Empfehlungsbrief für denselben Mann, von einem meiner Zuhörer, Herrn Lobstein aus Straßburg, in der Tasche trug, daß es der chemische Fabrikant Herr Schurzenbach war, von dem der Ruf verkündete, daß er durch immer neu aufsteigende Erfindungen eben so bemerkenswerth, als durch Gutmüthigkeit und Gradsinn ausgezeichnet wäre. Der Hauptgegenstand des Gesprächs ging den politischen Sinn an, dessen die Bauern des Schwarzwaldes fähig seyn sollten. Man verglich sie mit den Franzosen und selbst mit den Engländern, und die allgemeine Meinung neigte sich dahin, daß die Ersteren es den beiden Letzteren zuvorthäten. Sie haben keine Vorstellung, sagte man mir, welche Bildung sich häufig bei den Leuten, welche die kleinen Uhren, oder andre Waaren fabriciren, oder selbst bei ganz gemeinen Bauern vorfindet. Nicht allein, daß sie schreiben und lesen können, was hier durchgängig als ein Gemeingut betrachtet werden muß, sondern selbst Kenntniß der Literatur, und vor allen Dingen der politischen Zustände, Dessen, was sie verlangen können und was nicht, wird in den meisten Fällen angetroffen. Eine vergleichende Ueber-

sicht der norddeutschen Bevölkerung, und des ihr inwohnenden Geistes mit der süddeutschen war nun nicht mehr zu umgehen, und wenn ich als Norddeutscher Scharfsinn, Glätte, Beweglichkeit und Beredtsamkeit in Anspruch nahm, so mußte ich dennoch zugeben, daß Tiefe, Gemüth, öffentliches Leben, und der Sinn für freie Staatseinrichtungen, die unverkennbaren Gaben der Süddeutschen seyen.

Der Universität Freiburg stand gerade, als ich hinkam, eine jener geschichtlichen Epochen bevor, die in dem Leben der Hochschulen die gröste Bedeutung haben, nämlich ihre Aufhebung, und die darauf folgende Wiedereinsetzung, wenn auch nicht in den vorigen Stand, doch in einen anderen. Daß diese Maaßregel von der badischen Regierung allein ausgegangen wäre, konnte Niemand annehmen; sie war durch ihre bundespflichtige Stellung dazu bewogen worden Uebrigens war keinem der Professoren damals irgend Etwas von der bevorstehenden Umwälzung bekannt, und da man doch Alles, was erfolgen könnte, besprach, so gehörte trotz dem diese gar nicht zu den vorher berechneten Möglichkeiten. Erst in Lausanne erfuhr ich durch die Allgemeine Zeitung die rücksichtlich der Universität getroffenen Maaßnehmungen, und zwar waren sie ungefähr um die Zeit meines Aufenthaltes in Freiburg beschlossen gewesen. Auf Welker, den damals vielfach besprochenen Mann, war ich besonders gespannt. Er war

in Heidelberg Decan gewesen, als ich dort promovirt wurde, und hatte mich, so zu sagen, in die erste Würde, die ich irgend besaß, eingeführt. Ich fand ihn verändert und ernster als früher. In Heidelberg war er noch in den Flitterwochen seiner juristischen Laufbahn, mit dem Seynsollen der Staatseinrichtungen, mit Wünschen und Hoffnungen beschäftigt. Seit dieser Zeit hatte ihn das Schicksal mannigfach herumgeworfen, er hatte praktischen Antheil an einer gesetzgebenden Behörde genommen, und die Herausgabe einer Zeitschrift, des Freisinnigen, mit versucht. Duttlinger war dagegen, trotz Allem, was ihm begegnete, unmittelbar kräftig und naiv geblieben: seine schwäbische Geradheit und Unbefangenheit hatte sich erhalten, und er freute sich besonders darüber, daß doch im Landtage, neben vielem Zurückgegangenen und schief Gewordenen, das neue Procedurgesetz mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit durchgebracht worden wäre. Gegenstand des allgemeinen Gesprächs war die Berechtigung des Landesherrn, ein Gesetz, wie das der Presse, das durch die Kammer gegangen war, auf dem Wege einer Ordonnanz zurückzunehmen, und wenn man auch sehr wohl die Gründe dieser Aufhebung kannte, so durfte es doch nicht fehlen, daß sie einer Discussion unterworfen wurden. Rotteck sah ich nur einmal, und ich wunderte mich, daß der einfache und schlichte Mann ein Gegenstand so großer Verfolgungen und Bedrückungen geworden war. Er

übte neben seiner Professur praktisch die Landwirthschaft aus, besaß ein Gut auf der Höhe bei Freiburg, und seine meist aus Töchtern bestehende Familie war so ländlich gewöhnt, daß dieselben den Eindruck gebildeter Landmädchen hinterließen.

Des Abends, als ich die Post erwartete, welche nach Basel führen sollte, saß ich, Duttlinger, Schurzenbach und der Doctor Zentner, ein Freiburger Advocat, der ein gutes Buch über das Geschwornengericht geschrieben hatte, im Zähringer Hof in Freiburg bei einer Flasche Wein. Ich hatte unerwartet so viel Bekannte überall gefunden, wo ich hinkam, daß ich äußerte, es würden wohl in der eben erhofften Diligence sich auch solche treffen, die ich kennen möchte. Und richtig war es so. Als die Insassen des Postwagens ins Gastzimmer traten, erkannten mich drei Berliner Studenten, ehemalige Zuhörer, welche eine Reise nach der Schweiz während der Ferien zu machen gedachten Ich schloß mich ihnen an, und sie haben mich alsdann durch einen Theil der Schweiz wirklich begleitet.

Basel bot damals ein betrübendes Bild des größten Zwiespaltes dar. Diese reichste Stadt der Schweiz und verhältnißmäßig genommen, vielleicht Europas, dieser Ort, der in früherer Zeit so viele verdienstliche Männer, ja selbst Illustrationen besessen hatte, die Vaterstadt Eulers und der Bernouillis, war mit den Einwohnern der Landschaft in tiefe, unauflösbare Streitigkeiten ver-

wickelt. Es war derselbe Kampf, welcher sich in verschiedenen Gestalten in ganz Europa reproducirte, der Irland zu einem Krebsschaden Englands machte, nämlich der Streit um Rechtsgleichheit. In der Schweiz nehmen solche Uneinigkeiten nun noch, neben dem Inhalte, welchen sie sonst haben, den Charakter der Kleinländerey, des Philisterthums und aller jener komischen Seiten an, welche damit in Verbindung stehen. In der Stadt Basel gab es bestimmte Wirthshäuser, die wegen ihres Zusammenhanges mit dem Lande verpönt waren, andere, die im Geruche der Rechtgläubigkeit standen, wieder andere, die mehr als gleichgültig betrachtet wurden, und in denen man weilen durfte, ohne den Baselern verdächtig zu werden. In allen politischen Hoffnungen und Kannegießereyen, welche damals in Basel zu Tage gefördert wurden, lag so etwas bornirt Einfältiges, daß man es kaum wiedererzählen möchte. Ein Haß gegen Alles das, was sich seit 1830 begeben hatte, ein spöttischer und kaum näher zu betrachtender Hohn gegen Polen und Belgien, eine Vorliebe für Don Miguel und seine reine Sache, wie sie sie nannten, trat in den Redensarten jener reichen Krämer hervor, die jetzt zum Erstenmale einen Widerspruch in einem Patriciat erfuhren, das sie seit so vielen Jahren ungestört ausgeübt hatten. Daß an einem solchen Orte eine Universität nicht gedeihen konnte, versteht sich von selbst. Sie war damals die einzige in der Schweiz.

ihre Mittel waren nicht ganz gering, sie hatte sich während der Jahrhunderte, daß sie bestand, mancher berühmter Lehrer zu erfreuen gehabt. Trotz dem war sie jetzt so herunter gekommen, daß sie fast mehr Professoren als Studierende besaß. Dadurch daß man die Professoren und Studenten gezwungen hatte, in der Sache zwischen Stadt und Land, Dienste gegen die Landschaftler zu leisten, hatte man den letzten wissenschaftlichen Athemzug ausgelöscht. Es ist wohl begreiflich, daß in einer großen Periode der Aufregung und Begeisterung, wie in unserer Geschichte von 1813, die Regierung sich an die gesammte, also auch an die studierende Jugend wendet, und ihre Hülfe in Anspruch nimmt. Aber konnten die kleinen Streitigkeiten zwischen Stadt und Land jemals solche Höhe erreichen, daß die Studierenden dazu gebraucht werden mußten, als Trabanten der einen Seite gegen die andere aufzutreten? Hieß es nicht, sie eben in ihrem Aufschwung lähmen, daß man sie wie die dabei interessirten Stadtzünfte verwenden wollte? Daß man Troxler von Basel entfernte, weil er die Studenten ihren Arbeiten nicht abwendig machen mochte, gehörte ebenfalls zu jenen Fehlern, die auf immer geeignet sind, über eine Anstalt, von welcher Art sie auch sey, den Stab zu brechen. Daß späterhin Stadt und Land sich in die Universität theilten, daß man wissenschaftliche Erwerbungen wie gemeines Eigenthum betrachtete, statt sie als ein

gleichsam Heiliges und für sich Seyendes, außerhalb des Bereiches der gegenseitigen Ansprüche zu setzen, ist dann die letzte Handlung gewesen, wodurch das ganze Werk als gekrönt zu betrachten war.

Von den Professoren der Baseler Universität sah ich damals nur Herrn Wilhelm Snell, Professor der Rechte. Er war eine kurze Zeit über Professor in Dorpat gewesen, lebte nun schon seit mehreren Jahren in Basel, und befand sich in einer so unangenehmen Lebensstimmung, als nur irgend denkbar. Er hatte laut die Ansprüche der Landschaft vertheidigt, war ein genauer Freund von Troxler, und der Haß der Baseler Stadtbewohner war ihm somit rechtlich erworben, obgleich kein äußerer Grund vorlag, ihn von seinem Lehrposten zu entfernen. Vorlesungen hielt er über Civil- und Criminalrecht redlich und ordentlich, obgleich nur vor wenigen Zuhörern. Die Sorge für seine zahlreiche Familie, die Unlust, in Basel zu verharren, die Mißstimmung, die in ihm die abgeschmackte Wuth der Gegner rege machte, gaben ihm ein finsteres Ansehen, obgleich er ursprünglich der heiterste und geistreich aufgeweckteste Mann war. Was die Baseler der damaligen Epoche in der That eigentlich charakterisirt, war, daß ich sehr häufig davon reden hörte, man wolle sich von der Schweiz lossagen, und zu dem deutschen Bunde, entweder als Republik, wie die übrigen freien Städte, oder als badischer Landestheil schlagen lassen. Der eidge-

nossenschaftliche Sinn war durch die ne[illegible]en Streitigkeiten ebenfalls untergegangen.

Wir gingen von Basel durch den Jura über Biel nach Bern, und da diese Stadt zwar nicht in wissenschaftlicher Hinsicht, in welcher es Zürich und Genf zu weichen hat, noch in Rücksicht auf Vermögen, worin es Basel übertreffen würde, wohl aber in anderen Beziehungen als der anerkannte Hauptort der Schweiz zu betrachten ist: so wird eine kurze Darstellung der Punkte, um die es sich damals in diesem Lande handelte, hier vorangehen müssen. Die erste Umwandlung der schweizerischen Verhältnisse im Jahre 1798, die Stiftung der helvetischen Republik nach dem Muster der französischen, traf das Land in einem an so allgemeine Gedanken nicht gewöhnten Zustande. So wenig, wie in England französische Ideen und Abstractionen leicht Platz greifen können, weil tief eingewurzelte und lang gehegte Besonderheiten sich so raschem Gange widersetzen, eben so wenig war die Schweiz einer Einheit verfallen, weil der Wille damaliger Machthaber diese Einheit decretirt hatte. Die Cantonalabtheilung, und das federalistische Band, das die Länder bisher mit einander verbunden hatte, die Unterschiede des Landvolkes und der Städter, die eine Revolution nicht aufheben konnte, und welche die gegebene Rechtsgleichheit nicht sofort identisch machte: die in den einzelnen Staaten, auch oft unter der Maske der Freiheit umherschleichende, und auf bessere Zeiten

hoffende Aristokratie waren Elemente, deren Wichtigkeit noch nicht beseitigt war, wenn auch ein anderer Deckel die Spitze des Gebäudes zierte. In der bewegten Zeit von 1798 bis 1803 zeigten sich diese unveränderten Particularitäten theils als irre herumwandelnde Gestalten, theils als Mächte, die heimlich sich schon wieder in den Besitz Dessen gesetzt hatten, woraus sie vertrieben waren. Die Consularregierung in Frankreich und das darauf folgende Kaiserthum brachten der Schweiz die Mediationsacte. Die untheilbare Republik, aus der die Einzelnheiten geschwunden waren, wurde wieder in den Besitz dieser Einzelnheiten gesetzt: die Cantone, die der That nach eigentlich nie aufgehört hatten, erschienen wieder offenkundig, und der Bundesversammlung der Tagsatzung war ungefähr die Rolle zugetheilt, die in den vereinigten Staaten von Nordamerica die Centralregierung besitzt. Sie hatte die Verhältnisse mit dem Auslande zu ordnen, ein Geschäft, das den einzelnen Cantonen für sich nicht mehr zukam. In der That war aber der Kern dieser Regierung die napoleonische Zeit. Wenn man es auch den Cantonen überließ, im Inneren allerlei nützliche und wohl angeordnete Maaßregeln zu treffen, so war der Kaiser der Franzosen der Vermittler, und der Zweck und das der Schweiz ausgepreßte Oel der Mediation die zwölftausend Mann Hülfstruppen, die das Land den Kämpfen Frankreichs in allen Theilen Europas überliefern mußte. Daß die Rechtsgleichheit

unangetastet blieb, daß die Privilegien [redacted] Ortschaften, der Familien und Personen noch nicht wieder eintraten, war wohl zu vermuthen, und stimmte ganz mit den napoleonischen Einrichtungen überein, die ebenfalls die materiellen Errungenschaften der Revolution als eine vollendete Thatsache ehrten, und ihnen nur den freyen Athemzug nahmen, der sie begründet hatte.

Mit der Restauration der Bourbonen in Frankreich kamen auch die nie ganz ausgerotteten Ansprüche des alten Patriciats in den Schweizer Städten wieder zum Vorschein. Zum Theil hatte während der napoleonischen Zeit der Krieg auf den Schultern des Schweizervolkes gelastet, und die zu hoffende Neutralitätserklärung nahm diese Last ab; zum Theil waren die bisherigen Regenten als eine neue Aristokratie angesehen worden, die der alten in Nichts nachstand. Daher die Gleichgültigkeit des Schweizervolkes, als es die Gefahr lief, seine neuen Einrichtungen gegen alte, wenn auch nicht vergessene, doch aber einstweilen aufgehobene wieder einzutauschen. Daß in den aliirten Mächten ein besonderer Hang vorgewaltet habe, die Schweizer Aristokratie zu begünstigen, kann nicht füglich gesagt werden; sie stellte sich in Folge der Ereignisse von selber ein, und setzte sich als Das, was dem vorrevolutionnairen Zustande analog war. Bern, in welchem die alte Aristokratie am nacktesten und schaamlosesten auftrat, und wo *diese nicht* gerade durch die Umtriebe der katholischen

Geistlichkeit der anderen Cantone unterstützt zu werden brauchte, wollte sogar zu der alten Einrichtung des Bundes der dreizehn Orte, mit den dazu gehörigen beherrschten Unterthanen, zurückkehren, und machte seine Ansprüche an die Cantone Waadt und Aargau, als an Unterthanenlande, geltend. Aber da in Frankreich eine Charte gegeben worden war, welche aussprach, daß das Alte einen Umschwung genommen habe, und nicht in seiner Unmittelbarkeit wiederhergestellt werden könne, so durfte man auch nicht an eine Restauration in der Schweiz denken, die die republikanische Freiheit bloß in dem Maaße gewährt hätte, in welcher sie im Mittelalter, in Form der Abhänggigkeit und Unterwürfigkeit der Masse unter wenige Bevorzugte aufgetreten war. Der Wiener Congreß, der mit der Anordnung der großen weltgeschichtlichen Interessen und Abtheilungen beschäftigt war, mußte allerdings auch die Schweiz in seine Thätigkeit einbegreifen; aber er konnte sie nicht aus dem Standpunkte der Privatinteressen fassen, welche die gnädigen Herren von Bern vor allen Dingen gern geltend gemacht hätten. In dem am 27sten Mai 1815 von der Tagsatzung genehmigten Bundesvertrag blieb zwar die Anzahl der bisherigen Cantone bestehen, Wallis, Genf und Neufchatel traten als neue hinzu, aber die Cantone wurden wieder so selbstständig und isolirt, als sie vor 1798 gewesen waren; Handelsfreiheit und Niederlassungsrecht wurden aufgehoben, inner-

halb der Cantone selbst gab man die Mehrheit der Wahlen und Besetzungen in die Hände der Patricier, und das Land, wenn auch nicht gänzlich der Theilnahme an der Verfassung beraubt, war auf ein solches Minimum gestellt, daß es kaum genannt zu werden brauchte.

Was in den Jahren von 1815—1830 in der Schweiz erreicht wurde, kann in wenigen Worten zusammengefaßt werden. Die römische Curie, die in den großen europäischen Gebieten mit ihren Absichten und Planen meist scheiterte, und da, wo sie glücklich zu seyn glaubte, aus anscheinendem Erfolg das Verderben selbst heraufbeschwor, konnte sich der ihr nicht abzusprechenden Gewandtheit besser da bedienen, wo nicht bloß Cantonalinteressen, sondern auch persönliche Absichten in dem herbsten Widerspruche sich befanden. Da das ihr gegenüberstehende Element höchstens Derbheit war, so konnte sie es mit den feinen Mitteln spalten und überwinden, die die Kirche niemals zu gebrauchen verlernt hatte. Ihr Sieg von 1830 war vollständig, und die Organisation des Bisthums Basel, das seinen Sitz in Solothurn erhielt, das Resultat desselben. Wie in den alten Tagen der Vorzeit gingen die Schweizersoldaten auf geschlossene Capitulationen hin in allerley Dienste, waren gesinnungslos für jeden Herrn eingenommen, der sie bezahlte, und bekundeten die dem Vaterlande zugestandene Neutralität auch dadurch, daß sie sich in alle Händel mischen mußten, und da gebraucht wurden,

wo anstatt der Meinung nur die gedungene Faust zu entscheiden hatte. Was in diesen funfzehn Jahren etwa in den Verfassungen der einzelnen Cantone geändert wurde, im Waadtland, in Luzern und Tessin, war nur als ein Vorzeichen dessen, was sich späterhin ereignete, zu betrachten. Doch bildete sich in den zahlreichen Vereinen der Kern einer schon damals nicht uninteressanten Opposition, und im Cantone Appenzell hatte sich ein Widerspruch gegen die Oligarchie siegreich herausgestellt, der auf die veränderte Zeit und auf Das, was sie begehrte, hinwies.

So erschienen denn die Ordonnanzen von 1830, und zündeten in ihrem unglücklichen Ausgange überall, wo Stoff der Erregung aufgehäuft sich befand, in Belgien, in Polen und in der Schweiz. Daß die Berner Aristokraten an ein so plötzliches und schmähliches Ende nicht glauben wollten, war eine Thatsache, die auch wohl anderswo vorkam, und in den davon abhängigen Begebenheiten nichts änderte. Der Verfassungswechsel in den verschiedenen Cantonen war durch die Juliusrevolution entschieden. Auch gingen sie beinahe alle in dem letzten Vierteljahre von 1830 vor sich. Thurgau eröffnete den Zug, dann folgten nach einigem Widerstande Zürich und Solothurn. In Freiburg, dem Jesuitencoblenz der damaligen Zeit, war die neue Verfassung nur der gewissen Drohung des Bürgerkrieges zu verdanken; in Luzern setzte sich dieselbe trotz des katho-

lischen Einflusses ruhiger und schneller durch, weil das Patriciat daselbst keine große Bedeutung hatte; in Aargau und Waadt mußte offene Gewalt und das Eindringen des Volkes den Entschluß zur Aenderung der Verfassung erzwingen: in Schaffhausen kam es sogar zu einem förmlichen Gefechte. Nur in den eigentlichen democratischen Cantonen Uri, Unterwalden, Schwytz, ebenso in Basel und hauptsächlich in Bern, welches sich als Herz und Bollwerk der Schweiz betrachtete, wurden die Reformen aufgehalten, beseitigt, und man gab sich alle Mühe, sie auf ewige Zeiten zu verhindern.

Das Patriciat von Bern, welches in seinem Wesen mit der alten Aristokratie, die Venedig beherrschte, verglichen werden kann, und dem eine gewisse Kernhaftigkeit, und die Bedeutung, die daraus entspringt, nicht abgesprochen werden darf, zögerte am längsten mit der Aufhebung der alten Verfassung, und mit der Berufung eines Rathes zur Entwerfung einer neuen. Nur erst dann, als es hart bedrängt von der Burgdorfer Partei, an deren Spitze die Familie Schnell stand, und von der Bevölkerung der übrigen Aemter, die Schranken gefallen sah, die es früher beschützt hatten, entschloß es sich zu einer Art von Abdication, in der mehr der Glaube an die Unmöglichkeit derselben, als die Einsicht in die Nothwendigkeit lag. Mit ihr stürzte ein letztes Familienregiment, das noch in Europa herrschte, und wenn auch damit die Umtriebe der gefallenen Partei nicht be-

seitigt waren, wenn in der Stadt Bern selbst die Majorität ihr noch zugehörte, was sich am stärksten in der Abstimmung über die neue Verfassung bewies, so hatte sich ihre Macht doch nicht bloß durch die Einzelbegebenheiten des bestimmten Staates, sondern in der Weltansicht verloren.

Die Regeneration der einzelnen Hauptcantone der Schweiz war allerdings ein für diese Besonderheiten höchst wichtiges Ereigniß. Die Vormundschaft der Städte über das Land war aufgehoben, die Rechtsgleichheit so wie die Wahlvertheilung im Sinne der allgemeinen Ansprüche eingeleitet. Aber damit war noch für das Ganze nichts gethan; wenn 1798 und die Mediationsacte nur das Haupt, und nicht die Glieder im Auge gehabt hatten, so waren heute die Glieder wohl besorgt, und nach ihren Wünschen eingerichtet; aber sie ermangelten des Bandes, das nun auch nicht mehr das alte von 1815, sondern ein den neuen Verhältnissen entsprechendes seyn mußte. Hier traten überhaupt die Schwierigkeiten ein, wie sie immer die gesuchte Stellung des Allgemeinen zum Besonderen finden wird. Abgesehen von allen Parteiungen und Interessen, die diese Entwickelungen noch schwieriger machen, hielten sich die Einzelnheiten für gefährdet, wenn eine große Centralgewalt in die Hände des Bundes gelegt würde, und andrerseits war ohne die Macht der Allgemeinheit an eine würdige Repräsentation der Schweiz

in den europäischen Angelegenheiten, an eine ihrer geographischen Lage zukommende Stimme nicht zu denken. Wie bei einer gesetzgebenden Versammlung die erste Frage wohl die seyn wird: wer soll wählen, so ist hier nothwendig das Erste, was aufgeworfen werden mußte: wer soll die neue Bundesacte verfassen. Soll sie von der Tagsatzung ausgehen, soll ein eigener Verfassungsrath berufen werden, und sollen hierzu die Cantone als solche, oder nach dem Verhältnisse ihrer Bevölkerung deputiren. Nach dem alten Staatsrechte der Schweiz hatten die kleineren Cantone auf der Tagsatzung ein Recht wie die größeren; ob hier nun nicht die Zeit verändernd eingegriffen habe, ob, wie in England die verfaulten Flecken geschwunden waren, nicht auch hier die Cantone nur nach dem Maaßstabe ihres Werthes, das heißt ihrer Bevölkerung zu betrachten seyen, war die politische Frage, welche die ganze Schweiz in Bewegung setzte. Die Schutzvereine, die sich im September 1831 zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Freiheit und zur Revision der Bundesverfassung gebildet hatten, trugen das Ihrige dazu bei, diese Lebensfrage frisch zu erhalten. Außer England sind wohl in keinem Lande von Europa Volksversammlungen wie in der Schweiz anzutreffen. In Frankreich ist die Freiheit so sehr im Allgemeinen concentrirt, daß jede particuläre Aeußerung Furcht erregt und aufgehoben werden muß. Hier aber bei den *Bergbewohnern* der Schweiz ist das Zusammenkommen

der Einzelnen ein so natürliches Recht, daß keine auch selbst die aristokratischen Regierungen etwas entgegenzusetzen hatten.

Als wir nach Bern kamen, waren es gerade die Fragen über die Bundesrevision, so wie der endlich zu erwartende Ausgang der Baseler Angelegenheit, nebenbei auch die Streitigkeiten zwischen dem äußeren und inneren Lande Schwytz, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die Art der Schweizer, über Das, was sie betraf, zu discutiren, war von der Weise ganz verschieden, die bei anderen Nationen gefunden ward. Sie legten einen Accent auf jede Kleinigkeit: in ihren Reden syllabirten sie, und die Aufmerksamkeit, welche sie den eigenen Incidenzpunkten zu schenken hatten, die oft mehr ein wirthschaftliches als ein historisches Interesse besaßen, zog ihren Blick von den großen Weltverwandlungen ab, denen sie doch auch unterworfen waren.

In Bern machte ich eigentlich nur eine einzige bedeutende Bekanntschaft, aber diese wog alle übrigen auf, die mir hätten zufallen können. Es war die, des älteren Professors der Rechte, Schnell von Burgdorf. Dieser Mann, der nicht allein die Berner Akademie, sondern auch den großen Rath, wie den Regierungsrath beherrschte, gehörte zu Denen, welchen die wirkliche Substanz der Macht lieber ist, als ihre äußere Gestalt und ihre Eitelkeit. Er zog es daher vor, anscheinend von den Ereignissen zurückgezogen zu leben, sich, wenn man

es gelten lassen wollte, nicht mit denselben zu befassen, in Wahrheit aber, hinter den Begebenheiten zu stehen, sie nach seiner Einsicht und Willkühr zu leiten, und die handelnden Personen als Puppen zu betrachten, denen sein Genie erst den Athemzug des Lebens einzuhauchen habe. Als Jurist hatte er um das Recht und die Procedur des Staates Bern die entschiedensten Verdienste. Er hatte die betreffenden Gesetzbücher abgefaßt, und denselben ist das Vorherrschen einer verständigen Abstraction nicht abzusprechen. Seiner wissenschaftlichen Richtung nach gehörte er den älteren, philosophischen Juristen des achtzehnten Jahrhunderts an. Die geschichtliche Eleganz der historischen Juristen wie der transcendentale Idealismus der neuen deutschen Philosophen waren ihm gleich zuwider: er lebte in einer Welt, in der der Verstand sein Reich aufgeschlagen hatte, und Witz und Laune waren die unterstützenden Mächte. Da er die Geschichte und die Bedürfnisse der Schweiz genau kannte, da die Gedanken der neueren Zeitgeschichte sich seiner bemächtigt hatten, so konnte es nicht fehlen, daß er durch Kenntnisse, durch eine schlagende Ironie, und durch die Mittel, die ihm immer offen und heimlich zu Gebote standen, eine Art von bedeutender Macht geworden war, vor der man sich entweder beugte, oder die man doch nicht leicht zu behandeln die Absicht haben konnte. Sein Schwiegersohn, der Professor der Naturgeschichte, S c h n e l l, war damals einer der Hauptredner

in den Versammlungen der Schutzvereine, und eines der einflußreichsten Mitglieder des großen Rathes von Bern. Die Umstände, die eine radicale Partei in der Schweiz um diese Zeit herausstellten, hatten die Schnells gewissermaßen zu Moderantisten gemacht, als welche sie damals angesehen wurden; aber sie waren mit Leib und Seele dem neuen Wesen, wie es sich seit 1831 gestaltet hatte, zugethan, und obgleich der ältere Schnell, der Familie seiner Frau nach (er hatte eine geborne von Wattewyll geheirathet) dem echten Berner Patriciate angehörte, so konnte man nirgends einem derberen Spott gegen das Schweizer Junkerthum, wie bei ihm, begegnen. Auf unseren Spaziergängen wurde ich mehr, als ich durch irgend ein Buch gekonnt hätte, über den Gang der Angelegenheiten in der Schweiz belehrt, die ein Europäer, der sich selbst mit der Politik seines Welttheils speciell beschäftigt, in der Regel bei Seite liegen läßt, wie denn auch die schweizerische Geschichte nichts so allgemein Anziehendes hat, daß man länger bei ihr verweilen möchte. Neben der Schweiz kam auch Deutschland, seine Zukunft und seine Wissenschaft, in Frage. Die Schweizer dürfen sich von uns nicht abwenden, denn sie gehören zu uns, und ihre Universitäten haben durch Berufungen aus Deutschland diesen Zusammenhang öfters beweisen müssen. Damals war die Berner Akademie (erst später ist sie zur Universität erhoben worden) in Beziehung auf deutsche Professoren

machungen übertrifft an Unbeholfenheit selbst den österreichischen und baierischen Canzleistyl. Alles Unbedeutende erscheint ihnen wichtig, und eine gewisse Philisterei ist selbst ihren bewandertsten Staatsmännern nicht abzusprechen; aber Poesie, Gemüth, Scharfsinn, selbst große Gaben der Abstraction ersetzen so vielfach die anderen Kehrseiten, daß man sich dem Volke freudig zuwendet, und dasselbe bei längerem Aufenthalte immer lieber gewinnt. Als ich nach Bern zurückgekommen war, und in der Begleitung des einzigen mir noch treu gebliebenen Studenten nach Lausanne auf einem eigends gemietheten Wagen gehen wollte, fand ich zu meiner größten Verwunderung in demselben einen Engländer sitzen, der als zur Reisegesellschaft gehörend sich betrug. Der Kutscher hatte, nachdem er mit uns allein contrahirt gehabt, auch noch den Engländer engagirt, der, so viel wir nachher erfuhren, sogar mehr, als wir Beide, bezahlte. Hätte man nun, wie so manche einen raschen Schluß von diesem Kutscher auf das ganze Volk machen wollen, so wäre es sofort das betrügerischste, infamste und unzuverlässigste geworden. Wir hatten zuvörderst einiges einzuwenden, nachher beruhigten wir uns bei dem Gedanken, daß so ein drittes Reisesubject im Grunde nicht unangenehm sey, und bemühten uns nur, es zum Gespräche flott zu machen. Anfangs wollte dies durchaus nicht gehen: endlich, ungefähr in der Gegend von Murten, erfuhren wir, daß es der Hochtorypartei angehöre, einen unauslöschlichen

Haß auf das Greysche Ministerium habe, und an einen Sieg der Anhänger des Alten nicht im Geringsten verzweifle.

Werden Sie lange in Lausanne bleiben? fragte ich.

Eine Viertelstunde.

Und wo gehen Sie von dort hin?

Nach Chillon.

Wo Sie sich wahrscheinlich aufhalten?

Auch eine Viertelstunde, versetzte er verdrießlich. Ich mache die Tour von Europa, fügte er hinzu. Dazu gehört, daß man in Chillon gewesen seyn müsse, weil Lord Byron sich daselbst aufgehalten hat. Im Grunde ist mir aber das Reisen im höchsten Grade zuwider, und ich will Gott danken, wenn er mich unbeschädigt nach meinem alten guten und neblichen Vaterlande zurückführt. Verflucht seyen alle Die, welche das Reisen als eine Nothwendigkeit aufgebracht haben, und gesegnet seyen unsere alten Gentlemen der Vorzeit, die so eingesessen auf ihren Schlössern waren, daß sie nicht einmal ein inländischer Krieg daraus vertreiben konnte.

Auf diese Weise werden Sie auch wohl nicht viel auf Ihren Reisen beobachtet haben?

Ich habe nur eine Beobachtung gemacht, daß man mich in ganz Europa geprellt hat, daß man einen Engländer wie eine große Goldgrube betrachtet, aus der man nehmen könne, was man eben will. Was mich betrifft, so soll ihnen meine Grube bald entwischen.

Ganz, wie dieses Gespräch es mit sich brachte, benahm sich der Engländer auf der Reise: er wollte in Payerne und Moudon die Alterthümer nicht besichtigen: er ging aus dem Wagen ins Wirthshaus, und dann wieder in den Wagen zurück: auf den Murtener See warf er ein einziges Mal einen ganz gleichgültigen Blick, sonst brachte er brütend und schlafend seine Zeit hin. In Lausanne war er sofort verschwunden: er hatte Wort gehalten, und war kaum eine Viertelstunde daselbst geblieben.

In Lausanne dachte ich einen längeren Aufenthalt zu machen, denn ich hatte daselbst einen sehr lieben Freund und Zuhörer, Herrn Guisan den älteren, der jetzt bereits die Stelle eines Präsidenten des unteren Tribunals bekleidete. Er hatte Sinn und Neigung für die philosophische Jurisprudenz, hatte durch ernste Studien in Berlin sich nach dieser Richtung hin ausgebildet, und wünschte jetzt selbst sein praktisches Amt zu verlassen, um eine theoretische Laufbahn als Professor an der Lausanner Akademie anzutreten. Sein jüngerer Bruder, dem diese Unterlage deutscher Bildung fehlte, war dagegen mehr von den praktischen Gedanken des Tages erfüllt: er versah die Stelle eines Generalprocurators und öffentlichen Anklägers, hatte sich mehr in die französischen Tendenzen eingearbeitet, war lebhaft und gesprächig, und gehörte jenem juste milieu an, das sich um diese Zeit in der Schweiz zu bilden begann.

Beide nahmen mich vortrefflich auf, und mir wurde hier der große Unterschied der deutschen und französischen Schweiz klar. In der ersten ist, wie ich auch schon einmal an einem anderen Orte gesagt habe, in der Natur wie in dem Geist, die schwere Tiefe, und die Unbehülflichkeit der Bildungen offenbar. Wie sich das Thal den Bergen abringt, so entwindet sich auch das Geistige schwer der massenhaften Erscheinung. In der französischen Schweiz dagegen ist Alles ruhig und gegeben: die großen Berge stehen rings herum; innerhalb des Landes bewegt man sich auf Hügeln und Seen, und der Geist nimmt die lieblichen und freundlichen Gestalten an, welche die Natur hier unterschieden angiebt. Daher sind hier Bildungsanstalten und Mädchenpensionen zu finden, eine gewisse Feinheit, welche Tiefe gerade nicht ausschließt, aber sie doch eigen modificirt. Von dem Derben und Unbeholfenen, das sich in der deutschen Schweiz zeigt, wird man hier vollkommen entfernt, aber trotz dem, fehlt es an Ton und Farbe nicht. Durch einen Empfehlungsbrief, und durch die Bemühungen beider Brüder Guisan wurde ich mit dem General La Harpe, dem Erzieher des Kaisers Alexander bekannt, und diese interessante Persönlichkeit darf darauf Anspruch machen, ausführlich geschildert zu werden. Mir waren bisher wenige Männer von so hohem Alter (der General La Harpe zählte damals achtzig Jahre) vorgekommen, die noch so außerordentlich rüstig

und so sehr in dem ungeschmälerten Besitze ihrer Geisteseigenschaften geblieben waren. Seiner Bildung und seinen Studien nach gehörte er dem achtzehnten Jahrhundert an, jenem philanthropischen Zeitalter, das die tieferen Schachten des Geistes, welche man in unserer Lebensperiode gefunden hat, zu sehr verachten und übersehen macht. Wenn diese Zeit auch in vielen Beziehungen ungründlich gewesen ist, so hat sie doch das vor der heutigen voraus, daß die Gelehrsamkeit und Bildung einen humanistischen Zweck besaßen, und daß Rohheit des Gemüthes nicht der dienende Begleiter großer Geistesanlagen seyn konnte. In dieser menschlichen Weise, in diesem Philanthropismus der Wissenschaft, wenn ich mich so ausdrücken darf, war La Harpe auferzogen. Reinheit und Weichheit der Gesinnung waren das Element, in dem er sich bewegte. Seine Bibliothek bestand mehr aus Dem, was man bis vor dreißig Jahren die Clasiker genannt hatte, doch sollte diese Liebe für eine entschwundene Zeit nicht zugleich eine Verachtung für die gegenwärtige enthalten. Er war vielmehr den Interessen der heutigen Periode noch sehr lebhaft zugethan, und sein Alter hatte nicht bewirkt, was bei vielen Greisen eintritt, daß sie nämlich über einen gewissen Zeitpunkt hinaus, sich um die neuen Dinge nicht mehr bekümmern. In seinen politischen Ansichten war er wie in seiner Jugend liberal gesinnt, und dem Neuen nicht im Mindesten abgeneigt: er ver-

gaß es nicht, daß er am Meisten zur Emancipation des Waadtlandes von den Berner Voigten beigetragen hatte, und daß er Director der helvetischen Republik gewesen war. Daher geschahen die Veränderungen, im Jahre 1830 wohl in seinem Sinne, denn er konnte den Reactionen von 1814 und 1815 nicht zugethan bleiben. Aber sein Verhältniß zum russischen Hofe, seine unzerstörliche Pietät für das Andenken des Kaisers Alexander, seines Zöglings, Freundes und Wohlthäters, mischte einige Tropfen von Mäßigung in seine sonst republikanischen Ansichten, und ließ ihn ein Fortschreiten mit dem Bewußtseyn desselben dem raschen Fortgezogenseyn vorziehen. Wenn La Harpe vom Kaiser Alexander sprach, traten ihm die Thränen in die Augen; aber dann bemerkte man wieder die Regungen von Ehrfurcht, sobald die Kaiserin Katherina an der Reihe war. Wie diese Monarchin aus dem Nebenzimmer seinen Lectionen zugelauscht, wie sie ihn gegen die Denuntiationen der mächtigen Herren von Bern in Schutz genommen, und wie sie ihn mit Begeisterung und auffallendem Beifall allen Fremden empfohlen habe, erzählte er gern und willig. Nicht minder ließ er sich in die Darstellung seiner Verhältnisse zum Kaiser Alexander in den Jahren 1814 und 1815 ein, und was er damals für die Schweiz gewollt und erstrebt hätte. Seine Anhänglichkeit für die ganze kaiserliche Familie war in jedem Augenblicke seines Lebens gleich stark geblieben, und da gerade um

Sprache nicht als siegende und die deutsche nicht als besiegte erschien, weil sie beide, als im Gemeinbesitze befindlich, ihren Werth und ihre Vorzüge gegen einander austauschen konnten. Doch die Schweizeruniversität beruhte ungefähr auf demselben Boden, wie der Gedanke einer einigen Schweizerrepublik. Ihr entgegen stand die Particularität und Eifersucht der Cantone. Jeder würde, so sah man schon voraus, die Universität bei sich haben wollen. Zürich würde seine größere Wissenschaftlichkeit, Bern sein Vermögen, Waadt seine Bildung, und Basel endlich seine schon bestehende und alte Universität als Grund des Vorzuges angeben. Auf diese Weise möchte nichts zu Stande kommen, und ginge dann ein Canton mit Errichtung einer Specialhochschule für sich voran, so sey sofort der Gedanke an eine allgemeine Einrichtung untergegangen. In der That geschah es nach einiger Zeit so; Zürich verkündete seine Universität; Bern mußte folgen, und von nun an war Alles, was über eine Schweizeruniversität gesprochen worden war, als reine Chimäre zu betrachten.

Durch die Güte und Bemühung des Generals La Harpe erhielt ich Zutritt zu dem Lausanner Strafhause, einem der wenigen, welche auf dem Principe der Besserung der Gefangenen, und der dazu gehörigen Reinlichkeit und Ordnung beruhen. Daß die Wirkung, welche beabsichtigt wird, auf diesem Wege zum Theil erreicht *werden kann*, ist offenbar. Arbeit und Stillschweigen

sind vortreffliche Ausrotter schlechter Eigenschaften, böser Gesinnungen, ein letztes Mittel, wenn es überhaupt noch eines giebt. Aber die Betrachtung drängt sich sofort auf, daß solche Musterstrafhäuser nicht allein nur für Verbrechen geringerer Natur, sondern auch nur für kleinere Staaten anwendbar sind. Man muß ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit zuwenden: man muß sie nicht allein mit Fürsorge, sondern mit jener Art von Coquetterie behandeln, die ihnen hier zu theil wird: würde ihre Verwaltung von oben herab, und in Pausch und Bogen betrieben, so dürften ähnliche Resultate immer schwieriger, und der Nutzen solcher reinlichen Detentionsanstalten immer problematischer werden. Dann drängt sich auch die Betrachtung auf, ob durch die Ueberfeinheit dieser Einrichtung nicht die Strafhäuser selbst in Geschmack kommen, und ob nicht eben gewisse Verbrechen bloß in der Absicht begangen werden, in das Detentionshaus kommen zu können. Wie durch die Ausrottung einer Krankheit sofort andere Krankheitsformen entstehen, so bringt auch die Extirpirung eines moralischen Uebels andere moralische Uebel hervor. Die Menschen, welche zu einseitig nur immer auf das Hinwegbringen unangenehmer Erscheinungen sehen, bemerken nur oft nicht die neue Mißgestalt, die sich heimlich unter der verschwundenen bewegt.

Ich will hier bei Gelegenheit meines Lausanner Aufenthalts eines komischen Incidenzpunktes Erwähnung

thun, der sich an dem Abend ereignete, an welchem ich von dem General La Harpe nach meinem Wirthshause zum Falken ging. Ich hatte mich hier kaum in der großen Wirthsstube niedergesetzt, als ich am Tische mir gegenüber einen Mann erscheinen sah, der im Anmeldebuche blätterte. Endlich las er laut:

Eduard Gans. Auch wohl ein Verbannter.

Aufmerksam durch diese Aeußerung geworden, stieß ich den neben mir sitzenden Studenten an, und bat ihn durch Zeichen, keine Verwunderung an den Tag zu legen. Der Mann, welcher geblättert, und die eben wiedergegebene Aeußerung gemacht hatte, ging, nachdem er gesehen zu haben schien, welche Fremde sich in dem Hause aufhielten, aus dem Zimmer, und kam nach einer Weile wieder.

Auf mich zugehend fragte er mich:

Sind Sie Herr Professor Gans?

Allerdings!

Und nicht verbannt?

Nicht im allergeringsten; ich wüßte auch nicht, warum.

Werden Sie in ihr Vaterland zurückreisen?

In wenigen Wochen. Aber mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen?

Ich bin der ehemalige Finanzminister während der polnischen Revolution Biernacki aus Kalisch, ein Verbannter ohne Heimath, dem die Erinnerung des

vergangenen Jahres als Kissen dienen muß, auf dem sich die Oede und Leerheit des heutigen ausstreckt.

Mir schien dieser sich so sonderbar anmeldende Mann eine gewisse Geistes und Redefähigkeit zu besitzen, und ich verweilte bis zwei Uhr des Nachts, um ihn wie einen alten trojanischen Kämpfer über das Unglück und den Krieg der Polen reden zu hören. Was ich vermuthete, traf ein. Skrzynecki wurde bitter wegen der Fehler, die er begangen habe, angegriffen. Es wurde gezeigt, daß er als Soldat allerdings die Fähigkeiten besessen habe, welche einem Divisionair zuzuschreiben sind, daß ihm aber alle höhere Einsicht, namentlich in die europäische Politik abgegangen sey, und daß er durch Zaudern in einem Augenblick Erfolge habe erringen wollen, in welchem nur schnelles Handeln, und ein entschiedenes Benehmen dieselben hätte sichern dürfen. Er wäre es, der der Sebastianischen Zusicherung eines Beistandes, im Falle des Hinziehens der Streitigkeiten, vertraut habe, und die einzige bedeutende Waffenthat bei Dembe Wielke sey nicht seiner Entschlossenheit, sondern dem Rathe Anderer zuzuschreiben gewesen. Recriminationen der genannten Art sind zwar nicht im Stande, einen einzigen Akt der Weltgeschichte ungeschehen zu machen, aber sie wirken wie ein beruhigendes Pulver, um die unglücklichen Opfer solcher Begebenheiten nicht ganz der Verzweiflung zu übergeben. Die Wirkungen des „hätte dieser“ oder des „wäre die-

ses geschehen“! sind in so fern als unbezahlbare Linderungen eines gerechten Schmerzes anzusehen, denen man sich niemals zu sehr entgegensetzen muß.

Wir befuhren, nach einigen Tagen Aufenthalt in Lausanne, den Genfer See von Amhy bis Genf. Vielleicht steht dieser See dem Comer an großartiger Naturschönheit, an Reichthum der Niederlassungen, und an bewegtem Leben nach; aber Freiheit und Bildung haben auch ihrerseits einen Einfluß auf die Natur selbst, und nach Betrachtung alles Dessen, war hier zusammen erscheint und geboten wird, konnte ich die Vorstellung nicht von mir weisen, daß eine stille Zurückgezogenheit an den Ufern dieses Sees, gleichviel wo, der schönste Lohn für ein durcharbeitetes Leben seyn müßte. Auf dem Dampfboote machte ich die Bekanntschaft zweier Männer, die Beide Fürstenerzieher waren und zum Theil noch in diesem Augenblicke das Amt bekleideten. Der eine war, wie er sich mir ankündigte, der Baron Dúpuygé, der Erzieher des Kaisers Nicolaus von Rußland, und von demselben mit den Insignien des großen Annenordens versehen (ich gebe dieses lediglich nach seiner eigenen Aussage). In Sprache und Ausdrucksweise, so wie im Inhalt der Gedanken, war ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und dem General La Harpe. Dagegen empfahl sich Herr Soret, der Erzieher des Erbprinzen von Weimar, welcher sich auf demselben Dampfboote befand, durch edle Haltung,

freisinniges Gespräch, und eine Betrachtung der Sachen, nicht nach ihrem äußeren Schein, sondern nach ihrer Substanz. Daß die französische Schweiz an Erziehern, Gouvernanten und Bonnen einen so guten Ausfuhrartikel besitzt, mag eben in der feinen gesellschaftlichen Bildung liegen, welche hier nicht durch das Störende eines großen nationellen und weltgeschichtlichen Inhalts verdunkelt wird. In einem französischen Schweizer hat man der Sprache nach einen Franzosen, ohne jenes Bedeutende und nothwendig Anmaßliche, das dieser dem Werthe seines Volkes ohne Zweifel entlehnt.

Genf war um diese Zeit von einer gewissen historischen Bedeutung. Der Karlismus hatte dort seinen Heerd errichtet. Der Krieg in der Vendee; der abentheuerliche Aufenthalt der Herzogin von Berry in diesem Theile von Frankreich stand in der nächsten Beziehung zu den Umtrieben, welche in Genf ihren Mittelpunkt hatten. In dem Wirthshause, in welchem wir uns befanden, in dem Hôtel des étrangers, wohnte eine carlistische französische Familie, Mann, Frau und Schwiegervater, welche mit einigen gleichgesinnten Landsleuten und Freunden an der table d'hote sitzend, vor zweien Unbekannten, wie wir, sich nicht in ihren Herzensergießungen stören ließen. Die bestehende Regierung in Frankreich wurde nicht einmal gewürdigt, als eine factische betrachtet zu werden: sie existirte nach den Reden der Karlisten eigentlich gar nicht: bisweilen kamen

Sarcasmen gegen Ludwig Philipp und sein Haus zum Vorschein: manchmal freute man sich sogar über den äußersten Liberalismus und die Wendung, welche er zu nehmen drohte. Mit den bestimmtesten Worten erklärten alle Anwesenden, es könne die Julíregierung kaum noch ein Jahr aushalten, und Madame freute sich schon auf den Spektakel in Paris, wenn der Herzog von Bordeaux seinen Einzug halten würde. Doch existirte in diesem karlistischen Familienkreise selber ein unheilbares Schisma. Der alte Schwiegervater war für den Karlismus in erster Potenz, das heißt für Karl X. selbst eingenommen, und behauptete die Nullität der Abdankung desselben und seines Sohnes, aus dem Grunde, weil Niemand vorhanden gewesen sey, der sie acceptirt hätte. Es gab alle Mittag die sonderbarsten und spaßhaftesten Streitigkeiten zwischen dem Alten und seinem Schwiegersohn, und die Wuth über diese Meinungsverschiedenheit wurde so groß, daß der Alte endlich vom Tisch wegzubleiben drohte. Diese Wortkriege de lana caprina hatten darin eben ihre Komik, daß sich die Streitenden recht viel darauf zu Gute thaten, vor uns, Jeder in seiner Weise, zu glänzen. Bisweilen berief sich der Alte auf mich, und ich war so boshaft, ihm immer Recht zu geben.

Unter den Männern, die ich zu sehen wünschte, war bloß ein Einziger, der mir unumgänglich nothwendig schien, und dies war S i s m o n d i. R o s s i hielt sich

als Gesandter bei der Tagsatzung in Luzern auf, und Andere aufzusuchen hatte ich weder Zeit noch Lust. Da ich aber Sismondi nicht empfohlen war, so schrieb ich ihm einen kleinen Zettel, worauf ich meinen Namen und meine Begierde, ihn kennen zu lernen, verzeichnete. Dieser wurde durch einen Boten nach dem Landgute Sismondi's geschickt, das eine halbe Meile von Genf entfernt lag. Mit der größten Artigkeit wurde ich nun zu erscheinen eingeladen, und kam den anderen Tag wirklich. Ich fand einen liebenswürdigen Mann, der etwa den Funfzigen nahe war, und mit dem ich sehr bald nach einigen Gesprächen über die Geschichte Frankreichs auf die der heutigen Zeit zu reden kam. Sismondi war nichts weniger als Doctrinair: er tadelte den Gang der französischen Politik und namentlich der Periérschen Verwaltung, war für einen freisinnigeren Aufschwung, wollte aber die Ansicht vertheidigen, daß, je größer die Anzahl der Wähler sey, desto schlechtere, ja man könnte sagen unfreisinnigere Wahlen zu Stande kamen. Er tadelte daher das neue französische Wahlgesetz, und war durchaus gegen die Petitionen um Reformirung desselben, die nach dem Durchgehen der englischen Reformbill allmählig in Frankreich eingebracht wurden. Er wunderte sich über mich und über die zwar gemäßigten, aber dennoch freisinnigen Gedanken, welche ich an den Tag legte, die er einem berliner Professor niemals zugetraut habe. Vor wenigen

Tagen hatte ihn erst ein heidelberger Professor der Nationalökonomie besucht, und in vollkommen anderem Sinn gesprochen, was ihn zu dem Gedanken veranlaßte, daß es wohl in Deutschland überall auf gleiche Weise seyn möchte. Der Einladung Sismondis, ihn weiter an seinen Mittwochen zu besuchen, konnte ich keine Folge leisten, weil mein Aufenthalt in Genf nur noch einige Tage dauern mochte.

In Genf zu seyn, ohne Ferney zu besuchen, wird man für unmöglich halten. Voltaire, jener mächtigste Repräsentant der Geistigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, jener theoretische Miturheber der Begebenheiten, in welchen wir uns bewegen, hatte hier die Zeiten seines langen Alters verlebt, und die erhaltenen Räume, in denen er geweilt hatte, mußten das innere Bild vervollständigen, welches ich von ihm haben mochte. Hier in Ferney wird noch jetzt ein alter Diener Voltaires aufgefüttert, der mit großer Bereitwilligkeit den Fremden die Wappensammlung seines alten Herrn mit den epigrammatischen Bemerkungen zeigt, die er dazu machte. Mit in den Kauf bekommt man artige Anekdoten von dem Jesuiten Adam und Voltaire, und andere theils bekannte theils unbekannte. Dann wird man in die Zimmer geführt, die, wie man sagt, seit den einigen funfzig Jahren seines Todes nicht verändert seyn sollen. Alte schlechte Gemälde, einige Curiositäten, wie sie der *damaligen* Zeit angemessen waren, wenige Bücher, und

eingesunkene Möbel machen die dürftige Bekleidung derselben aus. Wie man bei dem Besuche der Malmaison eine Vorstellung von der bürgerlichen Pracht der consularischen Zeit erhält, so weiht einen die Ansicht dieser Ueberreste von Ferney in die philosophische Einfachheit der Voltaireschen Periode ein. Man sieht klarer und deutlicher, wie von diesem Punkte aus der Verstand, ohne alle andere Unterstützung als sich selbst, die Welt zu beherrschen und umzuwälzen unternimmt.

Meinen Rückweg von Genf aus wollte ich über Bern und Aarau antreten, hauptsächlich um einige bedeutende Männer, wie Zschocke und Troxler, kennen zu lernen. Des Morgens nach meiner Ankunft in Aarau besuchte ich den Ersten. Seine Frau schien mir die Fremden, die zu ihrem Manne wollten, erst zu besichtigen, und dann in Folge des Präjudizes, das diese erregt hatten, ein- oder auspassiren zu lassen. Zschocke selbst kann noch heute nicht den Magdeburger Dialekt verläugnen, in dem er aufwuchs: doch modificiren ihn einige schweizerische Contractionen. Sein Sinn ist mild, und seine politische Farbe war um diese Zeit die des schweizerischen juste milieu. Er hatte früher gegen Junkerthum und Pfäfferey in einem entschieden aufgeklärten Sinne gefochten, und unter den Liberalen eine Stelle eingenommen: um diese Zeit waren die Schweizer Radicalen gegen ihn gewandt, weil er, wie sie sagten, nur eine geringe Charakterfestigkeit an den Tag

legte, und seine Meinungen zu sehr nach seinem eigenen Vortheile ermäßige. Es ist immer höchst interessant, einen Ausländer als politischen Mann bei einer fremden Nation auftreten zu sehen, zu bemerken, in wie weit das Einheimische bewahrt ist, oder gar den Grund der staatsmännischen Erscheinung ausmacht, und andrerseits herauszubringen, was durch einen langen Aufenthalt außerhalb des Geburtslandes für fremde Bestandtheile sich mitgetheilt haben. In Zschocke konnte ich noch die beibehaltene Dehnung des norddeutschen Charakters erkennen, den Mangel an augenblicklicher Aufregungsfähigkeit, wie sie den Süddeutschen gegeben ist, dann aber auch wiederum, was die Norddeutschen besitzen, Glanz äußerer Darstellung, die Macht und Glätte des Ausdrucks, die gerade in der Schweiz am meisten fehlt, und daher Denjenigen, welcher sie besitzt, als ein eigenthümliches Talent erscheinen läßt. Durch seine Frau und eine zahlreiche Familie gehörte er übrigens jetzt der Schweiz in engster Weise an, und die monarchischen Einrichtungen seines Vaterlandes waren ihm nur noch in dem Sinne einer halb verklungenen Jugenderinnerung gegenwärtig. Troxler, das theoretische Haupt der freisinnigsten Partei in der Schweiz, erschien mir ganz anders, als ich ihn mir gedacht hatte. Seine zahlreichen Freunde schilderten ihn beständig unter der Gestalt eines trotzköpfigen und launischen Mannes, der das Aeußerste wolle, und mit dem man kaum verkehren könne.

Hegel und Varnhagen waren die Einzigen gewesen, die anders und im umgekehrten Sinne von ihm gesprochen hatten. Ich fand diese letztere Darstellung vollkommen bestätigt. Mir kam er als ein liebenswürdiger, feingebildeter, seinen Meinungen freilich nichts vergebender Mann vor, der aber als schweizerischer Politiker gerade das vom Auslande angenommen hatte, was etwa einzuführen wäre, nämlich Schönheit und Anmuth der Rede. Sein Unglück, die vielfachen harten Maßregeln, die der Parteigeist gegen ihn getroffen hatte, machten ihn nicht verdrießlich und mißgestimmt, sondern vielmehr humoristisch und voll Einfälle und Laune. Was ihm oder der Welt auch begegnen möchte: er war stets gewillt, auf seinem Posten zu bleiben, seine ursprünglichen Gedanken durchzuführen, oder doch zu thun, was in seinen Kräften läge. Uebrigens war sein ganzer Sinn auf die Eidgenossenschaft gewandt, und Das, was man in entfernterer Weise Propaganda nannte, lag ihm unendlich weit ab. Seine Frau, eine geborne Potsdammerin, war mit ihrem Manne in Allem, was er that, einverstanden, und schien ihn noch da zu stacheln und anzuspornen, wo er etwa allein säumig gewesen wäre. Wie Frauen vielleicht geeigneter als Männer sind, Das, was ihnen von der Heimath anklebt, abzulegen, so hatte die Gattin Troxlers sich mit Dem, was der Schweiz Noth that, identificirt, und in ihrem Wesen und in ihrer Art sich auszudrücken war wenig Märkisches mehr

anzutreffen. Troxler war hier in Aarau zu seinem früheren Gewerbe eines Arztes zurückgekehrt, und lebte in seinem angeerbten, schön gelegenen Häuschen. Sein Wunsch war indessen von Neuem auf eine Professur der Philosophie gerichtet, die er in Zürich oder in Bern erlangen mochte. Nach Deutschland wäre er auf keine Weise gegangen, welche Universität ihn auch berufen haben möchte. Sein Leben war der Eidgenossenschaft gewidmet, für diese, theils als Jugendlehrer, theils als freyer Staatsmann zu wirken, schien ihm seiner Kräfte einziges und würdiges Ziel.

Da ich gerade in Aarau mich aufhielt, so mochte ich die Zusammenkunft des Schweizerischen Schutzvereins nicht versäumen, der eben zu Schinznach seine allgemeine Versammlung hatte. Es war überhaupt kein großer Umweg, über Schinznach nach Basel zurückzugehen, und nächst der gebotenen Einsicht in die politischen Zustände reizte mich die dicht bei Schinznach gelegene Ruine des alten Habsburger Schlosses. In dem Badeflecken fand ich eine zahlreiche Menge vor, die theils als Zuschauer, theils als Mitwirkende an Dem, was hier vorgehen sollte, Theil zu nehmen gedachte. Bald nach acht Uhr begann die Versammlung. Casimir Pfyffer von Luzern präsidirte, und der eigentliche Gegenstand der Berathung betraf die Art und Weise, wie man bei der neuen Constituirung des Bundes verfahren möchte. Der Präsident, der hier zu

der gemäßigten Partei zu gehören schien, sprach in jenem breiten Dialekte, in welchem jeder Sylbe ihr vollkommenes Recht wiederfuhr: in ganz ähnlicher Weise drückte sich Hans Schnell von Burgdorf aus, aber so bernerisch undeutlich, daß ich von der Rede, obgleich sie laut genug gesprochen wurde, kaum die Hälfte verstand. Dr. Henne von St. Gallen folgte, und er schien mir einem bestimmt gefaßten und nicht minder bestimmt ausgedrückten Ziele entgegen zu gehen, aber alle diese Redner mußten weichen, als Troxler sich erhob. Mit einem Tone, der durch einen Aufenthalt in allen deutschen Gauen erworben zu seyn schien, und der die ursprüngliche Härte des schweizerischen Dialekts abgestreift hatte, sprach er allein mit feinen rednerischen Wendungen: er berief sich auf andere Länder und Verhältnisse, und hatte in Allem, was er vorbrachte, eine wahre parlamentarische Haltung, die seinen Vormännern vollkommen fehlte. Auch bemerkte ich in seiner Rede keine Spur von Exaltation, sondern vielmehr Mäßigung, wenn sie auch eine freisinnige Farbe hielt. Wenn unter den deutschen Rednern Troxler die Palme gebührte, so erhob sich nunmehr ein französischer Schweizer, Professor Rodieux aus Lausanne, der klar und präcis sprach, sich niemals verwickelte, die Fragen, die hier vorlagen, mit ungeheurer Sagacität beantwortete, und indem er sich zu der liberalsten Ansicht schlug, dennoch nicht das Ansehn eines Eisenfressers hatte, wie es

häufig sich den deutschen Rednern mittheilte, wenn sie in ihrer ungemessenen Redekraft sich ergangen hatten. Es war ganz merkwürdig, daß die Rede des Professors Rodieux ein solches Aufsehen machte, daß die Majorität sich sehr bald zu seinen Ansichten hinneigte. Nicht die Ueberlegenheit des französischen Geistes, sondern die der französischen Sprache mochte es seyn, welche diesen Triumph gefeiert hatte. Indem sie alles Vague, Gemüthliche und Geheimnißvolle ausschließt, wird es ihr leichter, Das, was sie hat und auch will, durchzusetzen und zu einem bestimmten Resultate zu bringen.

Diese Versammlung von Schinznach gab mir einen vortrefflichen Schlußstein zu den Betrachtungen, die ich über die Schweiz angestellt hatte. Wenn nunmehr die Frage aufgeworfen wird: haben die daselbst verhandelten Gegenstände und die Begebenheiten, die sich dort ereignen, eine europäische Bedeutung? so wird man leicht geneigt seyn, mit Nein zu antworten. Denn die Particularitäten in der Schweiz haben nicht, wie die in England einen allgemeinen Werth, und eine sich über die Grenzen des Landes hinaus erstreckende Geltung; sie sind vielmehr Binnenbesonderheiten, die mit Sitten, Sprache und eigenthümlichem Leben so verwachsen sind, daß ein Fremder sie abgetrennt davon nicht mehr zu fassen vermöchte. Was da mit höchster Leidenschaft besprochen, mit dem aufgetragensten Accente betont, und *mit einem* Ernst abgehandelt wird, als hänge das

Schicksal der Welt davon ab, verdient bisweilen nicht, von dem europäischen Standpunkte aus, einer ordentlichen Erwägung unterworfen zu werden. Aber die Schweiz in ihrer geographischen Lage ist selbst ein so wichtiges Lebensgefäß, daß Italien, Deutschland und Frankreich nicht ohne beständigen Hinblick auf die Zustände derselben sich bewegen können. Daß sie einer oder der anderen Seite, die sich heute im europäischen Leben aufthut, angehöre, scheint jeder ein so wichtiges Moment, daß alle ihren Einfluß geltend zu machen suchen. Die Schweiz mit ihrer Neutralität und andrerseits mit ihren Wünschen und Zuneigungen, mit der Tapferkeit ihrer waffenkundigen Bevölkerung, und dann wieder mit der unhierarchischen Isolirtheit der Einzelnen, mit der Gewohnheit, sich willfährig zu erweisen, aber mit eben so viel auffässigem und störrischem Sinn, als mit biegsamem und eingehendem begabt: von Aristokratien und demokratischen Institutionen, die ebenfalls zu Aristokratien verknöchert sind, zerfressen; eben so lebendig und aufgeregt, als veraltet und abgestanden: bietet ein so wunderbares, geistiges Bild dar, als seine Natur mannigfaltig erhaben und kraus ist. Wenn ein Politiker gerade nicht nach der Schweiz gehen muß, um den Staat kennen zu lernen, so darf ein solcher, der bereits weiß, was er ist, sich dort auch in den kleinen Verhältnissen umsehen, in welchen sich derselbe bewegt. Die Bedeutung der Männer wächst bis-

weilen nach Maßgabe der Geringheit der Gegenstände, denn zufällige Hindernisse setzen sich selten dem Emporkommen des Geistes entgegen: Freiheit der Discussion, Volksversammlungen und die Gewohnheit des öffentlichen Mitsprechens sind eine gute Atmosphäre für politische Bildung, und wenn ein europäischer Sinn auch bisweilen in der Betrachtung dieser Zustände erlahmt, so wird er die eigenthümliche Größe doch nicht verkennen, die den eidgenössischen Männern zuzuschreiben ist.

Goethe an seinem Geburtstage.

Es war etwa gegen den zwei und zwanzigsten August 1827, als ich eine Reise nach dem Rhein antrat, auf welcher ich Jena berühren und dort alte und neue Freunde besuchen wollte. Der Professor Zimmern von Heidelberg, ein Jugendfreund und Studiengenosse, so wie seine Collegen v. Schrötter, Ortloff, Schmidt, die mich schon das Jahr vorher auf meinem Durchfluge freundlich aufgenommen hatten, sollten diesesmal, wenn auch nur im Vorüberziehen, bestens begrüßt werden. Einige Tage vor der Feier des Goetheschen Geburtstages kam ich in Jena an. Dieses Fest war für das ganze Weimarische Land nicht bloß ein offenkundiges, sondern auch ein wahrhaft nationelles.

Die große Zeit, in welcher sich Weimar, sey es durch die Begünstigung des Zufalls, sey es durch die Weisheit der Herrschenden, zu einem Mittelpunkt deutscher Dichtkunst und Literatur erhoben hatte, war freilich vorüber, aber von den vier Sternen, die damals

glänzten, war der eine höchste und hervorragendste geblieben, und so durfte der Wittwensitz der Vergangenheit eine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wie sie die Blüthe der Gegenwart nicht erlangt hatte. Es wurde in den Tagen vor dem 28sten August von Nichts wie von dem bevorstehenden Feste gesprochen: wie wenn in einer fromm katholischen Stadt die Zeit erscheint, in welcher dem regierenden Heiligen seine angestammte Procession dargeboten wird, so war man hier auf neue Aufmerksamkeit, auf erfinderische Huldigungen bedacht. Daß die Dichter des Landes sich anstrengten, in Sonnetten, ottave rime und Distichen in hergebrachter Weise die Feier des Tages zu begehen, daß die Mädchen Kränze wanden, daß Deputationen zur Beglückwünschung von den Collegien gewählt wurden, und daß, was in Deutschland niemals fehlen darf, ein solennes Zweckessen veranstaltet wurde, versteht sich von selbst. Aber in allen diesen Maßnahmen liegt noch nicht der herrschende Geist eines Festes, die Gesinnung, welche bei Weitem mehr ist, als alle oft nur gewohnheitliche Aeußerungen derselben. Hier war das Innere noch überwiegender, als sein Ausdruck, und man merkte es Allen an, daß sie gern, wenn es die Umstände nur erlaubt hätten, mehr als schon geschehen war, gethan haben würden.

Am 27sten August des Mittags trank ich bei Zimmern auf die Gesundheit Hegels, dessen Geburtstag ge-

rade war. Ich erzählte viel von dem Doppelfeste, das wir zu Berlin im vorigen Jahre zu Ehren Hegels und Goethes in der Nacht vom 27sten zum 28sten August gefeiert, von den Gedichten, die es dort geregnet habe, von den Reden, die damals gehalten wurden und von den salzigen und spaßhaften Einfällen Zelters, der gegenwärtig gewesen sey.

Aber willst Du denn nicht morgen nach Weimar fahren? fragte Zimmern. Du hast ja wohl dergleichen noch niemals mit angesehen.

Ich weiß nicht, ob ein Fremder bei einem häuslichen Feste angenehm ist, erwiederte ich.

Nun, wenn irgend ein Fest allgemein genannt werden kann, so ist es wohl dieses. Du wirst nicht allein angenehm seyn, sondern man wird sich noch dazu der Gegenwart eines Berliners erfreuen.

Der Rath schien mir gut zu seyn, und ohne Abschied von meinen Jenaer Freunden zu nehmen, denn ich wollte wieder von Weimar zurückkehren, fuhr ich ziemlich früh den andern Morgen ab. Schon anderthalb Jahr früher hatte ich auf meiner Rückkehr von Paris mich Goethe vorgestellt, und Herr von Varnhagen war so gütig gewesen, mich durch einen Brief demselben zu empfehlen. Damals waren Hotho und ich indessen nur eine Viertelstunde bei ihm geblieben: er hatte uns ziemlich gemessen und kalt empfangen, und das Gespräch, das wir führten, hatte einen gar einsylbigen

Charakter behauptet. Nach Dem, was bisher vorgegangen war, glaubte ich es nicht wagen zu dürfen, mich direct bei dem großen Dichtergreise anmelden zu lassen, und ich suchte daher zuvörderst den Kanzler von Müller auf, dem ich von Berlin aus empfohlen war, und der als freisinniger und liebenswürdiger Hofmann, als talentvoller Jurist, so wie als nächster Freund Goethes mir wohl sagen konnte, was ich zu thun hätte, um Antheil an den bevorstehenden Feierlichkeiten zu nehmen.

Ich traf den Kanzler von Müller nicht: er war bei Goethe, und ich sah mich daher genöthigt, mich auf den Weg nach dem Goetheschen Hause zu machen, um den Kanzler herausrufen zu lassen, und ihm meine Bitte vorzutragen. Eben als ich im Hause angekommen war, fuhr ein Wagen vor: der König von Baiern sprang aus demselben, und mit der Heftigkeit eines Jünglings verlangte er, bei Goethe gemeldet zu werden. Alles war in der größten Bewegung, und nachdem ich, was geschehen war, vernommen hatte, mußte ich mich freilich bescheiden, die Begebenheiten abzuwarten, und eine glücklichere Zeit für meine Zwecke zu erzielen.

Der König von Baiern, von dem Wunsche getrieben, dem Heros der deutschen Dichter eine eigene Geburtsfeier zu bereiten, war des Tages zuvor von Brückenau abgereist, hatte die Nacht im Wagen zugebracht, und war denselben Morgen in Weimar angekommen. Die Originalität der ganzen Erscheinung, die unerhörte

Thatsache, daß ein königlicher Herr sich auf die Reise begebe, um den Nestor der Schriftsteller mit dem Großkreuze des Civilverdienstordens zu schmücken, machte ein Aufsehen, wie selten eine Begebenheit in Zeiten des Friedens. Die Worte, welche der König Goethe im kleinen Kabinette, in welches er ihn hineinnahm, gesagt haben sollte, wurden freilich verschieden erzählt: so viel war indessen gewiß, daß nicht dem Großherzoge, sondern dem Dichter der Besuch gegolten habe, daß es eine persönliche und ritterliche Aufmerksamkeit sey, die mit den Gedankenrichtungen und Einfällen des Königs wohl zusammenstimmte, und daß, wenn im Mittelalter ein solches Ereigniß als historisches Factum würde verzeichnet worden seyn, es heute wenigstens verdiente, bemerkt zu werden. Einige Wenige, die größere Anhänger Goethes als Bewunderer der ihm gespendeten Artigkeit waren, fanden den Civilverdienstorden zu gering, und meinten, daß der Hubertusorden einzig und allein des Ueberbringers werth gewesen sey. Was mich betrifft, bei dem der Rangstreit der Orden zu den allergleichgültigsten Verhandlungen gehört, ich war entzückt über die Thatsache des Besuches: ich sah darin eine große und würdige Anerkennung der höchsten menschlichen Leistungen, und freute mich, daß Glück und Zufall mir vergönnt hatten, einer Scene wie dieser näher ins Auge zu sehen. Während dieses Vorfalls war eine solche Aufregung in dem Goetheschen Hause, daß ich, ohne gemeldet

worden zu seyn, wegging, einen kleinen Spaziergang in dem Schloßpark machte, und ungefähr eine Stunde nachher wiederum zum Kanzler von Müller kam, den ich nunmehr traf, und der mich mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit empfing. Er lud mich sogleich zu dem großen Mittagessen ein, das an einem öffentlichen Orte gegeben wurde, und forderte mich auf, mich sogleich wieder zu Goethe zu verfügen, und bei demselben anmelden zu lassen. Dies that ich auch augenblicklich: ich wurde ohne die geringste Schwierigkeit angenommen, und da alle Gratulanten sich bereits entfernt hatten, so wurde mir das Glück zu Theil, mich mit Goethe ungefähr eine halbe Stunde lang in einem kleinen Cabinette unterhalten zu dürfen. Das Gespräch betraf die Berliner Universität, die Neigung für philosophische Studien auf derselben, die Wirksamkeit, welche Hegel fortwährend daselbst ausübe, und endlich die Jahrbücher, welche Goethe zu interessiren schienen. Er meinte, wenn die Philosophie es sich zur Pflicht mache, auch auf die Sachen und Gegenstände, welche sie behandele, Rücksicht zu nehmen, so dürfte sie um so wirksamer werden, je mehr sie freilich auch mit den Empirikern zu thun bekomme. Nur werde immer die Frage entstehen, ob es zugleich möglich sey, ein großer Forscher und Beobachter, und auch ein bedeutender Verallgemeinerer und Zusammenfasser zu seyn. Es zeige sich namentlich jetzt an Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire, daß

diese Eigenschaften in der Regel ganz verschiedenen Menschen zu Theil würden. Er traue Hegel zwar sehr viele Kenntnisse in der Natur, wie in der Geschichte zu: ob aber seine philosophischen Gedanken sich nicht immer nach den neuen Entdeckungen, die man doch stets machen würde, modificiren müßten, und dadurch selber ihr Kategorisches verlören, könne er zu fragen doch nicht unterlassen. Ich erwiederte, daß eine Philosophie ja gar nicht darauf Anspruch mache, für alle Zeiten eine Gedankenpresse zu seyn, daß sie nur ihre Zeit vorstellen, und daß mit den neuen Schritten, welche die Geschichte, und die mit ihr gehenden Entdeckungen machen würden, sie auch gern bereit sey, ihr Typisches in flüssige Entwickelung zu verwandeln. Diese Bescheidenheit des philosophischen Bewußtseyns schien Goethe zu gefallen, und er kam nunmehr auf die Jahrbücher. Ihm mißfiel eine gewisse Schwerfälligkeit und Weitläuftigkeit, welche in den einzelnen Abhandlungen läge; er tadelte meine Recension über Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, aus dem Gesichtspunkte, daß ich den Autor nöthigen wollte, etwas Anderes zu thun, als er im Sinne habe; aber mit dem Brechen der Anonymität war er ganz einverstanden und hoffte, indem er mich entließ, die Jahrbücher würden realisiren, was die Jenaer Literaturzeitung einmal versprochen habe. Was mich betrifft, sagte er, so will ich sehr gern den Antheil nehmen, den meine Beschäftigungen mir gestatten. Vor

meinem Weggehen lud er mich für alle folgenden Tage, die ich noch in Weimar seyn würde, zum Mittagessen ein.

Mir kam nach dieser höchst liebenswürdigen und freundlichen Aufnahme Goethe ganz anders, wie früher vor. War dieser gesprächige und sich mittheilende Mann derselbige, welcher mich vor anderthalb Jahren so steif und kalt empfangen hatte? Hatte ihn die Feier seines Geburtstages umgestimmt und verwandelt? oder war es früher nur die Unbekanntschaft mit mir, welche jene Wirkung hervorbrachte? Die verschiedenen Urtheile, welche über Goethes Aufnahme gefällt wurden, schienen aus den Zeiten erklärt, in welchen man ihn gesehen hatte, aus den Stimmungen, denen sich Niemand eigentlich entwinden kann, und die ein Mann, der so beständigen Anstürmungen von Seiten der Fremden ausgesetzt war, am wenigsten beherrschen konnte.

Das Mittagsessen, welches diesen Tag in einem öffentlichen Locale gegeben wurde, hatte doch mehr Farbe, als ähnliche, welche bei uns stattfinden: ich war an manchen Orten in Berlin und Paris ein so vieljähriger Goetheesser gewesen, daß mir wohl darüber ein Urtheil zustand. Erstens traten alle einheimische Dichter mit ihren Festarbeiten auf. Der Kanzler von Müller, Herr Consistorialdirector Peucer, Herr Professor Riemer, Herr Eckermann und andere lieferten zum Theil schöne und eindringliche Verse. Der junge Goethe, welcher *gegenwärtig* war, und seinen Vater vertrat, antwortete

in einem schön gesetzten Gedicht, das man sehr bald für ein Werk des alten Gefeierten erkannte. Das Gespräch kam vom Herzen und ging zum Herzen: die Toaste waren lebendig, und das ganze Fest glich nicht einem exotischen Gewächs, sondern vielmehr einer einheimischen Pflanze. Was auch gegen die vielfachen Zusammenkünste zur Feier großer Männer, und namentlich großer Dichter, gesagt worden ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß in einem Lande, wo die Literatur die einzig verbindende Kette bleibt, weder das Bedürfniß noch die Ausführung solcher Zwecke getadelt werden darf. Diese Versammlungen ersetzen die politischen Diners anderer Völker, denn der Geist der Vergesellschaftung ist bei allen Nationen vorhanden, und äußert sich nur bei dieser auf die eine, bei jener auf die andere Weise. Hier in Weimar kam mir das Goethefest dieses Tages wie das literarische Parlament vor, dem es mir vergönnt war, als Zuschauer beizuwohnen.

Des Abends wurde zur Feier des Tages, wohl aber auch zu Ehren des Königs von Baiern, ein Ball im Schützenhause, unfern von der Stadt, gegeben. Der König erschien, verweilte mehrere Stunden, und hinterließ, als er sich entfernt hatte, den Ruf der ausnehmendsten Liebenswürdigkeit. Ich sah ihn mit allen ausgezeichneten, und sowohl durch Rang als durch Anmuth hervorragenden Damen sprechen; den Saal durchflogen große und vortreffliche Aeußerungen, die er nicht allein

in Beziehung auf Goethe, sondern auch rücksichtlich Schillers gemacht haben sollte; man freute sich allgemein, daß die Literatur an diesem Tage eine so große Anerkennung erhalten hatte, und Weimar, welches den Ruf des deutschen Athens schon beinahe einzubüßen glaubte, erhob sich während dieser Vorfälle noch einmal stolz und in dem Bewußtseyn, daß es die einzige Stadt sey, der so Großes geboten werden könne.

Mir war der folgende Tag indessen interessanter, wie der verlaufene, weil ich des Mittags bei Goethe essen sollte, und nunmehr doch auch Gelegenheit hatte, in das häusliche Leben des großen Dichters, und in die Art und Weise zu schauen, wie er Andere aufnehme und behandle. Ich fand fast alle Gäste schon versammelt: es waren meist diejenigen, die an dem vorigen Tage als Dichter und Anordner des Festes aufgetreten waren. Goethe war im großen Costüme, mit allen seinen Orden angethan, und von Frauen nur seine Schwiegertochter und ihre Schwester, Fräulein von Pogwisch, gegenwärtig. Als man zu Tisch gehen wollte, nahm Goethe Herrn Dr. Parthey aus Berlin und mich bei der Hand, führte uns zur Tafel, setzte sich zwischen uns, und meinte, daß er sich mit Absicht den Platz zwischen den Berlinern vorbehalten habe, die so gütig gewesen wären, gestern an seinem Feste zu erscheinen. In der Nähe eines solchen monumentalen Riesenwerkes, wie *mein Nachbar* war, bedurfte es erst einigere Zeit, um

mich von Erstaunen, Befangenheit und anderen erstarrenden Momenten und Einflüssen zu erholen, nach und nach thaute ich auf: endlich fühlte ich mich warm und heimisch, und glaubte nun nicht allein Bescheid auf die an mich gethanen Fragen geben zu müssen, sondern wohl auch bisweilen, freilich verschämt und nicht recht sicher, mit etwas mir Angehörigem hervorzutreten. Das Gespräch wandte sich an diesem Tage auf Personen, namentlich auf solche, die Goethe nahe befreundet waren. Er sprach mit höchster Anerkennung und Liebe von Zelter, dessen Portrait er vor wenigen Tagen erhalten hatte: er fragte nach dessen Schüler Felix Mendelssohn Bartholdy, und prophezeihte diesem große Erfolge, endlich redete er auch von Schiller und namentlich von dessen Stücke Maria Stuart. Auf meine Bemerkung, daß ich die Rolle des Leister eigentlich niemals hätte gut spielen sehen, und daß sie selbst Wolf, den ich als Schauspieler sonst sehr verehrte, nur mittelmäßig gegeben, erwiederte Goethe, daß diese Rolle ein vorzüglich gut durchdachter Charakter sey, daß überhaupt Maria Stuart zu den besten Schillerschen Arbeiten gehöre, und daß ihm wohl mancher Schauspieler vorgekommen wäre, der die Rolle des Leister recht treffend gespielt habe. Als einige Anwesende die Rede auf das gestrige Erscheinen des Königs von Baiern, und auf das Erhebende eines solchen Besuches brachten, meinte Goethe, sich zu mir wendend. Nun wenn ich

mich auch rücksichtlich Preussens, nicht einer solchen Ehre zu erfreuen habe, so bin ich doch Ihrem Vaterlande den größten Dank für den Schutz schuldig, den es mir in Beziehung auf mein Eigenthum, das heißt auf die Herausgabe meiner Werke gewährt hat. Er forderte nunmehr seinen Sohn auf, die Urkunde zu holen, in welcher das förmliche Privilegium ausgefertigt sich befand, und die von Sr. Majestät dem Könige, und von dem Generalpostmeister von Nagler unterschrieben war. Er hielt dieses Privilegium in einer prächtigen Rolle verwahrt, und sagte uns, indem er sie öffnete. „Sehen Sie, das ist der beste Orden." Hierauf wurde noch Mancherley über Nachdruck verhandelt, wie wünschenswerth ein allgemeines Gesetz gegen diese offne Wunde aller Autoren sey, und woher es käme, daß nur bestimmte Länder, wie zum Beispiel Preußen, der Ehre theilhaftig seyen, ihn in der Gesetzgebung als Unrecht bezeichnet zu haben. Nachdem die Tafel aufgehoben war, sagte mir Goethe im Wegehen: Wenn Sie Morgen noch in Weimar sind so kommen Sie, und essen Sie mit uns en famille.

Den anderen Tag erschien ich ebenfalls zur gehörigen Zeit, und fand diesesmal Goethe in einem Ueberrocke, wie er von Rauch dargestellt worden ist, auf einem Kanape seines größeren Zimmers sitzend, und ihm gegenüber den Hofrath Meyer aus Stäfa, der der weimarischen Kunstakademie verstand, und als Künstler,

wie als Archäolog hinreichend bekannt ist. Beide saßen lange, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, und auch ich wagte es nicht, sie zum Gespräche zu bewegen. Einige Töne wurden zwar von der einen, wie von der anderen Seite vorgebracht, aber ohne daß diese die Bedeutung gehabt hätten, eine Unterhaltung zu eröffnen. Endlich fragte Meyer nach den Fortschritten, den der Bau des Museums in Berlin mache, und rechnete nunmehr Goethen weitläuftig vor, was wir in Sculpturen und in Gemälden besäßen. Es kann was recht Ordentliches werden, sagte er, und die Anordnung und Aufstellung, die man vorhat, gefällt mir auch. Jetzt erschien Goethes Sohn, die Schwiegertochter, Fräulein von Pogwisch, und Herr Eckermann. Der Umstand, daß mehreremale bei Tische Engländer angemeldet wurden, die im Erbprinzen abgestiegen waren, und Frau von Goethe die Aufwartung machen wollten, brachte das Hauptgespräch auf England. Ich mußte von meinem Aufenthalt daselbst erzählen: Sitten und Eigenthümlichkeiten der Engländer wurden geschildert, und da Canning gerade vor einem halben Monat gestorben war, so gab sein Leben und sein Ende Veranlassung, ihn mit Pitt und dessen Vater, dem Grafen von Chatham, zu vergleichen. Goethe sprach von dem älteren Pitt mit Bewunderung und meinte, es sey doch in diesen alten englischen Staatsmännern mehr Lebenskraft und Ausdauer, wie in den jetzigen gewe-

sen. Ob dieses nun in den Personen oder eigentlicher in den Verhältnissen liege, wurde jetzt besprochen, und ich war der Meinung, daß die Leitung der heutigen Angelegenheiten ungleich schwieriger und verwickelter als zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges war, daß es also nicht wunderbar erscheinen dürfe, wenn Cannings Lebenskraft durch gebieterische Umstände, und durch nicht zu vermeidende Intriguen gebrochen worden sey. Obgleich Goethe selbst mir nicht uneingeschränkt eingenommen für die Engländer zu seyn schien, so lobte er doch die Zartheit ihrer Formen, namentlich in ihrem Umgange mit ihnen. So habe zum Beispiel ein Engländer seinen Torquato Tasso ins Englische übersetzt, und weil er ihm nicht zumuthen wollte, ein Manuscript durchzusehen, so habe er dasselbe zu Einem Exemplare drucken lassen, und ihm, damit er seine Bemerkungen machen könne, überreicht. Auch Lord Byrons wurde Erwähnung gethan, und über ihn Dasjenige gesagt, was schon aus anderen Berichten hinreichend bekannt ist.

Die Tafel wurde rasch aufgehoben, und ich fuhr, nachdem ich mich bei Goethe beurlaubt hatte, nach Jena zurück, wo ich meinen des Abends bei Schrötter versammelten Freunden Bericht über das Goethefest, über Das, was ich erlebt, über die Eindrücke, die ich empfangen hatte, abstatten mußte. Mir war das Ganze *fast noch* erhebender, als irgend eine politische Begeben-

heit, der ich ins Auge geschaut hätte; Alles was in unserem Vaterlande groß und erhaben erschien, war ja gleichsam in dieser Spitze zusammengezogen: das öffentliche und private Interesse wurde durch ein großes Kunstwerk repräsentirt, und, wer sich ihm hatte nähern dürfen, bekam schon dadurch eine gewisse Sanction, die man in das Buch seiner Erinnerung verzeichnen mußte. Als ich so reproducirend wiedergab, was ich erhalten hatte, sagte mir v. Schrötter:

Sie dürfen aber hier nicht von uns scheiden, ehe Sie das Pendant zu Dem, was Sie gestern und heute sahen, geschaut haben.

Und was wäre das für ein Pendant? fragte ich.

Keiner, als der alte Knebel, dieser Titan des achtzehnten Jahrhunderts, der in seinem beinahe neunzigsten Jahre durch geistige Rüstigkeit noch so bemerkenswerth ist. Erlauben Sie mir, Sie morgen dahin zu führen. Ich stehe gut mit ihm, und kann Sie vorstellen. In der That gingen wir des anderen Morgens zu diesem Genossen und Freunde Goethes. In dem kleinen Zimmer eines unscheinbaren Hauses saß der alte Knebel am 31sten August hinter einem ziemlich stark geheitzten Ofen, und las emsig in einer Handschrift, die vor ihm lag.

Aber heitzen Sie denn jetzt schon ein? fragte Herr von Schrötter. Ich heitze, erwiederte Knebel, wie die thüringer Bauern, wenn es kalt ist.

Nachdem ich ihm nun vorgestellt worden war, und meine Erzählung von den Feierlichkeiten der vergangenen Tage hinterbracht hatte, sagte er mir: Ich gehe nicht mehr nach Weimar hinüber, und Goethe kommt auch nicht mehr zu mir: in unseren Jahren müßte man annehmen, daß es das Letztemal wäre, und wer will etwas das Letztemal thun. Hier erfreue ich mich aber an einem Gedichte, das mir so eben überschickt wurde. Erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen vorlese.

Und er begann nun mit einer alten Bardenstimme, wie ich sie nie so voll und so kräftig gehört hatte, das allerdings schöne Gedicht vorzutragen. Sein Gesicht belebte sich, und wurde ausnehmend bezeichnend, das Begleitende der Geberden war charakteristisch, und setzte den Stoff in das gehörige Licht. Man hätte meinen können, einen großen Schauspieler vor sich zu haben, so ernst und aufrichtig schien er von dem Gedichte durchdrungen. Wir waren Beide ganz ergriffen von der Lectüre, und Knebel erfreute sich sichtlich des Eindruckes, den sie auf uns machte. Die Frau und ein kleiner Sohn, welche von Zeit zu Zeit durch das Zimmer liefen, wurden vorgestellt, und nach einem Aufenthalte von einer halben Stunde begaben wir uns fort.

Zu dem Kerndichter schien mir der Kernmann allerdings ein Seitenstück zu seyn. In Beiden war

ihre Zeit, deren Kraft und Mangel zu erkennen. Schade, daß es mir nicht vergönnt war, den Dritten in jenem Bunde, den verstorbenen Großherzog von Weimar, der das verknüpfende Element ausmachte, zu betrachten.

Die Sitzung des Oberhauses vom 7ten zum 8ten October 1831.

Unter allen Ländern Europas bot schon seit mehreren Jahrhunderten keines eine so poetische und dadurch anziehende Gestalt dar, als gerade England. Damit ein Volk sich dieses Rufes erfreue, muß es nicht, wie die Franzosen, und vielleicht auch die Deutschen, seine besonderen Grundlagen und Gewohnheiten sich an dem steten Feuer allgemeiner Gedanken verzehren lassen: es muß aber auch nicht, wie die Ungarn, sich immer wieder in den Teig seiner Besonderheiten verkneten, und wenigstens soll die freie Atmosphäre der Allgemeinheit immer Zugang haben, und die Kraft besitzen, die Besonderheiten frisch zu erhalten. Diese Doppelgunst hat England überkommen und bewahrt. Man zeige ein Land, das einerseits festgewurzelter in seiner Sitte, hartnäckiger in seinen Angewöhnungen, entschiedener in seiner abweichenden Einseitigkeit, andrerseits aber mächtiger, für

Freiheit glühender, und theilnehmender an allen öffentlichen Angelegenheiten sich erwiese. Der Handel und die Schifffahrt, das sind jene Weltrüssel, dazu bestimmt, Alles, was sich Neues und Fortschreitendes begiebt, aufzuraffen, die Besonderheiten damit zu befruchten, und was sonst alt und hinfällig erscheinen möchte, zu frischer Jugend wieder ansteigen zu lassen.

Nichts möchte in der That interessanter seyn, als zu zeigen, wie das Klima, die Geschichte und der Geist Englands in so nahem und innigem Zusammenhange sich befinden, daß aus jeder dieser Seiten das Ganze zu erkennen wäre. Die Engländer haben weder von zu großer Hitze zu leiden, welche die Seeluft abwehrt, und die ziemlich nördliche Lage des Landes verhindert, noch von zu großer Kälte, welche ebenfalls durch den Meeresgurt entfernt wird. Im Sommer ist ihr Himmel grau, im Herbst und Winter herrschen Nebel und Dünste. Diese theilen dem Charakter eine Einseitigkeit, Festigkeit und Stärke, der Stimmung einen hypochondrischen Anstrich mit, welcher niemals Muthwillen hervorruft, aber in vielen Dingen eine große Ausdauer gewährt. Wenn die Engländer sich am meisten auf Reisen begeben, und von ihrem Vaterlande entfernen, so sind sie doch auch wieder Diejenigen, die sich am wenigsten irgend wo anders festsetzen, sondern immer wieder nach ihrer Heimath zurückstreben. Altengland hat noch in den Ohren eines Briten einen ganz an-

dern Ton, als irgend das Vaterland in dem Ohre der übrigen Völker Er nimmt es mit, wohin er geht; sein Sinn modificirt sich nirgends: er sieht die Welt, ohne in sie einzudringen: was er bemerkt, ist immer vom englischen Standpunkte aus bezeichnet, und soll mehr das Auffallende des Unterschiedes darthun. Aber wo fände ein Engländer auch eine Geschichte, wie die seinige! Wo ein Land, dessen Historie nicht eine Auslöschung vergangener Zeiten, sondern vielmehr eine Addition der verschiedensten Zustände ist, die crystallinisch neben einander aufgeschossen, sich gar nicht beunruhigen und stören, sondern ruhig abwarten, daß die Zeit selber ihre nicht schonende Sichel an sie legen werde. Kann ein anderes Land genannt werden, wo heftige Parteien, die sich gegenüberstehen, nie zu dem Gipfel der Leidenschaft gelangen, daß irgend ein Ausbruch zu gewärtigen wäre, wo der Stock des Constablers noch hinreicht, um Ruhe zu gebieten, und wo die Minister eine Versammlung von mehreren hunderttausend Menschen nicht zu fürchten haben!

Wenn uns in den Zeitungen Berichte von heftigen meetings mitgetheilt werden, wenn die losgelassene Sprache der einzelnen Redner auf eine große Feuersbrunst deutet, wenn Solche, die mit England unbekannt sind, nun wirklich zu fürchten und bedeutenden Ereignissen entgegenzusehen anfangen, so sind Die, welche des *Landes innerste* Regung verstehen, vollkommen unbesorgt:

der andere Tag nach der Aufregung wird die ausgemachteste Ruhe bringen, die Geschäfte der City sind nicht einen Augenblick gestört gewesen, und ein Engländer würde uns kaum verstehen, wenn wir ihn mit ängstlichen Augen ansehen wollten.

Man könnte sich ferner darüber verwundern, daß die Revolution von 1789 in England lediglich das Gefühl des entschiedenen Gegensatzes hervorrief, während die von 1830 Sympathie und Reformen zum Vorschein brachte. Aber auch hier wird die Natur des Landes eine Antwort geben. Damit in Großbritannien Etwas wirke, muß es durch die Stadien der Zurückweisung gegangen seyn: man muß daran gewöhnt seyn, es mehrmals vergeblich vor den Schranken erscheinen gesehen zu haben. Eine Bill, die nicht öfter durchfiel, kann keinen Bestand haben, eine Begebenheit, die nicht die Widersetzlichkeit, welche man ihr anthat, aushalten konnte, wird unmöglich leben. Daher jener unzerstörbare Eifer, wieder vorzubringen und durchzusetzen, was eben gefallen war, daher jene Bedeutung, die auch das Negative dadurch erhält, daß es immer wieder erscheint. Die Aufhebung der Presse und Corporationsacte, die Emancipation der Katholiken, die Reformbill, die Freiheit der Sklaven, das Municipalitätsgesetz, die Zehnten, wie lange haben sie sich nicht zwischen Seyn und Nichtseyn bewegt, oder bewegen sich sogar noch dazwischen!

Daß im Jahre 1831 die Discussionen über die

Reformbill eine allgemeine Aufmerksamkeit rege machten, ist nicht zu bezweifeln: nicht minder, daß im Lande eine große Majorität für diese Maßregel gewonnen war. Aber man spürte doch nirgends eine über das Gewöhnliche hinausreichende Bewegung; es war gerade so, als wenn eine unbedeutende Frage den Berathungen des Parlaments vorläge. Wäre dieser Antrag zur Zeit noch fünfmal durchgefallen: es hätte sich eben so gut nichts Anderes als der legale Weg herausgestellt. Daß ein richtiger Gedanke endlich durch seine eigene Kraft siegen müsse, was die Franzosen sehr oft theoretisch behaupten, ohne sich übrigens dabei zu gedulden, wird in seiner praktischen Wahrheit an keiner Stelle der Welt so tief empfunden, als gerade in England. Der Weg von der Ueberraschung zur Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung wird hier also niemals betreten, und das breite Bett der Verfassung, in welchem sich alle Stände wohlbehaglich bewegen, gewährt eben so wohl Ruhe nach den Stürmen durchwachter Nächte, als neue Kraft zum Wiederaufheben des hingeworfenen Handschuhes.

Trotz der nicht zu verkennenden Majorität, welche sich im Lande für die Reformbill aussprach, mußte man sich doch darüber wundern, auf wie viele Torys und Gegner dieser Maßregel man bei jedem Schritte zu stoßen hatte. Da diese sich nur in den höheren Ständen finden, und ein Fremder schwerlich in England Gelegenheit hat, mit anderen Ständen zu verkehren, so

erklärt sich dieser Umstand vollkommen. In den öffentlichen Wagen, in Gesellschaften, und an jedem anderen Orte erschien mir die Menge der Torys unendlich groß. Unter den Advocaten, den Gelehrten anderer Gattung, fand ich fast mehr Gegner der Reformbill als Freunde derselben. Einige, die bei meinem früheren Aufenthalte im Jahre 1825 zu den sogenannten Freisinnigen und Fortschreitenden gehört hatten, waren jetzt anderer Meinung geworden; es überfiel sie eine Angst bei dem Gedanken, daß so viele Bollwerke, wie sie sie nannten, der englischen Verfassung niedergerissen würden: sie erinnerten daran, daß ja Canning selbst ein Gegner der Reform gewesen sey, und daß mit der Emancipation der Katholiken, und der Uebertragung der Wahlrechte einiger verfaulter Flecken, die des Mißbrauches der Bestechung überwiesen seyen, an große Städte, Allem genügt wäre, was man nur Billiges erwarten dürfe. Sie wollten nichts davon hören, daß ja der Widerstand, den man im Unterhause diesen Uebertragungen entgegengestellt habe, den allgemeinen Gedanken der Reform hervorgerufen hätte, und daß Old Sarum und East Retford die eigentlichen Beförderer dieser Maßregel gewesen seyen. Diese Torys, von denen ich spreche, waren meist Leute von rechtlichem Gemüth, von guten Kenntnissen, und mit hinreichendem constitutionellen Sinn begabt; aber sie waren so sehr Kinder und Geschöpfe ihrer Verfassung, daß jede durchgreifende

Aenderung sie erschreckte, und daß sie keine Sicherheit mehr empfanden, wenn man durch Abhauen einiger besonderen Berechtigungen an dem theuern Wohnsitz ihrer Neigungen zu rütteln beginnen wollte.

Die Reformbill, sowohl in der ersten Gestalt, wie sie Lord John Russell am 1sten März 1831 vorbrachte, als auch in der zweiten, wie sie im Mai 1832 endlich Gesetz wurde, hatte ganz die Form einer englischen Neuerung. Es waren so wenig allgemeine Vorstellungen und Gedanken darin, daß alles in derselben Enthaltene vielmehr eigentlich auf zweien historischen Grundlagen beruhte. Durch die Reibung der Jahrhunderte waren beträchtliche Ortschaften heruntergekommen, und endlich in Privateigenthum oder wenigstens doch in Privateinfluß ausgelaufen. Andere Städte hatten dagegen einen Schwung genommen, und eine Bevölkerung gewonnen, die den Mangel an Wahlberechtigung fast komisch erscheinen ließ. Eben so war der Werth des Geldes bedeutend gesunken, und zehn Pfund stellten heut zu Tage kaum vor, was zur Zeit Heinrichs VI. Vierzig Schilling gegolten hatten. Dann waren kunterbunte Wahlberechtigungen in den verschiedenen Flecken, je nach Maßgabe ihrer Privilegien. Während in Preston Jedermann stimmte, erwählten zum Beispiel in großen schottischen Städten wenige Municipalitätsberechtigte die Mitglieder des Unterhauses: die Reformbill sollte nun die historischen Veränderungen durch

Gesetz feststellen, und das Recht in Uebereinstimmung mit den factischen Vorgängen bringen. Hier war also nicht von der Einführung neuer staatsrechtlicher Gedanken, sondern von Zuständen die Rede, welche in der That anders geworden waren, und die, da sie doch von den Gegnern nicht hinweggeräumt werden konnten, auf einen Platz in der Vertretung einen Anspruch hatten. Wenn die Historiker so viel Werth auf geschichtliche Thatsachen legen, so möchte man sie einmal fragen, warum die neuern Begebenheiten denn nicht diese Natur an sich tragen, historisch zu seyn, und wie denn die Liebe zur Geschichte dazu kommt, einen solchen Haß gegen alles Heutgeschichtliche mit ihrer Anbetung zu vereinigen.

Das Unterhaus hatte die Reformbill mit einer entscheidenden Majorität angenommen, die, wie dies in England in der Regel so angesehen wird, keinem Zweifel mehr über die Wünsche des Volkes Raum ließ. Die Bemühungen und Anstrengungen der Torypartei hatten keinen Erfolg gehabt, und Alles war nun darauf gespannt, was die Lords mit der Bill beginnen würden. Eine Schrift von Cobbett: „was werden die Lords thun" betitelt, resumirte die ganze Frage, und zeigte, daß aller Widerstand hier definitiv vergeblich sey. In Blackwoods Magazine wurden, so gut es eben gehen wollte, Angriffe auf die Reformmaßregel gerichtet, die von dem Standpunkte aus, von welchem

sie kamen, als wahre Meisterstücke angesehen werden durften. Was heute nach und nach sich mehr zu befestigen scheint, nämlich der Gedanke an eine Reform des Oberhauses, war damals noch nicht ausgesprochen worden, denn man hoffte im Nothfall immer auf jenes Mittel, das schon in der Verfassung begründet war, nämlich auf eine Vermehrung des Hauses der Lords durch Das, was die Franzosen eine Fournée nennen. Daß der König definitiv einer solcher Pairslieferung entgegengesetzt sey, und es lieber mit einem Toryministerium versuchen wolle, war zur Zeit noch nicht bekannt. Die Lords standen übrigens noch in hohem Ansehen: sie bildeten keine Aristokratie, die etwa wider Willen des Volkes ihre Vorrechke ausübte, sondern ihre Macht war eben in der Zustimmung desselben gegründet. Ihr Ansehen war seit Jahrhunderten tiefgewurzelt, und ihnen mochte häufig der Gedanke kommen, als wenn Nichts im Stande wäre, dasselbe aufzulockern und bloßzustellen. Fünf Jahre haben hierin schon viel geändert, aber noch nicht Alles. Sollte es endlich diesen Halbgöttern gelingen, sich selbst zu zerstören, so würde dies bloß ein Beweis seyn, daß das Menschliche, wo es sich auch findet, einen Endpunkt, das heißt eine Krankheit haben muß, wodurch es aufhört.

Am 7ten October 1831, an einem Freitag, sollte im Hause der Lords die große Sitzung statt finden, *die über die* zweite Lesung, das heißt, über die

allgemeine Annahme oder Verwerfung der Reformbill entschiede. Durch die Güte des Generallieutenants von Imhoff hatte ich vom Grafen von Radnor eine Karte für das Oberhaus an diesem Tage erhalten, und mich schon sehr früh Nachmittags hin begeben, um einen guten Platz zu erlangen. Die Schilderung dieses Hauses ist schon so oft versucht worden, daß ich mich einer neuen Darstellung enthalten könnte. Ein innerer Raum, der beinahe nur dreihundert Personen zu fassen scheint; ministerielle und Oppositionsbänke kaum funfzehn bis sechzehn Schritt von einander entfernt, in der Mitte ein Wollsack, das heißt ein Sitz mit rothem Tuche beschlagen, worauf der Lordkanzler seinen Platz hat: hinter diesem ein Thron, der für den König bestimmt ist, wenn er das Parlament eröffnet oder schließt: vor dem Wollsacke eine Barre, die das Haus von den Zuhörern trennt, und an welcher die Mitglieder des Unterhauses erscheinen, wenn sie eine Bill überbringen, oder der königlichen Rede zuhören wollen: dahinter alsdann ein Platz für die stehenden Zuhörer, der nicht einmal so geräumig, wie der im Unterhause zu seyn scheint: das sind ungefähr die Momente, welche das Aeußerliche betreffen. Alle Mitglieder des Oberhauses sind niemals zugegen: im Unterhause kommen zuweilen von den 658 Gliedern sechshundert zusammen, aber im Oberhause scheint dies nicht nothwendig, da ja Abwesende by proxy stimmen können, und es somit leichter haben,

Vollmachten zu geben. An dem Tage, von dem wir reden, war eine ungeheure Masse Lords gegenwärtig, nämlich zweihundert und acht und siebenzig. Bloß neun und siebenzig hatten Aufträge ertheilt. Als ich in das Haus trat, fand ich schon eine ziemliche Masse von Zuschauern versammelt; aber einige bequeme Abtheilungen gleich vorn an der Barre waren unbesetzt, und ich begriff nicht, warum Keiner dieselben occupirte: ich begab mich also hinein, und freute mich schon meines guten Platzes, als ich mich plötzlich fast mit Gewalt herausgestoßen fühlte. Es waren nämlich die Plätze für die Zeitungsschreiber, die so eben angekommen waren, und ohne ein Wort zu sagen Denjenigen heraussetzten, den sie darin fanden. Dadurch war ich aber in eine sehr schlechte Lage gekommen, denn ich wurde in ein Gedränge gebracht, wie ich es nie früher erlebt hatte. Ungefähr zwölf Stunden, bis den andern Morgen um sechs Uhr, habe ich in dieser unbequemen Stellung zugebracht, welche das Interesse an dem Gegenstand der Verhandlung nicht eben angenehmer zu machen vermochte.

Wie gewöhnlich begann die Verhandlung damit, daß viele Lords Petitionen zu Gunsten der Reformbill, und einige wenige, wie zum Beispiel der Herzog von Wellington, gegen diese in Frage stehende Maßregel überreichten. Bei Gelegenheit dieser Niederlegung der *Bittschriften* waren mir die Worte interessant, welche

der eben zum Marquis von Westminster erhobene Graf von Grosvenor daran knüpfte. Er ging die Staatsmänner durch, welche gegen die Reform gewesen wären, nämlich Canning und Huskisson, und meinte nicht ohne Gründe, daß heutzutage die Ansichten dieser großen Minister sich verändert haben würden, wenn sie bemerkt hätten, wie auch der Sinn des Volkes in dieser Beziehung umgeschlagen habe. Er schloß mit der Bemerkung, daß Pitt bis zu seinem Tode mit der Reformmaßregel einverstanden gewesen wäre, und daß nur die Meinung, die Bill sey nicht durchzubringen, ihn von ihrer Verwirklichung habe abstehen lassen. Der Herzog von Richmond, bei Gelegenheit einer Petition von Bondstreet in London, meinte, er könne nicht glauben, daß die Lords die Bill verwerfen würden, bis er es wirklich gesehen habe. Endlich wurde von der Ueberreichung der Petitionen zur adjournirten Verhandlung über die Bill selbst geschritten. Der Erste, welcher in die Schranken trat, war Lord Wynford, der noch kränklicher als alt zu seyn schien, und der sich wahrscheinlich vor podagraischen Schmerzen nicht auf seinen Beinen zu halten vermochte, weswegen ihn denn verschiedene Collegen, namentlich der Herzog von Cumberland, einluden, sich zu setzen, was er endlich auch that. Seine ganze lange und über die Maßen weitläuftige Rede beruhte eigentlich nur darauf, daß zwar Reform nöthig wäre, aber nicht die vorliegende Bill.

der große Fehler der Bill sey, daß sie alle Unterschiede zwischen Eigenthum und Eigenthumslosigkeit, zwischen Wissenschaft und Unwissenheit aufhebe: es sey nämlich nicht wahr, was Lord Grey behauptet habe, daß dieses Gesetz lediglich eine Restauration der alten Wahlgesetze beabzwecke, sondern es habe vielmehr vor, ein ganz neues verfassungsmäßiges Recht einzuführen, dessen einstige Folgen kein Mensch berechnen könne. Zehn-Pfund-Miether könnten solche seyn, die Banquerott gemacht hätten, deren Austreten aber nur noch nicht bescheinigt sey: in St. Giles gehörten sehr viele Zwölf-Pfund-Miether zu den Armen, die von ihrem Sprengel Unterstützung erhielten: in der That sey die vorgeschlagene Bill nur eine grobe Täuschung des Volkes, das sehr bald davon zurückkommen würde, wenn es überhaupt wahr wäre, daß es noch heute derselben geneigt sey. Diese mehrere Stunden dauernde Rede eines alten und kränklichen Mannes, die in langgesponnenster Weise eigentlich nichts Interessantes als das eben Mitgetheilte enthält, hatte mich bereits bedeutend ermüdet, als ein noch älteres Mitglied, Lord Eldon, aufstand und eine Captatio benevolentiae, die er schon bei der katholischen Emancipationsbill angebracht hatte, noch einmal wiederholte, daß er nämlich wahrscheinlich zum letzten Male vor diesem Hause spreche. Diese Einleitung ist nicht ungeschickt, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, und *um Zuhörer* zu gewinnen, die sonst schwerlich Stich

gehalten hätten. Er fügte hinzu, daß er ein Rechtsmann sey, sich viel in seinem Leben mit dem Rechte seines Landes beschäftigt habe, daß es ihm aber immer geschienen hätte, als wenn Aenderungen nicht gerade Verbesserungen seyen. Niemals hätten die Lords Jemanden, sey es ein Flecken, oder eine Person, ihres Eigenthums beraubt, ohne die Herren desselben gehört zu haben, oder ohne zu untersuchen, ob wirklich Mißbrauch getrieben worden wäre. Er berief sich hier auf Lord Holt und Lord Hale, das heißt, auf die berühmtesten Juristen der Vergangenheit; er bemerkte, daß die Corporationen, die man jetzt ihrer Freiheiten berauben wolle, England eine Masse großer Parlamentsmitglieder geliefert hätten, und daß, wenn ein gewöhnlicher Freisasse von Newcastle upon Tyne, wie er selbst, sich zur Würde eines Kanzlers von England habe emporschwingen können, dies nicht anders, als durch Hülfe jener so sehr verschrieenen Corporationen geschehen sey. Schon im Unterhause habe er vor vielen Jahren Herrn Fox gegen seine eigenen politischen Freunde vertheidigt, weil dieser die richtige Meinung aufgestellt habe, daß man einen Flecken seines Wahlrechtes nicht aus dem Grunde berauben könne, daß Bestechung einigen Einwohnern desselben nachgewiesen sey. Er bleibe dabei, und zwar mit um so größerer Aufrichtigkeit, als er bald vor seinem Schöpfer stehen würde, daß mit dieser Bill die Monarchie nicht einen Augenblick länger existiren könne.

Diese beiden Reden von Lord Wynford und Lord Eldon hatten einen großen Theil der Nacht fortgenommen, und man konnte dem Letzteren eigentlich nur mit der größten körperlichen Anstrengung folgen. Denn er sprach so leise, daß schon ein Mitglied des Hauses, der Graf von Oxford, ihn aufgefordert hatte, vernehmlicher zu reden. Vollkommen abgespannt von der furchtbaren Hitze, von der Nothwendigkeit so zu stehen, daß ich die Hände nicht frey bewegen konnte, wollte ich mich hinwegbegeben, aber dies erschien ganz unmöglich. Ich mußte mich also resigniren, und die Reden der Advocaten für die Reform weiter anhören. Lord Brougham, der damalige Kanzler, erhob sich etwa gegen drei Uhr, und wenn er auch laut genug sprach, um im ganzen Saale gehört zu werden, so konnte ich doch nur auf einige Theile seiner Rede meine Aufmerksamkeit wenden: er war ganz verschieden von seinen vorangegangenen Collegen, durch und durch sarcastisch und bissig, mehr springend als discutirend: ich fand, wenn man die Unterschiede des englischen und französischen Wesens gehörig beachtete, sehr viel Ahnhänglichkeit zwischen ihm und Dupin dem Aelteren, was mir auch die zwischen Beiden bestehende Freundschaft erklärt: Lord Mansfield, der früher bemerkt hatte, daß er kein großer Feind der Bestechung sey, mußte diesen Abend herhalten, und zwar zur Belustigung der ganzen Versammlung: Lord Brougham fing damit an, daß die gegen=

wärtige Bill, von der ausgesagt worden sey, daß sie eine Revolution enthalte, nur in so fern eine Beziehung zu dieser habe, daß sie gemacht wäre, sie auf immer abzuwehren. Lord Wharncliffe, der die Petitionen für nichtssagend erklärt hatte, weil sie zwar für Reform, aber nicht für diese Bill sich interessirten, wurde vortrefflich abgeführt, indem Lord Brougham ihn nun durch die Straßen Londons, in der Absicht, Gegner der Maßregel zu finden, wandern ließ. Unglücklicherweise fand er aber Nichts als Freunde, nur eine einzige Straße war der Bill gegnerisch gesinnt: diese hatte aber keinen Bewohner. Nicht minder sarcastisch zog er gegen den Grafen Harrowby los, der dazu beigetragen haben sollte, seinen eigenen Sohn, der für Tiverton im Unterhause saß, aus demselben zu bringen, und der nun genöthigt war, sich in Liverpool wählen zu lassen. Der Lordkanzler behauptete, daß man früher die Absicht gehegt habe, nur Diejenigen, welche zwanzig Pfund Miethe bezahlten, zu Wählern zu machen, daß man sich aber davon überzeugt hatte, daß in einer Stadt, die siebzehnhundert Häuser enthalte, nur zwanzig Personen seyen, die diesen Zins bezahlten. Man werfe der Bill vor, sie sey auf der Abstraction der Bevölkerung gegründet: es sey aber ganz unmöglich, daß Eigenthum nicht mit Bevölkerung verbunden seyn müsse; wo aber keine Bevölkerung wäre, finde sich auch kein Eigenthum, oder nicht so viel, um eine

Wahlberechtigung zu heben. Es könnte seyn, daß die Gegner der Bill in ihrer Vertheidigung der alten britischen Constitution Recht hätten, wenn sie für ein[illegible] derselben hielten, was er als Mißbrauch ansehe, und daß er Unrecht habe: aber dann müsse er behaupten, daß auch Die sehr irrten, welche die englische Verfassung lobten, und für hochweise halten wollten. Sein Unrecht falle alsdann mit der Andern Unrecht zusammen, wenn dies als ein Vorzug betrachtet werde, daß Juden und Makler und Schneider und der Nabob aus Arcot Mitglieder ins Parlament schicken könnten. Es sey ein altes und gemeines Recht von England, daß die Stimmen für Parlamentsglieder den Hausbewohnern gehörten: wolle man jetzt Birmingham und Manchester Berechtigungen geben, so müsse man sich an die Eigenthümer und Miether wenden, denn das Recht der Corporationen und Fleckeneigenthümer beruhe nur auf Gewohnheit und Usurpation. Indem man die Zehn-Pfund-Miether in der gegenwärtigen Bill also herausstelle, sey man nur auf ein altes und gemeines englisches Recht zurückgegangen. Man könne beweisen, daß der König durch den Eid, welchen er bei seiner Krönung geschworen habe, sich verpflichtet zu jeder Reform fühlen müsse, denn er habe sich anheischig gemacht, „zu verbessern, was in Verfall gerathen sey.“ Wenn gesagt würde, das Volk allein sey für die Reformbill, so müsse er fragen, ob denn nicht alles Andere,

Lords und selbst die Krone lediglich für das Volk sey, und wenn die Pairs des Königreiches als Gegner der Maßregel aufgeführt würden, so frage er wieder, ob nicht gerade die neuen, die in der letzten Zeit gelieferten Pairs, die Hauptwidersacher abgäben. Ist der Herzog von Norfolk, der Herzog von Bedford, der Herzog von Devonshire gegen die Maßregel? Glauben Sie mir, Mylords, so endete der Lordkanzler, wenn Sie diese Bill verwerfen, so können Sie den Tag der Reform hinausschieben, aber diese Entscheidung kann keine Achtung für dieses Haus einflößen, oder ihm die Liebe des Volkes sichern. Auf meinen Knieen beschwöre ich Sie, die Bill nicht zu verwerfen.

Diese Rede, die in ihrer Art in den Annalen der englischen Beredtsamkeit für höchst bedeutend gehalten wurde, und die ungefähr zwei und eine halbe Stunde dauerte, von der Lord Lyndhurst in seiner Antwort sagte, daß sie selbst wohl die beste sey, welche der Lordkanzler jemals selber an den Tag gefördert habe, war aber auch die letzte, der ich noch einige Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Was Lord Lyndhurst, Graf Grey, der Herzog von Sussex noch vorbrachten, konnte ich nicht mehr auffassen: so zerschlagen, so schmachtend, so unglücklich befand ich mich während der übrigen Debatten. Lord Grey und Lord Lyndhurst discutirten am Ende noch darüber, ob der Erstere Recht gehabt hätte zu sagen, daß der Letztere einst für Reform gewesen

sey; Lord Lyndhurst bestritt, jemals dieser Maßregel einige Gunst zugewandt zu haben, und Graf Grey nahm seine Behauptung zurück.

Es mochte gegen sechs Uhr seyn, als die Zuschauer herausgeschickt wurden, weil die Abstimmung vor sich ging. Draußen konnte ich kaum mehr gehen: ich setzte mich, ohne das Resultat der Theilung (division) zu vernehmen, in eine hackney coach vor dem Westminsterplatze, und erfuhr das Ergebniß einer Majorität von 41 Stimmen gegen die Bill erst drei Stunden später durch die Zeitungen.

Da ich krank und zerschlagen den ganzen Rest des Tages im Bette blieb, so hatte ich die beste Gelegenheit, Betrachtungen über die englische Beredtsamkeit, namentlich im Gegensatze zu der deutschen und französischen, anzustellen, mit denen ich mich früher bekannt gemacht hatte. Ich begriff die leiblichen Constitutionen der Redner nicht, die es, ohne angestrengt zu erscheinen, aushalten konnten, in der fünften Nacht sich solchen Discussionen hinzugeben, während ich schon, weil ich eine Nacht Zuschauer gewesen war, bettlägrig werden mußte. Wäre es einem Deutschen möglich, fragte ich mich immer, wie der Lordkanzler in der vergangenen Nacht, theils die Sache beleuchtend, theils die Einwendungen prüfend, theils auf die Feinde sarkastisch losgehend zu verfahren, dabei niemals den Athem, die Stimme, die Energie der Rede zu verlieren, ja diesel-

den zuletzt am stärksten und eindringlichsten fühlbar zu machen? Und ich mußte mir antworten: es giebt keinen Deutschen, der dieses weder körperlich noch geistig vermag. Denn wir werden zwar in unserer Geschichte unterrichtet, aber wir wachsen nicht daran auf: unsere Vielseitigkeit zieht uns ab von der einseitigen Kraft, die ein Großwerden an dem eigensten Heerde gewährt. Die Gegenstände des Lebens, des Rechts, der Einrichtungen werden uns nicht von unserer Kindheit an vorgeführt: wir kommen erst in den zwanziger Jahren dazu, zu erfahren, wie sich die Sachen des Staates verhalten, und man gewährt uns alsdann einen Antheil daran als Protokollant oder Abschreiber. Die weiteren Jahre vergehen in dem Studium der Acten, und in weitläuftigem Geschreibe: wie soll sich hier die Energie sammeln, die Redekraft bilden, das Kunstwerk eines Staatsmannes hervortreten? Nur Offiziere und Professoren können in Deutschland in der Regel leidlich sprechen: die Ersten, weil sie Geistesgegenwart, die Letzten, weil sie Uebung besitzen. Aber wem stehen auch unter diesen solche Einzelheiten zu Gebote, solche Gründlichkeit des Details zur Seite, daß jemals eine Rede, wie die des Lordkanzlers, in einem deutschen Parlamente entstehen könnte. Und vergleicht man die Reden der Engländer mit den französischen, so läßt sich nicht läugnen, diese letzteren sind mehr präparirte Kunstwerke als die ersten: die Allgemeinheiten sind wohl-

gestellt: die Theile greifen ineinander, und gedruckt nehmen sie sich alsdann noch besser, wie gesprochen aus: allein diese Vorzüge werden auf Kosten eines ungeheuern Nachtheils erlangt, daß nämlich niemals an die Sachen gegangen wird, daß die Anschaulichkeit des Gegenstandes gar nicht hervortritt, und daß sehr oft die Bedeutung des eigentlichen Inhalts einer Phrase geopfert scheint. Die Polemik der Engländer ist mehr in persönlichen Waffenthaten bestehend, sie kämpfen Mann gegen Mann, wie im Mittelalter, und berühren sich freilich nicht gar sanft; die Franzosen dagegen führen ihre Kriege auf neuere Weise, sie manövriren, und es haben hier Armeen gegen Armeen zu thun. Die Resultate sind daher schrecklicher, und die völkerrechtliche Courtoisie ist noch das Einzige, was Schutz gewährt. Dagegen muß man, um dieser Vergleichung auch ihr Recht widerfahren zu lassen, bemerken, daß die englischen Reden, wenn man nicht daran gewöhnt ist, sich für alle nochmals und abermals wiederholte Besonderheiten zu interessiren, einen Grad von ermüdendem Beiwesen enthalten, der leicht ihren inneren Werth verkennen läßt. Den französischen Deputirten scheint es schon zu viel, wenn es sechs Uhr geschlagen hat, und höchst selten erlangt man es, in die eigentliche Essenszeit hinein die Kammersitzung zu verlängern. Die Engländer dagegen sind unermüdlich; da sie nicht für die Welt, wie die Franzosen sondern

für sich selber sprechen, so bekümmern sie sich auch nicht um die Zuhörer, die sie eigentlich nur toleriren, aber gar nicht herbeiziehen. Daher das Ungenirte ihrer Kleidung, das oft Burleske der äußeren Erscheinung. Man befindet sich im Parlamente wie zu Hause, man ißt und schläft, man geht mit bedecktem Haupte umher: es handelt sich hier um kein Lever oder drawing room, sondern um die Angelegenheiten des Landes: die Franzosen haben dagegen ein Costüm, und es bedürfte einer Revolution, um den Frack wieder einzuführen. — — — —

So betrachtete ich im Bette weiter und weiter, aber dürfen Bettbetrachtungen sich auch das Recht anmaßen, vor der Lesewelt zu erscheinen?

Die Deutschheit des Elsasses.

Je mehr man sich mit historischen Gegenständen beschäftigt, und namentlich je mehr man sie aus dem weltgeschichtlichen Standpunkte anzusehen pflegt, desto weniger Werth und Bedeutung legt man gewöhnlich auf denjenigen Theil der Begebenheiten, den man nicht besser, als mit dem Namen der verschwindenden bezeichnen kann. Die Völker, welche aufgehört haben, Organe der Weltgeschichte zu seyn, aber, noch vegetirend, ein nicht mehr eigenthümliches Daseyn fristen: die anderen, welche sich nach Jahrhunderten mit fremden Nationen verschmolzen haben, oder diejenigen, die nach geraumer Zeit, trotz der äußeren Verbindung, auch nicht ein Titelchen ihrer Originalität einbüßten, sind von jeher wenig geachtet worden, und alles Interesse, das ihre Passivität und der Widerstand, den diese enthält, darbietet, vermochte nicht, sie der Vergessenheit zu entreißen, in welche sie von dem Augenblicke an verfielen, wo kein Accent mehr auf ihre wirksame Thätigkeit ge-

legt werden konnte. Wie interessant müßte eine wahrhafte Geschichte der Juden, wie wir deren noch nicht besitzen, seyn, worin die Veränderung, die jede Periode auf diese zähe Masse ausübte, verzeichnet wäre, und wo wir im Nachhall der Begebenheiten ihre eigenthümliche Ausdrucksweise entdeckten: welchen mächtigen Eindruck hat nicht schon Thierry dadurch gemacht, daß er der normännischen Eroberung in England die Betrachtung des zerstampften Sachsenvolkes abgewann, und es bis dahin geleitete, wo es in das eine England übergeht; welche Belehrung könnte man sich nicht von einer Darstellung des griechischen Lebens versprechen in dem Augenblicke, wo sein weltgeschichtlicher Nerv erstorben ist, und es als dienendes und belehrendes Moment Asien, die Römerwelt, und sogar einen Theil des Mittelalters durchzieht?

Diese Gedanken und Betrachtungen boten sich mir dar, als ich im Herbst 1832, von der Schweiz kommend, den Elsaß durchzog. Seit dem westphälischen Frieden befand sich dieser ehemalige Theil Deutschlands unter französischer Herrschaft. Freilich hatten deutsche Reichsstände ihre Besitzungen in Elsaß behalten: freilich war die Stadt Straßburg erst 1681 erobert, und durch den Ryswiker Frieden Frankreich zugesprochen worden: aber ein Zeitraum von hundert und funfzig Jahren scheint doch wohl hinreichend, um andere Gedanken, andere nationelle Eigenthümlichkeiten zu erwecken,

Gegensatz etwas zu Gute that: ich sah, daß man nicht bloß deutsch geblieben war, sondern, daß man es noch gern seyn wollte.

In Straßburg selbst, wo so viele französische Offiziere und Angestellte aller Art sich in der Gesellschaft bewegen, möchte es vielleicht schwieriger seyn, gleich im ersten Augenblicke der Deutschheit auf die Spur zu kommen. In den Salons wird meist französisch conversirt: man möchte allerdings außer dem Hause den vollkommenen Anschein haben, als wenn man durch und durch ein Franzose wäre: von der deutschen Eigenthümlichkeit hält ein gewisses Etwas, ich möchte es beinahe Schaamgefühl nennen, ab, aber es führt ein innerer Trieb, eine wahre Liebe dahin zurück. Als ich eine junge und liebenswürdige Straßburgerin darum befragte, ob die Nationaldichter des elsässischen Volkes Corneille und Racine, oder Schiller und Goethe seyen, da antwortete sie mir, die Ersten seyen sicherlich nicht genug zu verehrende, classische Muster, aber ihre lieben Schiller und Goethe möchte sie doch dafür nicht hingeben. Erscheint man auf dem Museum, das heißt in dem vortrefflichen Lesecirkel der Stadt Straßburg, so eröffnet sich Einem hier ein vollkommen deutsches Schauspiel. Um Bierkrüge herum sitzen die Gelehrten und Literaten der Stadt, die Pastoren, die Schullehrer, die Universitätsprofessoren, und hier wird gemächlich und *gründlich über* den Staat, über die Tagespolitik, über

die Personen verhandelt. Daran schließen sich Bemerkungen über den scientifischen Gang in Deutschland. Mit den benachbarten Universitäten Freiburg, Heidelberg, Tübingen, ist man ohnehin immer in lebhafter Verbindung geblieben, und die protestantischen Theologen namentlich sind darauf angewiesen, sich ihren Nahrungsstoff aus Deutschland zu holen. Es braucht überhaupt wohl nicht erst bemerkt zu werden, wie wesentlich sich ein Cabinet de lecture von einem deutschen Lesezirkel unterscheidet. In dem ersten verbringt man seine Zeit bloß mit nomadischem Lesen: wenn man fertig ist, richtet man seine Schritte weiter: in dem zweiten ist ein ganzer Familienhintergrund von Essen und Trinken, von gestopften Pfeifen, und von behaglicher Conversation zu finden: in dem ersten reist man immer durch: in dem zweiten ist man ansässig. Dieser Ansässigkeitsduft ist es, der Einen in dem Straßburger Lesezirkel anweht, und uns die erste Versicherung ertheilt, daß wir uns dem Gemüthe, und was seine Objectivität ist, der Sitte nach, nicht außerhalb Deutschlands befinden. Die Majorität der Gelehrten ist ganz deutsch zugestutzt, und die Zirkel oder Kränzchen, wie man sie nennt, die sie unter einander haben, verläugnen nicht einen Augenblick diesen Charakter. Ich verbrachte mehrere angenehme Abende in den Häusern der Herren Hepp, Rauter, Schützenberger und Berger. Die interessantesten Straßburger Männer

Berichtigung.

Seite 35 Z. 11 v. o. Statt anzugreifen lies: zu vertheidigen.